Maximilian Schmidt.

Meine Wanderung durch 70 Jahre

II. Teil.

Maximilian Schmidt's

Gesammelte Werke.

Volksausgabe.

Zweiundzwanzigster Band.

Meine Wanderung durch 70 Jahre.

Zweiter Teil.

Reutlingen.
Druck und Verlag von Enßlin & Laiblin.

Maximilian Schmidt

Aufnahme von 1902 durch Hofphotograph Ad. Baumann.

Meine Wanderung durch 70 Jahre.

Autobiographie

von

Maximilian Schmidt.

Zweiter Teil.

1.—5. Auflage.

Reutlingen.
Druck und Verlag von Enßlin & Laiblin.

1. Das Jahr 1863.

Mit was beginnen? Dies war jetzt die Frage. Fertig geschrieben war längst „Das Fräulein von Lichtenegg“, teilweise skizziert „Der lateinische Bauer“ und „Die Christkindlsingerin“. Aber auch diese beiden Erzählungen waren fertig in meinem Kopfe. Ich sagte mir zwar sofort, daß die letzte die beste und ausgereifteste sei und gleichsam den Charakter bezeichne, welcher meinen Volksdichtungen eigen sein soll. Aber ich sagte mir auch, daß, wenn ich eine weniger gute Erzählung einer, wie ich glaubte, besseren folgen lasse, dies mit Recht als Rückschritt betrachtet werden könnte. Schon hielt ich es fürs beste, die „Lichteneggerin“ ganz verschwinden zu lassen, aber — da kam die Vaterliebe. Mein erstes novellistisches Kind so ganz verstoßen, es ging nicht. Und weil ich in meinem ersten Buche Eschlkam, wie es zu meiner Jugendzeit war, mit den Farben meines Herzens gemalt, so gab dieses Herz den Ausschlag und ich gab das Manuskript in die Lindauersche Verlagsbuchhandlung (Schöpping), welche es nach kurzer Prüfung acceptierte, jedoch wünschte, daß noch eine kleine Erzählung beigegeben werde, um das Buch stärker zu machen.

Hiezu bestimmte ich nun den „lateinischen Bauer.“ Ich durfte ihn aus meinem Kopfe nur abschreiben; aber dazu konnte ich nur die Nächte benützen. Ich schrieb bis zum Morgenläuten. Die Zeit verrann mir wie im Fluge

und in einem Zeitraum von 3 Nächten war die Novelle niedergeschrieben und zwar „leserlich“ geschrieben. Mein Verleger hielt die Arbeit für gut und der Druck des Buches begann.

Maximilian Schmidt als Leutnant im Jahr 1863.

Sehr häufig wurde ich auch im Januar noch zu den königl. Hofjagden beigezogen. Mein General gestattete mir jedes Mal, daß ich an diesen Tagen meinen Dienst mit einem andern Kameraden vertauschte und waren bei ihm auch wieder die reizenden Mittwoch-Abende eingeführt. Auch bei General Brandt, Major Prankh (dem späteren Kriegsminister), Dr. Schmidt-Osting (dem nachmaligen Schwiegervater des Ministers Lutz) u. a. war ich wieder zu Gaste geladen. Aber auch das Theater besuchte ich mit Leidenschaft. Ich machte auch hin und wieder Besuche bei Frau Stehle, deren Tochter Sophie der Liebling Münchens und

natürlich auch aller Leutnants war und noch natürlicher — aller Kadetten. Als ich die Fahnenkadetten einmal auf den Offiziersball im Odeon zu begleiten hatte, welchen auch Sophie Stehle besuchte, da haschte jeder darnach, nur ein paar Schritte mit ihr tanzen zu dürfen. Und als dann der Faustwalzer zur Herrentour gespielt wurde, da war die Dame in Gefahr, totgetanzt zu werden und empfing einen ganzen Berg von Blumen.

Während dieses Karnevals fand im Odeon auch ein Landwehroffiziersball statt, zu welchem die Offiziere der Garnison eingeladen waren. Ich fand mich auch dort ein und traf wirklich „zufällig" Fräulein Auguste Haßlacher mit ihren Pflegeschwestern hier an. Es war ihr erster Ball und ich suchte ihn ihr so angenehm als möglich zu machen. Jener Ball war übrigens für andere nichts weniger als glücklich. Der Saal war mit schweren Kriegs-Trophäen überladen. Bei der Polonaise, an welcher sich König Max und König Marie, sowie sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses beteiligten, machte sich eine solch schwere Trophäe von der Galerie los und stürzte in den Saal. Die königlichen Hoheiten waren knapp vorüber, als die wuchtige Masse das soeben darunter hinschreitende Paar, Maler Stindt und seine Tänzerin, zu Boden schmetterte. Sie mußten schwer verwundet und bewußtlos nach Hause gebracht werden. (Beide hatten lange Zeit mit der Heilung ihrer Kopfwunden zu thun und haben sich später geheiratet.)

Im Korps fand auch heuer wieder zum größten Leidwesen des Majors eine Theatervorstellung statt. Gespielt wurde: „Der Geist oder die unterbrochene Theaterprobe," Schwank in 1 Aufzug von Friedrich.

Personen:

Graf Stillensee . . .	Kadett M. Bothmer † als Oberstl.
Emilie, dessen Tochter .	„ R. Bürklein (Oberst)
Kammerherr v. Storch .	Fahnenkadett Lamotte (Oberst)
Herr v. Zimper . . .	„ Gündter „
Heinrich v. Holm . .	Kadett Dillmann (Generalmajor)
Frau v. Hohenthurn .	„ Madroux
Kommissionsrat Gemsbock	Fahnenkadett Wanner †
Schauspieler Kraft . .	Kadett Hößlinger (Oberst)
Gottlieb, Holms Bedienter	Fahnenk. Salzberger (Oberstl.) †
Ein Bedienter des Grafen.	

Hierauf:

„Ein Pagenstückchen," Posse in 1 Aufzug von Töpfer.

Personen:

Der König	Kadett Ermarth †
Obrist v. Manteuffel	„ Hößlinger
Der französische Dichter	„ Madroux
von Berger } Pagen	Kadett Schwarzmann †
von Pirds } Pagen	Fahnenk. Salzberger (nachmals Oberstl.)
von Spitznac } Pagen	Kadett Rutz (nachmals Oberst)
Der Schulze von Neurode	Fahnenkadett Wanner
Der Schöppe	„ Vogl
Veit	„ Lamotte (nachmals Oberst)
Josef, sein Sohn . . .	Eleve Feller (nachmals Oberst)
Niklas	Kadett Langenmantel (nachmals Kommandeur des Kadettencorps

Bauern, Lakaien.

Zwischen beiden Stücken wurden Gesangspiecen vorgetragen.

Zum Schlusse: „Die tanz- und trinksüchtigen Rekruten.“ Komisch-pantomimische Tanzszene, arrangiert vom kgl. Hofballettmeister Fenzel, ausgeführt von den Zöglingen der 3. und 4. Brigade.

Es ging wieder alles „wie am Schnürl“ und ich erntete reiches Lob. Ganz besonders willkommen war mir dieses von seiten des Kronprinzen, der jetzt hochgewachsen und von frappanter Schönheit war. Ein üppiges, kastanienbraunes Haar, große, dunkle, seelenvolle Augen, ein etwas blasses Gesicht von denkbar edelstem Schnitt, dazu eine bezaubernde Anmut und Schüchternheit: so sehe ich ihn noch vor mir, wie er mich freundlich fragte, wann ich wieder eine Dichtung von mir aufführen lasse. Ich sagte ihm, daß ich ein Novellenbuch, Kulturbilder aus dem bayerischen Walde, verfaßt habe und nächster Tage der Oeffentlichkeit übergeben werde.

„Da wünsche ich Ihnen Glück!“ sagte er freundlich und ich erwiderte: „Dieser erste Glückwunsch Eurer Königlichen Hoheit soll mir ein gutes Omen sein!“

Einige Tage später war ich zur Karnevalsvorstellung im Hollandschen Institut geladen. Auch hier traf ich den Kronprinzen. Ich saß ganz nahe neben ihm; nur Erzbischof Gregor war dazwischen. Ich merkte, daß mich der Kronprinz sehr oft ansah, als wollte er mit mir sprechen. Am Schlusse, als er aufstand, trat er zu mir und fragte mich:

„Wie heißt das Werk, das Sie verfaßt haben?“

Ich nannte ihm den Titel.

Der Erzbischof, welcher daneben stand, fragte gleich: „Fräulein von Lichtenegg — Lateinischer Bauer —

das spielt wohl bei Rimbach, wo ich seinerzeit Kooperator war?"

„So ist es, Exzellenz," erwiderte ich. „Ich möchte den bayerischen Wald, Eurer Exzellenz und meine Heimat aus der Verborgenheit herausziehen. Seine Königliche Hoheit haben mir jüngst Glück dazu gewünscht und ich hoffe, Glück zu haben."

Der Kronprinz reichte mir die Hand und entfernte sich mit dem Erzbischof, begleitet von dem Direktor und den Professoren der Anstalt.

Am 25. Februar (1863), meinem Geburtstage, stand ich nachmittags 5 Uhr in einem Saale der königlichen Residenz, ein in goldgepreßte grüne Seide gebundenes Buch in der Hand. Ich ward über mein Gesuch, mein erstes Werk eigenhändig Sr. Majestät König Max II. überreichen zu dürfen, vom Flügeladjutanten Freiherrn von Leonrod hieherbestellt und wollte der König nach der Tafel mein Buch in Empfang nehmen. Ich war frohgemut, bis mich plötzlich Nasenbluten befiel, das mir meine ganze Freude zu vereiteln drohte. Mein weißes Sacktuch glich bald einer Stierkämpfer-Flagge und die Verlegenheit steigerte sich noch, als sich jetzt die Thüre öffnete und die hohe Tafelgesellschaft den Saal querte, um sich in ein anderes Gemach zu begeben. Voran König Max mit Königin Amalie von Griechenland, dann König Otto von Griechenland mit Königin Marie, hierauf mehrere hochadelige Paare und die Flügeladjutanten. Alle sahen nach mir, der ich an einem Fenster, ehrerbietigst grüßend, stand und dazwischen das Blut hinauf schnupfte. Ich winkte hierauf einen Lakaien herbei und ließ mich von ihm beschauen, ob mein Gesicht rein von Blutspuren sei. Nur der Schnurrbart

war etwas verbesserungsbedürftig, sonst fand er nichts Auffallendes an mir. Nachdem das Blut, vielleicht vor Schreck, endlich gestillt war, ging ich daran, wieder meine schneeweißen Lederhandschuhe anzuziehen, als der Flügeladjutant erschien, mich zu Sr. Majestät zu befehlen.

Die huldvolle Weise, mit welcher mich der Monarch empfing, ließ mich sofort mein voriges Malheur vergessen und auf dessen Frage: „Sie bringen mir ein Buch über den bayerischen Wald?" übergab ich dieses mit Dank für die Allerhöchste Gnade und sagte, es sei nur ein bescheidener Anfang, dem ich aber bald Besseres folgen lassen werde. Nun erkundigte sich Majestät sehr eingehend über den bayerischen Wald, über die Hochwaldungen u. s. w. und fragte mich, ob ich den auf seinen Befehl im Urzustande belassenen Urwald am Falkenstein schon gesehen habe. Ich erzählte von meiner Waldtour im vorletzten Herbste, fing einigermaßen über den Wald zu schwärmen an und schloß mit den Worten: „Der bayerische Wald ist in landschaftlicher Hinsicht leider noch nicht gewürdigt."

„O, ich schätze ihn als eine kostbare Perle sehr hoch!" erwiderte der König, „und ich werde ihn, wenn möglich, heuer oder doch sicher im nächsten Sommer in mein Reiseprogramm aufnehmen. Bis jetzt habe ich ihn nur gestreift; ich kam nur bis Falkenstein — was ich aber gesehen, die Vorberge und Ausläufer gegen die Donau — ist sehr schön."

„Meine Landsleute werden überglücklich sein, wenn sie von dem Vorhaben Eurer Majestät vernehmen," sagte ich.

Der König hatte jetzt das ihm übergebene Buch geöffnet und die Titel gelesen.

„Volkserzählungen?" versetzte er. „Echte, gute, gei-

stige Kost für das Volk! Wenn Sie das bieten können, seien Sie meines Dankes überzeugt. Mein Wunsch wäre, daß die bayerische Geschichte in kleinen, volkstümlichen Erzählungen dem Volke zugeführt würde, die den Soldaten auf der Wache ansprechen, gleichsam unterhaltend belehren. Da wäre z. B. die Geschichte von Max Emanuel und auch andere bayerische Regenten, welche den dankbarsten Stoff liefern würden. Denken Sie 'mal darüber nach, Herr Leutnant, und bringen Sie mir bald wieder eine hübsche Gabe."

Er reichte mir die Hand und begab sich zu meinem Nachbar. Vor mir aber stand jetzt Königin Marie. Auch diese sprach in huldvollster Weise mit mir. Dann stellte mich der Flügeladjutant dem griechischen Königspaare vor, das sich gleichfalls für meine litterarische Thätigkeit interessierte. Beide stellten manche Frage an mich, die ich frisch und gut beantwortete.

Jetzt entfernte sich der Hof. Baron Leonrod nahte sich mir und sagte: „Sie haben Ihre Sache famos gemacht. Ich gratuliere Ihnen, Kamerad! Für jetzt, adieu!"

Es schwindelte mir doch etwas im Hirn, als ich den Vorsaal durchschritt. Es war doch für das erste Mal nicht so leicht, vier gekrönten Häuptern auf einmal gegenüber zu stehen und immer richtige Antwort zu geben, dabei fortwährend in peinlichster Angst, ob nicht wieder — Nasenbluten eintritt.

Ich eilte aus der Residenz, um mich in die nächstbeste Droschke zu werfen und heimzufahren, aber noch sollte ich keine Ruhe haben. Der Redakteur des „Omnibus," Herr Bayer, er war ein Onkel des Fahnenkadetten Günther, der zufällig die Stunde meiner Audienz wußte, erwartete

mich am Thoreingang. Er fragte mich um alles aus und ich sagte ihm auch alles. In den darauf folgenden Tagen waren alle Münchener und bayerischen Blätter über diese Audienz unterrichtet. Im bayerischen Walde rief die Nachricht, daß der König beabsichtige, nach demselben zu kommen, großen Jubel hervor und nicht minder schmeichelte dort des Königs Ausspruch, daß er den bayerischen Wald als „eine kostbare Perle" hochschätze.

Auch Se. Königliche Hoheit Prinz Luitpold und Herzog Max nahmen mein Buch persönlich entgegen und von letzterem erhielt ich gleich andern Tages dessen große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft zugeschickt, Prinz Luitpold aber lud mich nach einigen Tagen zur Tafel.

Und die Presse?

Das vornehmste bayerische Blatt die „Münchener Zeitung," (offizielle Zeitung) schrieb:

„Die dieser Tage in der Lindauerschen Buchhandlung erschienenen Volkserzählungen aus dem Bayerischen Walde von Maximilian Schmidt können als ein beachtenswerter Beitrag zu der in neuester Zeit in Aufnahme kommenden Litteratur über den Bayerischen Wald bezeichnet werden. Durchweg frisch und originell, eine unbestreitbare Darstellungsgabe verratend, führen uns diese anspruchslosen Erzählungen in jene nordöstliche Partie des bayerischen Waldes, deren Mittelpunkt der Markt Eschlkam bildet. In gut gewählter Form, die Mitte zwischen Dorfgeschichte und Novelle haltend, wird der Leser mit allen wichtigen Begebenheiten, Volkssagen, Gebräuchen und Naturschönheiten jener Gegend bekannt gemacht und hierin möchten wir den Hauptwert dieser Erzählungen suchen."

Und die „Neuesten Nachrichten" schrieben in einer zweiten Besprechung (16. April 1863):

„Das Buch von Maximilian Schmidt „Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde" hat inzwischen die Anerkennung gefunden, welche es wahrhaft verdient: es ist eine 2. Auflage*) davon nötig geworden und wir können nicht umhin, dem Verleger (Lindauersche Buchhandlung in München) hiezu zu gratulieren, da es immerhin, in Deutschland wenigstens, für einen Buchhändler verdienstlich ist, strebsame und tüchtige schriftstellerische Talente mit ihren Firmen in die litterarische Welt einzuführen. Solche Buchhandlungen, welche altklassische Verlagswerke oder solche Bücher in Verlag aufkaufen, welche später zur Geltung gekommene Autoren früher herausgegeben hatten; solche Buchhändler, welche für derartige einträgliche Geschäftchen von fürstlichen Mäcenen mit Orden und Auszeichnungen bedeckt werden, solcher Unternehmer giebt es freilich genug; — aber die Verleger, die mit sicherem Blick für ihr geschäftliches Interesse doch auch ein warmes Herz für die Entwickelung deutscher Geister, für das einzige, was uns Deutschen, der „Nation von Denkern" eigentümlich und gemeinsam bleibt, für die Fortbildung höherer Ideen, dessen, was sie anderwärts den „Fortmarsch der Zivilisation" so prahlerisch nennen und was doch stets nur auf eine Ausbeutung germanischer Institutionen und germanischer Produktion hinausläuft, etwas einsetzen — solcher Verleger giebt es leider nur zu wenige. — Die Erzählungen von Maximilian Schmidt zeugen von einem unverkennbaren, namentlich sehr gestaltungskräftigen Ta-

*) Nunmehr in 7. Auflage in der Gesamtausgabe von Enßlin und Laiblin in Reutlingen.

lent des Verfassers, der, wenn er erst noch in den Formen etwas sicherer sein wird, gewiß zu unsern besten schriftstellerischen Namen gerechnet werden wird. Die vorliegenden beiden Erzählungen halten die richtige Mitte zwischen Novelle und Dorfgeschichte, sie sind sehr spannend und anschaulich gehalten, die Charaktere glücklich gezeichnet und es spricht aus ihnen ein tiefes Gefühl, das den Leser ergreift und auf die ethischen Standpunkte des Verfassers führt. Wir hätten nur eine etwas minder photographisch getreue Wiedergabe des zuweilen auftauchenden Provinzial-Idioms und namentlich im „Lateinischen Bauer", der übrigens auch psychologisch von hohem Interesse ist — eine mehr nach Zeitfolge geordnete, nicht häufig weit zurückgehende Erzählungs-Anlage gewünscht."

Auch andere Blätter brachten gute Kritiken, so der „Münchener Omnibus," „Europa-Chronik", „Blätter für Litter. Unterhaltung" u. a. und zu meiner Ueberraschung kam eine briefliche Einladung des Verlegers Ernst Keil aus Leipzig, der mich als Mitarbeiter für die Gartenlaube unter den glänzendsten Bedingungen engagierte.

Ich war daran, diesem meine soeben fertig gestellte Erzählung „Die Christkindlsingerin" zu überschicken, als mir Kriegsminister von Lüder durch General Schuh sagen ließ, wenn ich in die „Gartenlaube" schriebe, müßte ich meinen „blauen Rock" ausziehen. Das Blatt, das damals nationalliberal, und politisch bei den Regierungen verpönt war, durfte sonach keine Arbeiten von mir erhalten, was die „Gartenlaube" verdroß und auch mir sehr unangenehm war. Nun gab ich die neue Erzählung auch in kein anderes Blatt, sondern ließ sie gleich als Buch drucken und versenden. Es war dies für meine litterarische Reputation

wohl das Beste, denn mit der „Christkindlsingerin"*) machte ich einen glücklichen Wurf. Ich wurde damit als berechtigter Volksschriftsteller anerkannt und es ward damit auch meine Absicht erreicht, daß diejenigen Blätter, welche den ersten, von mir jedenfalls sehr gewagten Band noch nicht besprochen, nunmehr beide Bände zugleich in Kritik nahmen und so mich richtiger und günstiger zu beurteilen vermochten.

Das Buch nahm die Gemahlin des nunmehrigen Prinzregenten Luitpold, Prinzessin Augusta, kaiserliche Prinzessin und Erzherzogin von Oesterreich, Großherzogliche Prinzessin von Toskana u. s. w. in Widmung an, ich durfte dasselbe auch Seiner Majestät dem König nach Hohenschwangau überschicken und erhielt ein telegraphisches huldvolles Dankschreiben. Herzog Max nahm es ebenfalls entgegen. Fräulein Auguste Haßlacher war auch nicht die letzte, welcher ich es im Prachteinbande überschickte.

Das „Deutsche Museum" von Robert Prutz, 26. Nov. 1863 äußert sich:

„Ein neues erzählendes Talent lernen wir kennen in den Volkserzählungen aus dem Bayerischen Walde von Maximilian Schmidt. Zweites Bändchen: „Die Christkindlsingerin" (München, Lindauer). Wir kennen den ersten Band der Sammlung nicht, was aber das vorliegende Bändchen angeht, so ist es eine recht erfreuliche Bekanntschaft, die uns dadurch verschafft wird; der Verfasser kennt und liebt das Volk, das er schildert, er ist vertraut mit seinen Gebräuchen und Einrichtungen und auch seine Denk-

*) Nunmehr in 11. Auflage in der Gesamtausgabe von Enßlin und Laiblin in Reutlingen.

und Empfindungsweise, seine Leidenschaften und Irrtümer, seine Tugenden und Fehler liegen vor ihm aufgeschlossen. Die Geschichte selbst ist außerordentlich einfach, aber geschickt entworfen und mit fester sicherer Hand durchgeführt; es ist eine Art von Dorfgeschichte, aber ohne jene Schönthuerei und jene erkünstelte Gefühlsseligkeit, welche diese Gattung neuerdings mit Recht in so allgemeinen Mißkredit gebracht hat. Die Heldin der Geschichte, das kleine „Waberl," das vierzehnjährige Mädchen mit seinem klugen Gesicht, den blauen großen Augen und dunklen Haaren, die in zwei langen Flechten unter einer schwarzen, mit Pelz eingefaßten Haube über ihre Schultern herabhängen, im blaugefärbten leinenen Kleidchen, mit der braunen Schürze, gehüllt in ein grauwollenes Tuch, welches sie wegen der großen Kälte eng an sich zieht, während ihre Hände in Pelzhandschuhen stecken, die mit einer grünen Schnur über ihren Schultern verbunden sind (Seite 2) — dieses Waberl, halb noch Kind, noch mit der Puppe spielend, während schon mit leisem Finger die Liebe Einlaß begehrend an das junge Herzchen pocht, ist eine prächtige Figur und auch der „Mirtl Sepp", der junge Further Fuhrmann, den das Waberl aus so schlimmer Verlegenheit rettet, atmet eine Naturwahrheit und Lebensfrische, die uns, wie gesagt, in der heutigen Dorfgeschichte nur noch selten begegnet."

Die „Blätter für litterarische Unterhaltung" sagten u. a.: „Die Christkindlsingerin" ist wahrhaft eine reizende Idylle, die uns das Volksleben in klarster Form vorführt. Es herrscht hier eine Feinheit der Anlage, eine Anmut der Ausführung, daß wir diese Erzählung jedem zur Lektüre empfehlen müssen. Schreitet der Verfasser in seinen

Werken derart vor, so können wir ihn einer bedeutenden Zukunft versichern."

Auch Adalbert Müller, der berufenste Beurteiler über die Waldlitteratur schrieb mir höchst anerkennende Briefe und schließ einen derselben mit den Worten: „Ich darf mich in der That glücklich preisen, daß Sie durch geschickte Einflechtung meiner Volkssagen meinen bereits halbvergessenen Namen in Ihren Schriften der Lesewelt wieder in Erinnerung bringen. Ich danke Ihnen recht von Herzen für dieses freundliche Verfahren, sowie wiederholt für die gütige Uebersendung Ihres trefflichen Büchleins, und verharre mit ausgezeichneter Hochachtung ergebenster Adalbert Müller."

Auch von diesem 2. Bande wurde innerhalb weniger Monate eine 2. Auflage nötig. Es war also ein Erfolg, wie ich ihn nicht besser wünschen konnte, und ein norddeutsches Blatt schrieb: „Maximilian Schmidt hat sich mit seiner „Christkindlsingerin" die deutsche Lesewelt wie im Sturm erobert."

In München gewann mir meine Arbeit viele aufrichtige Freunde, so besonders Meister Moritz von Schwind, der sich erbot, meine nächste Erzählung zu illustrieren, dann Dr. Julius Grosse, welcher damals das Feuilleton der „Münchener Zeitung" über sich hatte, dann Franz Kobell, den Volksdichter par excellence u. s. w. Ganz besonders aber erwärmte sich für meine Geschichte Ihre Königliche Hoheit Prinzessin Alexandra, welche mir als Zeichen Höchstihrer Anerkennung ihre Dichtung „Maiglöckchen" nebst einem huldvollen Schreiben übersandte und mich dann auch in Audienz empfing. (Prinzessin Alexandra war die Schwester des nunmehrigen Prinzregenten Luitpold.)

Indessen fehlte es mir auch nicht an Neidern, die mir meinen Erfolg mißgönnten oder solchen, denen ich unbequem war. Ich glaube nicht, daß Dr. Hermann Schmid dazu gehörte, aber es befremdete mich, als er eines Abends im Hoftheater zu mir sagte:

„Finden Sie nicht, Herr Leutnant, daß es, um Verwechslungen zwischen uns zu vermeiden, das einfachste wäre, Sie wählten sich einen andern Autornamen?"

Auf diese in freundlichster Form ausgesprochene Unhöflichkeit erwiderte ich eben so freundlich:

„Aber bester Herr Doktor, ist es denn schon entschieden, wer bei einer solchen Verwechslung gewinnt oder verliert? Lassen Sie uns ruhig neben einander weiter schmieden. Ich gehe Ihnen nicht ins Gäu, denn meine Domäne ist vorerst der „Bayerische Wald."

„Eben über diesen wollte ich demnächst auch schreiben und noch dazu über den „Lateinischen Bauer," erwiderte er etwas mißstimmt, „denn ich habe den lateinischen Bauer persönlich vor einigen Jahren gesprochen. Sie haben mir diesen schönen Titel vorweg genommen."

„Dann kann es mich nur freuen, daß ich meine Erzählung rechtzeitig gebracht," antwortete ich lachend. Der Akt hatte begonnen, ich empfahl mich und trat ins Parkett.

Es that mir leid, daß dieser längst rühmlich bekannte Dorfgeschichtenschreiber auf mich, den Neuling, eifersüchtig war. Doch ich hatte mir vorgenommen, meinen eigenen Weg zu gehen und — ich ging ihn auch.

So viel über mein erstes glückliches Debut als Volksdichter. Nun aber sollte ich in diesem Jahre wiederholt die Gunst des Schicksals erfahren. Bekanntlich kommt ein

Unglück nicht allein, aber ebenso geht es beim Glück und „unverhofft kommt oft.“

So erfuhr ich ganz unverhofft, daß der Vormund meiner Auserkorenen plötzlich seine Gesinnung geändert und einer Verlobung seiner Mündel mit mir nichts mehr in den Weg lege. Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist und ich versäumte nichts. Wohl hatte ich mich bereits zu einer Fußtour nach Venedig gerüstet, welche ich nach Schluß des Schuljahres ausführen wollte, aber auf jene Nachricht hin blieb ich selbstverständlich in München und fand am 12. August in der That meine Verlobung mit Auguste Haßlacher statt. Schon für den 23. September desselben Jahres war die Hochzeit angesetzt. Am 22. brachte die Musik von meinem Regimente (1. Inf.-Reg.) der Braut ein Ständchen und am 23. September nachmittags 2 Uhr wurden wir in der Kapelle auf dem „Empor“ der Peterskirche durch Herrn Professor Kisinger ehelich verbunden. Als Zeugen fungierten mein alter Freund Oberleutnant August Wening und Spezialkassier Müllbauer (mein Landsmann), dann waren zugegen die Pflegeeltern meiner Braut, Privatier Grundner, deren Onkel Josef Sommer, Stempelamtskontrolleur Herz, deren Vermögensvormund; Brautjungfern waren die beiden Fräulein Grunder. Die in 4 Wagen erfolgte Fahrt nach und von der Kirche vollzog sich durch ein Spalier von vielen Hunderten von Bekannten und Neugierigen. Schon um 5 Uhr saßen wir Neuvermählten, glücklich über das erreichte Ziel, im Eisenbahnwagen, um vorerst unsere kleinere Hochzeitsreise anzutreten, welcher dann eine größere nach Italien folgen sollte. Wir fuhren den ersten Tag bis Rosenheim, wo wir im Hotel Kreiderer abstiegen. Andern Tages reisten wir nach Salz-

burg. Von hier aus nahmen wir einen flotten Einspänner, den wir während der ganzen Tour beibehielten. Es ging nach Berchtesgaden und den Königssee. Wohl hatte ich es voriges Jahr nicht geahnt, daß ich schon nach einem Jahre mit meinem lieben Weibchen den herrlichen, großartigen See befahren sollte. Weiters fuhren wir in die Ramsau. Ueber Reichenhall und Mauthäusl ging es dann wieder der Bahn zu, so daß wir Ende des Monats in München zurück waren und unsere neue Wohnung in der Sonnenstraße Nr. 5 zunächst der Klinik als das glücklichste Paar beziehen konnten.

Am letzten September hatte ich mich vom Kadettenkorps abzumelden und beim 1. Infanterie-Regiment König anzumelden. Ich zog es nämlich unkluger Weise vor, aus dem Korps zu scheiden, obwohl mich General Schuh animierte, mein Gesuch zurückzunehmen. Der Major hatte mir den Dienst dort verleidet. Der General führte mich, nachdem ich mich dienstlich abgemeldet, in seinen Salon, in welchem sich auch die Frau Generalin befand. Hier übergab er mir eine prächtige Schreibmappe aus Juchtenleder mit Messingspangen beschlagen, zum Andenken und es traten ihm Thränen in die Augen, als er mir die Hand zum Abschied reichte und mir Glück für alle Zukunft wünschte. Dasselbe war bei seiner Gemahlin, der Frau Generalin, der Fall.

Auch ich dankte aus vollem Herzen für all das Wohlwollen, das ich in diesem Hause genossen und das ich nie vergessen wollte — habe es auch nicht vergessen. Des Generals Bildnis hängt stets in meinem Arbeitszimmer und der Frau Generalin schickte ich alle Jahre zu ihrem Namenstag „Babette“ einen Blumenstrauß, bis ich einen

solchen auf ihr Grab legen mußte, das sich aber glücklicherweise erst nach hohem Alter über ihr schließen sollte.

Weniger rührend war die Abmeldung beim Major. Weder ein Glückwunsch zu meiner Heirat noch für meine Zukunft ward mir zu teil. Ein einfaches „Gut!" war meine Abfertigung.

„Und das hat alles das Theater gethan!" Nun der Theaterteufel in meiner Person aus dem Hause, erreichte er auch wirklich seinen Zweck; es wurde nie mehr gespielt, so lange er im Korps kommandiert war. Aber jetzt geht's wieder flott zu im Karneval, wie zu meiner Zeit. Da ich aber nicht mehr Gelegenheit haben werde, über den mir so feindlich gesinnten Major zu sprechen, so halte ich's für meine Pflicht, zu konstatieren, daß sich derselbe im Kriege 1870/71 als Genieoberst rühmlich hervorgethan.

Am gleichen Tage meldete ich mich beim Regimente als zum Dienst eingerückt. Oberst Walther, der mich längst kannte, empfing mich freundlich und stellte mich dem Offizierskorps bei der Parade vor. Da ich vom Kriegsministerium einen einmonatlichen Urlaub nach Italien erhalten, verband ich zugleich die desfallsige Abmeldung.

Nachdem wir noch das Oktoberfest mitgemacht, ward die Abreise auf den 5. Oktober festgesetzt, worüber das folgende Kapitel näheres berichten wird.

2. Die Hochzeitsreise.

Jede Reisebeschreibung ist der Ausfluß der individuellen Eindrücke des Beschreibers. Diese sind nach Gemütsanlage, Verständnis und Bildung sehr verschieden und so sind auch die Beschreibungen einer und derselben Reise, sobald sie mehr als platte Aufzählungen sind, wesentlich verschieden. Es kommt darauf an, wie man die Sache sieht und wie man das Gesehene in sich aufnimmt. Es kommt auch auf die Stimmung an, in der man sich befindet — ich möchte behaupten, von dieser hängt alles ab.

Nun, meine junge Gattin und ich traten unsere Reise in denkbar glücklichster Stimmung an. Jung, frisch, ohne Sorgen — die Tasche voll Gold; Herz, was willst du noch mehr! Zudem hatte ich schon bei der jüngsten Partie nach dem Berchtesgadener Ländchen mit Freuden bemerkt, daß meine junge Frau ein volles Herz für die Großartigkeit und Schönheit einer Landschaft hatte, daß sie für alles ein Interesse zeigte und bei einer Reise nach Italien noch etwas besaß, worin sie mir weit über war, nämlich Kunstsinn und Kunstverständnis. Während ich mich hauptsächlich für Land und Leute interessierte, war sie begeistert für die Kunstwerke und Baudenkmäler der vergangenen Jahrhunderte und die Geschichte, welche aus ihnen sprach. Jene, Land und Leute, habe ich noch heute in lebhafter Erinnerung, wenn diese auch nicht durch spätere Reisen

aufgefrischt worden wären, was letzteres anbelangt, muß ich mich aber auf die treuen Aufzeichnungen meiner Frau stützen, wie sie fein säuberlich geschrieben vor mir liegen.

Die erste Route war Memmingen und galt dem Besuche meiner Schwester, deren Mann dort als Beamter angestellt war. Dann fuhren wir am Schlosse Grönenbach vorüber, wo meine Mutter das Licht der Welt erblickt hatte, nach Kempten, dem Geburtsorte meines Vaters. Dann ging es Lindau am Bodensee zu, in eine mir bis jetzt unbekannte Gegend. Es war ein lieblicher Anblick, den der azurblaue See und seine reizenden Ufer gewährten. In wunderbarer Reinheit breitete sich das blaue Firmament darüber, während die Schweizer Berge übergoldet schienen von den glänzenden Strahlen der Sonne. Wir speisten in Lindau, wo wir Ferdinand Wilferth trafen, welcher hier als Postbeamter angestellt war und begaben uns dann an Bord des Schiffes „Lindau," um nach Rorschach überzufahren. Von hier aus machten wir einen Ausflug nach dem nahen St. Gallen. Wir bestiegen sofort den Rosenberg, welcher eine herrliche Aussicht über Stadt und Umgebung gewährt. Es ist dies unstreitig einer der schönsten Punkte der Schweiz, sowie nicht minder der Ort St. Gallen selbst einen lieblichen Eindruck macht. Abends nach Rorschach zurückgekehrt, hatten wir uns im Gasthofe, wo wir das Nachtquartier aufschlugen, soeben zum Abendessen im Gastzimmer niedergelassen, als sich uns ein dicker Herr, der mit seinem Sohne am Nebentische saß, näherte und sich als „Landsmann aus Bayern" vorstellte. An unserer Aussprache hatte uns der Mann erkannt und drückte darüber eine solche Freude aus, als hätten wir uns nicht jenseits des Bodensees, sondern jenseits des Ozeans, fern

von der Heimat, zusammengefunden. Er schüttete uns sein vor Sehnsucht nach seinem Vaterlande überschwellendes Herz aus und teilte uns mit, daß er mit seinem lieben Sohne, der aber infolge vielen Weingenusses nicht mehr vorstellig gemacht werden könne, eine kleine Lustreise in die Schweiz mache. Er erzählte uns von seiner ganzen Verwandtschaft mütterlicher- und väterlicherseits und rief dazwischen immer wieder: „No', wie hätt' ich denken können, daß ich da so liebe Landsleute träfe!“ Er hätte uns noch lange in seiner Manier unterhalten, wenn wir es nicht vorgezogen hätten, auf unser Zimmer zu gehen. Aber Ruhe hatten wir vor ihm noch lange nicht. Es war bereits Mitternacht vorüber, als wir durch einen schrecklichen Lärm im Nebenzimmer aufgeweckt wurden. Schreien und Schimpfen, Lärmen und Fluchen drang abwechselnd an unser Ohr. Dazwischen heftiges Anprallen an unsere Thüre. Stühle, Stiefelknecht und was sonst beweglich war, mußte da drüben Flügel bekommen haben und so gings eine Stunde lang fort. Es war unser Landsmann mit seinem Sohne. Sie führten Krieg mit einander. Endlich klopfte auch ich mit dem Stiefelknecht an die Verbindungsthüre und gebot Ruhe, anfangs zwar vergeblich, endlich aber trat sie nach und nach doch ein.

Andern Tags setzten wir unsere Reise fort. Das Ziel für heute war Chur. Die Bahn führte uns durch das Rheinthal, eine der anmutigsten Gegenden des so reich mit allem Schönen ausgestatteten Landes. Bald schließen die hohen Schweizerberge, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt, das Thal von beiden Seiten ein und treten so nahe an den Fluß, daß nur mit Mühe die Schienenstraße hergestellt werden konnte, bald traten sie wieder weit zurück,

eine weite Fläche einfassend, durch deren Mitte sich der Fluß seine Bahn gebrochen und welche mit Ortschaften und Schlössern gleichsam übersät ist. Alte Römertürme, Burgen und Ruinen sind fast auf jedem Bergabhange zu sehen, darunter das alte, zinnengekrönte Schloß Wartau, die Ruine Schollberg, Guttenberg und Freudenberg.

In Ragatz machten wir Mittag im Kurhotel. An der Table d'hôte hatten wir als nächste Nachbarn zwei sehr interessante Persönlichkeiten, den berühmten Militärschriftsteller Oberst Wilhelm Rüstow und die Gräfin Sophie von Hatzfeld.

Diese, eine Dame in den Fünfzigern, trug eine rote, etwas schmutzige Bluse, man nannte es damals Garibaldi-Hemd, und hatte ein üppiges, aber nachlässig frisiertes Haar. Sie sah sehr geistreich aus und sprach sehr laut, so daß man bei der sonstigen Stille der Tafelgäste fast alles hören konnte. Die Gräfin, welche als mütterliche Freundin Lassalles und durch ihre Beteiligung an seiner sozialistischen Agitation bekannt war, hatte seinerzeit viel von sich reden gemacht wegen eines Kassettendiebstahls, welcher auf Anstiften Lassalles von einigen Herren bei der Baronin Megendorf in Köln gemacht wurde. Sie vermuteten darin wertvolle Urkunden der Gräfin Hatzfeld. Dieser Diebstahl hatte einen Aufsehen erregenden Prozeß zur Folge. (Die Gräfin starb 1881 in Wiesbaden.)

Oberst Rüstow, den ich aus seinen militärischen Werken längst kannte, hatte in der Schweiz sein Asyl. Er wurde 1848 in Posen wegen der Brochüre „Der deutsche Militärstaat vor und während der Revolution" vor ein Kriegsgericht gestellt und entfloh 1850, trat in eidgenössische Dienste und ward dort 1856 Major im Generalstab. 1860

ging er als Generalstabschef zu Garibaldi nach Sizilien und kehrte nach dem Kriege wieder in die Schweiz zurück, wo er 1870 zum Obersten ernannt wurde. Dieser Mann hatte ein bewegtes, fast abenteuerliches Leben hinter sich. (Er starb 1878 durch eigene Hand.)

Oestlich von Ragatz liegt der Fläscherberg mit dem St. Luciensteig, dem damals einzigen befestigten Punkte der Schweiz. Wir statteten dem Bade Pfäffers einen Besuch ab. Der Weg dorthin ist wildromantisch. Rechts himmelhohe, geradeansteigende Felswände, links, tief unten, die wilde, brausende Tamina. Das Bad selbst macht einen melancholischen Eindruck; rings eingeschlossen von steilen, himmelanstrebenden Felsmassen, nie beschienen vom Strahle der Sonne, nichts hörbar, als das dumpfe Brausen des wilden Gewässers, so ist das alte Gebäude der Schlucht vorgelagert. Man führte uns durch einen langen Gang abwärts in eine dunkle Säulenhalle und von da zu einer kleinen eisernen Thüre. Wieder ging es dann auf einem langen Holzsteg längs der Felsenwand zu den warmen Quellen. Dichter Schwefeldunst erschwert hier das Atmen. Die Felsen ober uns bilden ein förmliches Dach und lassen nur einen ganz schmalen Streifen des Himmels durchblicken. Wir sehnten uns zurück in eine freiere Natur. Ein schwäbisches Bäuerlein, das sich uns bei dem Höllengange angeschlossen, brach alle Augenblicke in den Ruf aus: „Noi, is dös a wunderbare Welt!“ Auch er war froh, als ihn wiederum die Sonne beschien und meinte: „Koi Teufel bringet mi no'mal eini in den Höllenkessel!“

Mit dem Abendzuge fuhren wir nach Chur, dem alten Bischofssitze, und stiegen im Hotel Steinbock ab. Vom Rosenhügel besahen wir uns noch die Stadt. Der Anblick

war aber mit dem von St. Gallen nicht zu vergleichen. — Andern-Morgens um 5 Uhr waren wir schon auf der Post, erfuhren aber zu unserem Aerger, daß der Postwagen bereits bis auf 2 Rückplätze im Innern voll besetzt sei. Wir wollten in keinem geschlossenen Wagen die Fahrt über den Splügen machen und entschlossen uns, lieber den Kondukteursitz, welcher rückwärts hoch oben am Wagen sich befand und eigentlich nur für eine Person berechnet war, zu benützen. Mit dem kleinen Raum hofften wir schon zurecht zu kommen. Es dämmerte, als wir die Stadt verließen, der Morgenstern stand über uns am blauen Firmamente und die frische Morgenluft blies uns Hochobensitzenden in das Gesicht. Alles war noch still. Die aufgehende Sonne brachte uns einen herrlichen Morgen und vergnügt fuhren wir ins Graubündener Land hinaus. Wir durchfuhren eine prächtige Landschaft bis Thusis, von da bogen wir rechts ab und wendeten uns der via mala zu. Hoch oben am Eingange liegen die Trümmer der Burg Hohen-Rhätien, einst der Schlüssel des Thales. Auf der andern Seite des Berges wird die St. Johanniskapelle sichtbar, die erste christliche Kirche des Thales. Der Eintritt in die via mala geschieht durch das „verlorne Loch,“ eine ungefähr 90 Schritt lange Galerie, die in den Felsen gesprengt ist und durch welche die Straße führt. Der plötzliche Uebergang vom hellen Licht zum Dunkel ist überraschend und man wendet das Auge gerne zurück auf das sonnige Thal und die grünenden Fluren. Himmelaufstrebende Felswände bilden die Schlucht. Links tief unten braust der Rhein. Drei Mal führt die Straße auf kühn gewölbten Bogen über den Fluß, der sich unten tosend und schäumend Bahn bricht durch die ihn einengenden Fels-

massen. Diese wilden Gebirgspartieen beengen das Herz und wir freuten uns, als das schöne Schamserthal sich unsern Blicken zeigte. Ober dem Dorfe Donat liegen die Ruinen der Burg La-Turr, deren Vogt um die Mitte des 15. Jahrhunderts, wie Geßler in Uri, hier Veranlassung gab, daß sich die Thalbewohner gegen ihren Zwingherrn erhoben.

Wieder hatten wir eine lange waldige, der via mala ähnliche Schlucht, die Rofflaschlucht, zu durchfahren und gelangten dann in das Rheinwaldthal. Mittags kamen wir nach dem Dorfe Splügen, wo uns der erste Reis, die ersten Maccaroni und der erste italienische Wein vorgesetzt wurden. Während der Mahlzeit hatte sich der Himmel mit Wolken bedeckt und wir saßen kaum wieder auf unserem luftigen Sitze, als es auch schon zu regnen begann. Unsere Fahrt, bisher so schön, gestaltete sich jetzt weniger beneidenswert. Wir schoben das Dach herauf und ließen uns in die Eisregion hinauffahren. Höher und höher ging es, anfangs sachte ansteigend, dann immer steiler und steiler, in hundertfachen Krümmungen. Bald lag festgefrorener Schnee an der Straße, bald hörte jede Vegetation ganz auf und unser Auge erblickte nur mehr Steine, Schnee und Eis. Dazu ein trostloses Wetter. Der Regen goß in Strömen nieder, ringsum verlor sich der Blick in undurchdringlichen Nebel und ein eisig kalter Wind blies uns ins Gesicht, als wir auf der höchsten Spitze des Berges angelangt waren.

Nun aber ging's im Galopp abwärts in unzähligen Windungen, oft am Rande tiefer Felsenwände, über welchen bei jedesmaliger Kurve die Kondukteurskutsche grausig schwebte, so daß ich oft vermeinte, wir müßten hinab-

fliegen in die Tiefe. Ich muß gestehen, daß mir bei dieser Gelegenheit unheimlicher zu Mute war, wie meiner Reisegefährtin, die sich sogar über meine Besorgnis zu lachen erlaubte. Nun, ich lachte auch wieder, als sich die Nebel zerteilten und wir bei Pianazzo hielten, um von einem kleinen Ausbau an der Straße den Wasserfall von Isola zu bewundern. Nun gelangten wir bald an die Pforte von Italien, nach Campo dolcino, wo die Grenzrevision vorgenommen wurde.

Schön war der erste Eindruck in Italien nicht, aber interessant. Das Dorf, jetzt eine vornehme Sommerfrische, bestand damals noch aus lauter halbverfallenen Häusern. Vor diesen saßen die Männer in ihrem braungelblichen, schmutzigen Gewande, mit dunklen Gesichtern und langen Bärten. Mit lüsternen Augen blickten sie nach dem rasch daherfahrenden Postwagen. Eine Menge Kinder begleitete sofort laufend denselben und schrieen in einem fort um ein Geschenk. Als der Wagen hielt und die Koffer herabgenommen wurden zur Revision, versammelte sich das ganze Dorf um uns. Die Kinder drängten heran und bettelten. Ich war so unklug, ihnen ein paar Münzen zu geben, darauf ward ich von der ganzen Bande auf eine Weise bestürmt, daß ich mich nur mit aller Gewalt frei machen und ins Revisionslokal eilen konnte. Vor der Abfahrt machte ich mir dann nochmals den Spaß, vom hohen Sitze herab eine Portion Kupfermünzen unter die Menge zu werfen. Darum balgte sich alt und jung, Mann und Weib. Die nichts erhascht hatten, schrieen zu mir herauf und ließen nicht mehr ab, bis der Wagen davonrollte. Jetzt aber ward mir der Dank zu teil, daß mich die Leerausgegangenen nicht nur mit Schimpfworten traktierten, sondern

dem Wagen auch Steine nachwarfen, wobei sie mehrere Minuten lang nachliefen. Wir hatten das Dach über den Kondukteursitz gespannt, das die uns vermeinten Liebeswürfe aufhielt, bis endlich die Rotte halt machte.

Daraus sollte der Grundsatz folgen, gar nichts zu geben, wenn man nicht alle befriedigen kann. Es hatte zu dunkeln begonnen, da uns der helle Ton des Glöckchens vom Turme der Kirche Madonna di Callivaggio das Ave Maria verkündete. Bald darauf fuhren wir in Chiavenna ein, wo die Postfahrt zu Ende war und im Gasthause zum „Goldenen Schlüssel" (Cleve d'or) Nachtquartier genommen wurde.

Wir trafen hier mit Dr. Gsell-Fels zusammen, dem bekannten Reiseschriftsteller, welcher auf einer Reise nach Nizza begriffen war und speisten in Gesellschaft mit ihm, wobei uns, wie auch andern Tages auf der Reise, sein gutes Italienisch sehr zu statten kam.

Der folgende Morgen war sehr unfreundlich; es regnete in Strömen. Gleichwohl besuchten wir die Zitronen- und Orangengärten zu Füßen des Schlosses, bewunderten die herrliche Vegetation, die blühenden Oleanderbäume, Magnolien, die verschiedensten Arten von Palmen und Blattpflanzen und so machte Chiavenna trotz der Unbill der Witterung auch auf uns einen bleibend günstigen Eindruck. Dr. Gsell-Fels versicherte uns, daß Chiavenna einer der schönsten Orte im Mailändischen sei und als Sommerfrische von den Mailändern viel aufgesucht würde.

Nachdem es zu regnen aufgehört, bestiegen wir mit Gsell-Fels eine offene Equipage des Gasthofes, um nach Colico am nördlichen Ende des Comosees zu fahren. Nicht

weit außer Chiavenna schwang sich auf unsern in scharfem Trab fahrenden Wagen ein etwas verdächtig aussehender Mann und setzte sich auf den noch freien Rücksitz. Unser Protestieren war vergeblich. Der Kutscher that, als höre er nicht und fuhr gemütlich weiter. Der fremde Gast nahm seine Pfeife heraus, stopfte und zündete sie an und achtete nicht auf unsern Befehl, den Wagen zu verlassen. Er verstand auch unsere Sprache nicht. Dr. Gsell-Fels meinte schließlich, wir sollten uns darein fügen; die Sache sei jedenfalls mit dem Kutscher schon vorher abgekartet gewesen und wir könnten froh sein, wenn nicht noch ein zweiter solcher Fahrgast erschiene. Kaum gesagt, schwang sich schon ein zweiter auf den Bock neben den Kutscher, der es ruhig geschehen ließ. Nun aber war auf eben diesem Wege einige Tage vorher die Post am hellen Tage durch Räuber angefallen worden. Wer bürgte uns dafür, daß diese beiden Kerls nicht auch solche Banditen waren, die nur die rechte Stelle abwarteten, um über uns herzufallen? Sie thaten uns aber nichts. Dr. Gsell-Fels begann mit ihnen sogar eine Konversation und wir erfuhren, daß sie so gut wie wir ihre Plätze bezahlt hatten, obwohl wir den Wagen für uns allein gemietet.

So kamen wir zum Lago di Como, nahe an den Trümmern der Festung Fuentes vorüber, die 1603 von den Spaniern erbaut und 1796 von den Franzosen zerstört wurde. In Colico war unsere Wagenfahrt zu Ende, wir speisten hier zu Mittag und fuhren nach Tische mit dem Dampfboote nach Bellagio, wo sich Gsell-Fels von uns trennte. Der Comosee ist freilich reizend mit seinen prächtigen Ufern, die mit zahlreichen Ortschaften und bunten Villen, von herrlichen Gärten umgeben, besät sind. Die

Berge ringsum waren wie mit magischem Lichte übergossen und gewährten einen zauberischen Anblick. Wie das Bäuerlein in der Taminaschlucht, so sagte auch ich jetzt: „Ist das eine wunderbare Welt!“

Bei Bellagio teilt sich der See in den Lago di Como und in den Lago di Lecco und ist Bellagio der lieblichste Punkt am ganzen See. Wir logierten uns im Hotel Genazzini ein. Ein preußischer Hauptmann, Schütte mit Namen, bewohnte mit seiner Gattin das Zimmer nebenan und sie wurden auf einige Tage unsere Reisegefährten. Noch abends besuchten wir die hochgelegene Villa Serbeloni, von deren Park aus man eine entzückende Fernsicht nach dem Como- wie nach dem Leccosee genießt. Gegenüber am westlichen Ufer liegt Menaggio, Cadenabbia und Villa Carlotta, lauter herrliche Punkte. Auf dem Rückwege zu unserem Hotel hörten wir ein echt italienisches Ständchen, das irgend einer Schönen gebracht wurde. Andern Tages besuchten wir bei herrlichstem Wetter mittelst Barke die Villa Carlotta, welche in einem Garten von Limonen und Cypressenbäumen liegt. Die Villa enthält in einem Marmorsaal berühmte Reliefs von Thorwaldsen, sowie Standbilder von Canova und Acquisti. In den Gärten anderer Villen sahen wir die herrlichsten Magnolien und Camelienbäume, chinesische Fichten, mächtige Aloen, köstlich duftende Myrthensträuche, Zitronen und Feigenbäume, in Villa Melzi dazu noch einen Brotbaum. Aber unter all den unzähligen Landhäusern, die an den Ufern hingestreut sind, interessierte mich die Villa Pliniana, das einstige Retiro des Plinius am meisten. Abends fuhren wir dann mit Hauptmann Schütte und seiner Frau auf dem Dampfer nach Como, wo wir einen Omnibus bestiegen,

um nach Camerlata — erst von hier aus ging damals die Eisenbahn nach Mailand — zu fahren.

Es war schon Nacht, als wir in Camerlata eintrafen. Hier wurde ein Madonnafest gefeiert und wir waren aufs angenehmste überrascht von der reizenden Illumination des Ortes und dem glänzenden Feuerwerk, das aus obengenanntem Grunde abgebrannt wurde. Abends um halb 9 Uhr kamen wir dann in Mailand an, wo wir im Hotel Grand Bretagne abstiegen.

Beim Besuche der Sehenswürdigkeiten dieser Stadt folgten wir der Weisung unseres Bädeker. Im Gedächtnisse geblieben ist mir nur der herrliche Dom, das Freskogemälde im Refektorium des ehemaligen Klosters S. Maria della Grazia, des bekannte Abendmahl von Leonardo da Vinci und die Skala, wo wir die „Puritaner" hörten. In Mailand feierte ich zum ersten Male meinen Namenstag (12. Okt.) zusammen mit Auguste.

Einige Tage später fuhren wir nach Genua. Auf dem Wege nach dort liegt nahe bei Alassandria das kleine Dorf Marengo, in dessen Nähe sich am 14. Juni 1800 das Schicksal Europas entschied. Nachdem wir unzählige Tunnels durchfahren, langten wir in Genua an und jetzt sahen wir zum ersten Male das Meer, nach dessen Anblick wir uns lange gesehnt. Von einem der oberen Stockwerke des am Hafen gelegenen Hotel de la ville hatten wir eine herrliche Aussicht über den Hafen hin auf die hohe See hinaus. Das Leben und Treiben unter unseren Fenstern war hochinteressant und für den Binnenländer ganz ungewohnt; das reichste und schönste Bild einer großen Hafenstadt entfaltete sich vor unsern Blicken.

Der Palazzo Doria und alle Punkte, die uns „Fiesko"

interessant gemacht, wurden selbstverständlich aufgesucht, nach Pegli zur Villa Pallavicini gefahren, um den „herrlichsten Garten Europas“ zu sehen, das an unser Hoftheater in München erinnernde Theater Carlo felice nicht zu vergessen. Die Rückfahrt von da zum Hotel geschah unter einem furchtbaren Gewitter. Dieses beobachteten wir sodann von unserem Balkon aus. Das Meer lag in tiefer Finsternis, von Zeit zu Zeit durch grelle Blitze weithin beleuchtet. Blutigrot und blaugrün zuckte es durch die Wolken, das Tosen der wild erregten See mischte sich mit den rasch auf einander folgenden Donnerschlägen, ein großartiges, wildschönes Schauspiel. Aber unten im Hafen war alles still; gut für den Schiffer, der ihn glücklich erreicht. Ich saß mit meiner jungen Frau in der offenen Balkonthüre und auch wir fühlten uns sicher und geborgen in dem Hafen unseres Glückes, auf dessen Dauer wir den perlenden Champagner tranken.

Wir wollten nach Florenz; doch hätte dies auf dem Landwege über das Gebirge geschehen müssen und dort machten sich zur Zeit Banditen sehr unliebsam bemerkbar. So beschlossen wir, nach Mailand zurück zu reisen, um von dort über Verona nach Venedig zu gelangen. Als wir am südlichen Ende des Gardasees dahinfuhren, konnten wir noch überall die traurigen Spuren der vier Jahre früher hier stattgefundenen Schlachten wahrnehmen. Alles war wüst und unfruchtbar, und einsam blickte der Turm von Solferino von seinem Hügel auf die verheerte Gegend nieder. Kein Baum, kein Strauch, kein Haus zeigte sich dem Blicke, ringsum nur weite Oede. Dunkle, graue Wolken zogen am Himmel dahin, der sich traurig über dieses Stück Erde wölbte, das so viele Gefallene in seinem Schoße barg.

Abends 7 Uhr kamen wir in Verona an. Bädeker empfahl ein Hotel mit deutschen Kellnern, aber dort, Aquila nera hieß es, sprach nur der Stiefelputzer deutsch. Es war von innen und außen eine echt italienische Spelunke, früherhin mochte es allerdings das Palais eines Nobili gewesen sein. Die Thüren in unserem Gemache waren nicht verschließbar und hätten wir, nachdem die Eingänge verbarrikadiert waren, trotzdem ruhig geschlafen, doch war dies infolge der Qualen, welche uns das Ungezieser veranlaßt, nicht möglich. Wir sahen mit Sehnsucht dem Tage entgegen, um in ein besseres Hotel auszuwandern. Die Arena, Julias Haus und Grabstätte, das Schloß der Skaliger und deren wunderbare Grabmonumente, berühmte Kirchen und der Garten der Villa Giusti mit seinen weltberühmten Cypressen waren das Wanderziel der nächsten Tage.

Dann ging's nach Venedig. Die wundervolle Lage dieser Stadt entzückte mich wohl, aber darüber breitete sich der dunkle Schatten ihrer Geschichte. Ich konnte hier nicht recht froh werden. Besonders störte mich der Verfall der herrlichen Paläste am Canale grande, welche fast den Eindruck von Ruinen machten. Doch gewährte eine Gondelfahrt bei Mondenschein ganz eigentümlichen Reiz. Bei späteren Besuchen hat mir diese Inselstadt freilich einen ganz andern Eindruck gemacht, denn es ist seitdem wieder vieles besser geworden; aber im Jahr 1863 machte sie nur den wehmütigen Eindruck des Verfalls auf mich.

Die Meerfahrt nach Triest, dieses selbst und die Reise über Graz nach Wien boten viel des Merkwürdigen.

In Wien machte ein Landsmann aus Eschlkam, Kaufmann Späth, unsern Cicerone. Aber er verlangte von

mir, daß ich mir einen Cylinder kaufe, denn ohne einen solchen, meinte er, könne er nicht mit Anstand mit mir durch die Stadt gehen. Damals war Wien noch die „alte Weanerstadt" mit ihrem fidelen Nachtleben. Als ich im Jahre 1895 zur Eröffnung des Raimundtheaters wieder nach Wien kam und Späth im Zylinder besuchte, blickte er mich verwundert an und als er mich in ein Cafe begleitete und die Leute uns manchmal nachblickten, belehrte er mich: „Die Leute schauen uns nach, weil du einen so schönen, noblen Cylinder hast; weißt — es ist das eine Seltenheit in Wean."

Nach einem viertägigen Aufenthalt — jeden Abend besuchten wir ein anderes Theater — reisten wir per Bahn nach Passau weiter, wo wir Nachtlager hielten, aber vor dichtem Nebel nichts sahen. In Plattling nahmen wir uns andern Tages einen Zweispänner, welcher uns über Deggendorf und die Rusel nach Zwiesel brachte. Ich wollte meiner Frau den bayerischen Wald vorstellen. Von hier gings nach Eisenstein und dann zu Fuß über den Brennus nach Lohberg, wo uns Freund Meidinger beherbergte.

Meine Frau war trotz all des Schönen, was wir in den letzten Wochen gesehen, doch entzückt über die herrliche Waldgebirgsgegend und freute sich mit mir über die prächtige Heimat und die lieben Freunde, die uns alle Ehren erwiesen. Besonders war dies in meinem Geburtsorte Eschlkam der Fall. Frau Schöppl und meine Frau verstanden sich sofort und wurden trotz des Altersunterschiedes Freundinnen, und die alte Nandl, meine Sagmandl-Erzählerin rief ein über das andere Mal: „Ui Gottes! Ui Gottes!"

Am letzten Oktober nachts trafen wir in München

ein, woselbst uns in unserer Wohnung ein gutes Abendmahl erwartete. Wir waren glücklich, nun endlich im eigenen Heim zu sein — daheim! daheim!

Andern Tages, am 1. November meldete ich mich beim Regimente als zum Dienst eingerückt. Damit begann wieder ein neuer Zeitabschnitt in meinem Leben. Mein Schifflein sollte nicht mehr so sanft dahingleiten, wie bislang; Stürme warfen es oftmals hin und her, der Gischt des Neides prallte daran und ich hatte bisher nicht geahnt, daß ich die Ehre hatte, so viele Feinde zu haben.

3. Meine erste Pariser Reise.

Mein Dienst begann mit einer längeren Kommandierung zum Patronenmachen, darauf als Inspektionsoffizier ins Militärspital. Bei ersterem Dienst fürchtete meine Frau, daß eine Pulverexplosion mich in Stücke zerreißen, beim zweiten Dienst, daß ich vom Typhus, der gerade stark im Spital grassierte, angesteckt würde. Es ging aber alles glatt ab. Endlich wieder zum Waffendienste eingerückt, war ich der Unterleutnant und in einer Kategorie mit meinen Zöglingen aus dem Kadettenkorps. Es war damals Usus, daß schon der Oberleutnant auf den Unterleutnant sehr tief herabblickte und es herrschte eine große Devotion nach oben. Ich begriff das nicht und durch mein langes Kommando als Inspektionsoffizier war mir das bis jetzt nicht fühlbar gewesen; zumal ich auch mit den Ranghöheren in kameradschaftlicher Weise verkehrte, sah ich nicht ein, wie es beim Regimente anders sein sollte. Und ich beging das Verbrechen, bei ganz belanglosen Gesprächen auch meine Meinung zu haben, überhaupt in Gegenwart von Hauptleuten und Stabsoffizieren zu sprechen, mehr zu sprechen, als „Zu Befehl!“ und „Jawohl!“ Dann sah man es auch sehr ungern, daß ich hatte Bücher erscheinen lassen, belletristische Werke — dann erlaubte ich mir gar, ein Pferd zu halten, auf dem ich Spazierritte machte: kurz, ich mußte manches boshafte Wort hören

und konnte mich nur dadurch in Respekt setzen, daß ich mich mit einigen „Kameraden" mit der Waffe in der Hand auf der Mensur auseinandersetzte.

In solch unerquicklicher Weise verging der Winter.

Meine Erholung bildete das Theater, das ich mit meiner jungen Frau eifrig besuchte und viele Stunden, die ich im Atelier meines väterlichen Freundes Moritz von Schwind zubrachte.

Am 9. März wurde im Hoftheater die Oper „Das Glöckchen des Eremiten" gegeben. Schon im Foyer standen Gruppen beisammen, welche ein plötzliches Erkranken des Königs Max besprachen. Man wollte wissen, der soeben als Gast bei Hofe anwesende Erzherzog Albrecht von Oesterreich hätte dem König die Busennadel angeheftet und dabei den König auf der Brust verletzt. Man sprach von Blutvergiftung, von einem unglücklichen Zufall und munkelte manch anderes. Erzherzog Albrecht war nämlich in politischer Angelegenheit in München, um König Max für die österreichische Politik in Schleswig-Holstein zu gewinnen. Preußen und Oesterreich führten nämlich allein, von den anderen Bundesstaaten verlassen, Krieg gegen Dänemark. Es war gerade um diese Zeit, da Oesterreich die energische Fortsetzung des Krieges für nötig hielt und Bayern gerne als Alliierten gehabt hätte. König Max schlug vor allem die Einberufung der holsteinischen Stände vor. Er ahnte vielleicht, daß jene österreichisch-preußische Verbindung von keiner langen Dauer sein könne, daß Eifersüchtelei und Selbstsucht eine Menge Widerwärtigkeiten zu Tage fördern müßten, was auch in der That der Fall war, denn die Folge war der preußisch-deutsche Krieg von 1866. Kurz, es wurde da-

mals manch absurdes Wort über des Königs Verwundung gesprochen. Man wartete vergebens auf den Beginn der Vorstellung. Endlich nach langem Harren hob sich der Vorhang und der Regisseur verkündete mit bewegter Stimme, daß das Leben Seiner Majestät sehr gefährdet sei und deshalb die Vorstellung nicht stattfinden könne.

Man kann sich die Aufregung vorstellen, die sich aller bemächtigte. Andern Tages, am 10. März, ward es bekannt, daß der König unrettbar verloren sei. Alles strömte zur Residenz. Man gewährte dem Volke freien Zutritt bis dicht an das Krankenzimmer des Monarchen. Mit Bangen blickte man nach jener Thüre. Auch ich befand mich mit meiner Frau unter diesen Teilnehmenden. Wir erfuhren durch einen Hofbeamten, daß der König soeben rührenden Abschied von der Königin und seinen Söhnen genommen. Da, es mochte 12 Uhr sein, trat Erzbischof von Scherr aus dem Krankenzimmer und verkündete in bewegten Worten den Tod des besten Königs. Erschüttert warf sich alles auf die Kniee und betete für den Entschlafenen. Vom Frauenturme ertönte der dumpfe mächtige Klang der Bennoglocke und verkündete der Stadt das entsetzliche Ereignis.

Erzherzog Albrecht verließ eilends München, da er ja in der That die unschuldige Ursache dieses Unglücks war. Nachmittags um 4 Uhr verkündete der Reichsherold auf den öffentlichen Plätzen Münchens das Ableben von König Max II. und den Regierungsantritt Seiner Majestät des Königs Ludwig II. Um halb 5 Uhr rückte die ganze Garnison auf den Dultplatz (Maximiliansplatz), um dem neuen König den Eid der Treue zu leisten.

Am 11. März früh 10 Uhr leistete der junge König

den Eid auf die Verfassung. Auf die Ansprache des Staatsministers Freiherrn von Schrenk erwiderte Ludwig II.:

„Der allmächtige Gott hat meinen teuren, vielgeliebten Vater von dieser Erde abberufen. Ich kann nicht aussprechen, welche Gefühle Meine Brust durchdringen. Groß ist und schwer die Mir gewordene Aufgabe. Ich baue auf Gott, daß er Mir Licht und Kraft schicke, sie zu erfüllen. Treu dem Eide, den Ich soeben geleistet, und im Geiste Unserer durch fast ein halbes Jahrhundert bewährten Verfassung will Ich regieren. Meines geliebten Bayernvolkes Wohlfahrt und Deutschlands Größe seien die Zielpunkte Meines Strebens. Unterstützen Sie Mich alle in Meinen inhaltsschweren Pflichten.“ — —

Die öffentliche Ausstellung der Königlichen Leiche auf dem Paradebette in der alten Hofkapelle hatte einen unbeschreiblichen Andrang der Bevölkerung zur Folge. Das Leichenbegängnis war großartig, die Trauer aufrichtig und allgemein. In der Theatinerkirche, wo der König beigesetzt wurde, sprach Stiftsprobst Döllinger die Grabrede. Am darauffolgenden Tage fand der Trauergottesdienst statt. Ich sah den jungen, bildschönen, achtzehnjährigen König, als er von der Kirche in die Residenz zurückfuhr. Er war blaß und erwiderte ernst dankend die ihm dargebrachten Huldigungen. Die Frauen winkten ihm mit Taschentüchern zu, man warf Blumen in seinen Wagen. Alles war in ihn „verliebt“. Ohne daß es der Trauer um den Dahingeschiedenen Abbruch that, war schon am ersten Tage König Ludwig II. der Liebling des bayerischen Volkes. —

Als man erfuhr, daß derselbe an der Fronleichnams-Prozession teilnehme, strömten die Leute aus dem ganzen Lande herzu, wie am Oktoberfeste, nur um den jungen

König zu sehen, dessen stattliche Erscheinung alle begeisterte, dessen Bilder von vielen Tausenden gekauft und in die Heimat mitgenommen wurden. Und es gab an jenem Tage nur die eine Frage, ob man den König gesehen?

Als das Offizierskorps Seiner Majestät in der Residenz vorgestellt wurde, war der König ausnehmend huldvoll gegen mich. Er fragte mich, ob ich noch litterarisch thätig und u. a. auch, ob ich komponiere? Ich verneinte letzteres, fügte aber bei, daß ich ein großer Freund der Musik und namentlich ein begeisterter Verehrer Beethovens und Richard Wagners sei. Freundlich lächelnd setzte er dann den Cercel fort.

In diese Zeit fällt auch ein Besuch Ernst Possarts, den ein gemeinsamer Freund bei uns einführte. Am Abende dieses Tages (8. Juni 1864) trat Possart zum ersten Male in München auf und zwar als Franz Moor. Der Erfolg war ein großartiger. Heute ist Possart der berühmteste Charakterspieler der Welt und zur Zeit Intendant der königlichen Hoftheater in München.

Mein dienstliches Verhältnis ward mir immer unangenehmer und ich suchte nach der Frühjahrsinspektion um einen dreiwöchentlichen Urlaub nach, um durch eine Reise meinen früheren Humor wieder zu erlangen. Leider konnte meine Frau nicht daran teilnehmen. Mein Plan war, London und Paris kennen zu lernen, dabei namentlich die Theaterverhältnisse dieser Städte zu studieren, um dann vielleicht in München bei der Intendanz angestellt zu werden, da mein hauptsächliches Denken der Bühne zugewandt war, und ich hoffte, mit der Zeit bei der Leitung der Hofbühne verwendet zu werden.

Es war im Monat Juni, als ich meine Reise antrat.

Sie führte mich über Wiesbaden, wo ich am Roulette mehrere hundert Franken gewann, an den Rhein. Ich fuhr dann mit dem Dampfer nach Köln und von hier nach Brüssel, wo ich mich 3 Tage aufhielt. Am Jahrestag der Schlacht von Waterloo (18. Juni) besuchte ich das 15 Kilometer von Brüssel entfernte Schlachtfeld, das mich hochinteressierte. Ward doch hier der Untergang der hundertttägigen Herrschaft Napoleons besiegelt und der Rest — Helena. Es überkam mich doch ein eigentümliches Gefühl, auf einem Schlachtfelde zu verweilen, wo 50 000 Männer den Heldentod fanden. Noch wurden auf den Feldern Embleme, Knöpfe, Helme u. s. w. massenhaft ausgegraben und an die Besucher verkauft. Auch ich versah mich mit einigen solchen Andenken.

Selbstverständlich besah ich in Brüssel auch das Theater, am Tage den Bühnenraum ꝛc. und abends jedesmal die Vorstellungen.

Die Weiterreise ging nach Ostende, wo ich mich nach London einzuschiffen gedachte. Es trat aber ein mehrtägiger, so gewaltiger Sturm ein, daß man mir abriet, über den Kanal zu fahren. Trotzdem ließ ich mich in einem Boote zu dem vor Anker liegenden Postdampfer fahren, die Barke wurde aber derart von den hochgehenden Wogen auf- und abgeschleudert, daß ich alsbald seekrank wurde und den Ruderern Befehl gab, wieder umzukehren. Ich wollte am nächsten Tage mein Glück versuchen. Aber Regen und Sturm hielten an und so entschloß ich mich, London aufzugeben und direkt nach Paris zu fahren. Mittags reiste ich von Ostende ab.

An der französischen Grenze mußte ich meinen Paß vorzeigen und hatte ich mehrere Fragen zu beantworten,

was ich halb französisch, halb deutsch zu stande brachte. Wieder im Coupe, setzte sich neben mich ein sehr behäbig aussehender, junger Mann, der gelegentlich der Paßforderung gehört hatte, daß ich ein Deutscher sei und da er selbst ein wenig deutsch sprach — er war Holländer — zog er mich sofort in ein Gespräch. Er erzählte mir, daß er zu Verwandten nach Paris reise und ich war so aufrichtig, ihm zu sagen, daß ich im Hotel Baviere absteigen würde. Bald aber reute mich das, denn der Mensch entpuppte sich als ein arger Schwätzer, er fragte mich um alles mögliche, bis ich endlich so klug wurde, die Augen zu schließen und mich schlafend zu stellen.

Es war Nacht, als wir in Paris ankamen. Der Holländer drängte mir seine Hilfe auf zur Beförderung des Gepäckes und holte auch eine Droschke herbei. Er nannte aber dem Kutscher ein anderes Hotel, als ich gewählt hatte. Ich befahl jedoch strikte, zum Hotel Baviere zu fahren, was denn auch geschah, und ich war froh, den lästigen Menschen los zu sein.

Nachdem ich mich etwas von der Reise erholt, bestellte ich einen deutschen Lohndiener, der mich noch auf die Boulevards führen sollte. Es mochte ungefähr 11 Uhr sein.

Das Hotel lag nur eine kurze Strecke von den großen Boulevards entfernt. Auf diesen angelangt, konnte ich einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken. Es war taghell, Tausende von Menschen promenierten auf den breiten Fußsteigen, vor den Cafees und Restaurants saßen in vielen Reihen an kleinen Tischen die Gäste, zahllose Wagen und Omnibusse jagten auf der breiten, von schat=

tigen Bäumen eingefaßten Straße hin und her. Ueberall ein wüstes Schreien, Ausrufen von Tagesblättern und allem Möglichen, mit einem Worte ein Höllenspektakel, wie ich solchen noch niemals gesehen und gehört. Für einen Provinzmenschen wie ich — ich kam wohl von München, aber dieses war in jener Zeit, wie ich jetzt erkannte, noch spießbürgerlich klein — war das alles geradezu verblüffend. Elegant gekleidete Damen, Blumen an der Brust, drängten sich durch die Menge, die blitzenden Augen nach links und rechts richtend, die geschminkten Gesichter zu einem reizenden Lächeln geformt. Es war die Pariser Halbwelt, deren Gastrollen ich schon in Wiesbaden beobachtete, woselbst sie die Herrinnen der Salons im Kurhotel waren. Nachdem ich etwa eine Stunde diesem Treiben zugesehen und vor einem Cafee sitzend, bei einer Flasche Wein und eine Zigarre rauchend, die Menge an mir vorüber passieren gelassen, trat ich mit meinem Begleiter den Heimweg an. Es war ein Uhr vorüber, als ich wieder in meinem Gasthofe ankam.

Der Lohndiener, er war ein Elsässer, sollte mich andern Tages wieder begleiten. Ich wollte mich vor allem in Paris orientieren und bestellte für 9 Uhr den Wagen. Als ich zum Frühstück in den Salon kam, wartete hier meiner schon lange der Reisegefährte von gestern. Er bot sich an, mich in Paris herumzuführen, aber ich hatte keine Lust, sein Anerbieten anzunehmen, so dringend er sich mir auch zu Diensten stellte, und in für ihn fast verletzender Weise eilte ich fort, als der Wagen gemeldet wurde. Nun fuhr ich Paris kreuz und quer durch und war entzückt von all dem Leben, das sich mir darbot. Für den Abend hatte ich mir durch den Hoteldiener einen Platz in der Großen

Oper besorgen lassen. Es wurden die Hugenotten gegeben; Roger sang den Raoul.

Am andern Morgen, als ich mich ins Frühstückszimmer begeben wollte, sagte mir ein Kellner, daß mich schon lange ein Herr erwarte. Natürlich konnte das wieder nur der Holländer sein! Ich ging deshalb nicht in den Salon, sondern nahm mir eine vor dem Hotel stehende Droschke und ließ mich zum Opernhaus fahren. Dort besah ich mir das Innere des Theaters, die Bühne und alle Einrichtungen, hierauf ging ich in das Louvre und besah mir dort die Sammlungen, von da in die Tuillerien, wo mich besonders die Erinnerungen an den ersten Napoleon interessierten. Abends besuchte ich die Opera Comique. Und so jeden Abend ein anderes Theater. Am Sonntag fuhr ich nach Versailles, wo an diesem Tag die Wasser sprangen, besuchte Trianon, dann St. Cloud und überhaupt alles, was in und um Paris sehenswert war, wobei ich auch das Volksleben nicht außer acht ließ und die Closserie und Jardin Mabille nicht vergaß.

Einen Tag vor meiner Abreise machte ich Einkäufe im Magazin du Louvre, einige Kleidungsstücke für meine Frau und feine Wäsche für mich. Als ich an der Kasse bezahlte, stand plötzlich der Holländer neben mir, der, wie ich erfahren, inzwischen schon öfters im Hotel nach mir gefragt. Er war sehr elegant gekleidet und erzählte mir, daß er hier auch einige Einkäufe gemacht, da er in den nächsten Tagen wieder heimzureisen beabsichtige, was aber seine Tante, die gleich hier in der Nähe wohne, durchaus nicht dulden wolle. Er sagte mir, er fühle sich so sehr zu mir hingezogen, habe mich öfters vergebens besucht und es würde ihn unendlich freuen, wenn ich der Einladung

seiner Tante, die er mir hiemit überbrächte, gleich Folge leisten und mit ihm dort das zweite Frühstück nehmen möchte. Ich kann es mir selbst nicht erklären, wie es kam, daß ich nicht „nein“ sagen konnte. Der Mann hatte eine förmliche Suggestion auf mich ausgeübt und gleichsam als Entschädigung für seine vergeblichen Besuche wollte ich ihm eine halbe Stunde schenken und ging mit ihm zu seiner Wohnung.

Unter seinem fortwährenden Geplauder kamen wir in eine enge Gasse und betraten ein altes, anscheinend ganz baufälliges Haus. Das Stiegenhaus war sehr schmutzig, der Wand entlang war ein alter, schmutziger Strick als Geländer angebracht und ich fragte verwundert, wie seine Tante hier wohnen möge. Er erwiderte, sie würde nächstens ausziehen. Als wir die zweite Treppe hinaufstiegen, griff ich unwillkürlich an meine Tasche, ob ich meinen Dolch bei mir habe — ich hatte ihn aber leider vergessen. Doch noch bevor ich meinen Verdacht ausdenken konnte, hatte mein Begleiter die Thüre zur Wohnung geöffnet und bat mich, einzutreten. Der Gang war etwas düster, der Holländer öffnete schleunigst eine Thüre, welche in eine sehr schlecht eingerichtete Stube mit ganz erblindeten Fenstergläsern führte. Ich trat zuerst ein und wollte mich soeben fragend nach dem Führer umwenden, als ich bemerkte, daß er eiligst den Nachtriegel vorschob.

„Bitte,“ sagte er dann, „hier in jenem andern Zimmer wird meine Tante sein.“

Nun ging mir doch endlich ein Licht auf. Ich ließ mir aber nichts merken, sondern sagte nur: „Bitte, gehen Sie voraus. Zeigen Sie mir den Weg!“

Er that dies. Kaum aber hatte er sich einige Schritte

entfernt, machte ich einen Sprung zur Thüre, schob den Riegel zurück, öffnete, eilte auf den Gang, konnte auch die Gangthüre öffnen und zur Stiege gelangen.

Der Holländer war mir erschreckt nachgeeilt.

„Ja, was maken Sie denn?“ rief er mir nach.

„Ich glaube nicht an Ihre Tante,“ rief ich zurück. „Ich dejeuniere wo anders.“ Und eiligst schritt ich die Stiege hinab.

Er rief mir noch einiges nach, aber ich achtete nicht weiter auf ihn, eilte auf die Straße, stieg in die nächste Droschke und gab Befehl, fortzufahren, gleichviel wohin, in ein Restaurant, wo ich dejeunieren könne. Der Kutscher fuhr den Quai du Louvre hinauf. Die Sonne schien prächtig und ein tiefblauer Himmel wölbte sich über der Stadt. Ich atmete erleichtert auf — ich fühlte es, daß ich einer großen Gefahr entronnen. Das verheißene Dejeuner würde mir so übel bekommen haben, daß ich fürderhin wahrscheinlich keines mehr nötig gehabt hätte.

Der Kutscher fuhr fort und fort, es war mir gleich, wohin. Endlich nach langer Zeit hielt er am Boulevard Sebastopol an einem Restaurant. Ich stieg aus und hieß ihn warten. Im Restaurant bestellte ich mir Wein und Beefsteak. Wer aber begreift mein Erstaunen, als ich plötzlich wieder den Holländer auf mich zukommen sehe. Er war mir nachgefahren und da war er wieder.

Nun aber stand ich auf und erklärte ihm, daß mir seine Gesellschaft nicht genehm, und daß mir seine Einladung geradezu verdächtig vorgekommen sei und daß er mich verlassen möge. Er stellte sich verwundert und setzte sich, nachdem ich ihm den Rücken zugekehrt, an ein anderes Tischchen. Als ich aber das Restaurant verließ und zu meinem

Wagen ging, folgte er mir, denn auch er hatte seinen Wagen warten lassen. Ich ließ nach einiger Zeit halten, stieg aus dem Wagen und trat zu dem seinen.

„Mein Herr,“ sagte ich, „wenn Sie die Frechheit haben, mich noch weiter zu verfolgen, so rufe ich den nächstbesten Stadtsergeanten herbei, denn ich halte Sie geradezu für eine sehr verdächtige Persönlichkeit.“

Ich hatte diese Worte in einem sehr lauten und gereizten Tone gesprochen, so daß ein herankommender Stadtsergeant aufmerksam wurde und wissen wollte, was es gebe. Ich hielt es aber für besser, wieder einzusteigen und weiterzufahren. Mein Verfolger hatte einen andern Weg eingeschlagen.

Durch den Lohndiener, den ich nach jenem verdächtigen Hause schickte, um Erkundigungen einzuziehen, erfuhr ich, daß jenes Haus vollkommen leer stand und zum Abbruche bestimmt sei. Sonach war es ganz sicher, daß ich das Opfer eines Verbrechens geworden wäre, wenn ich nicht den Nachtriegel im richtigen Momente entdeckt hätte. Aber heute begreife ich noch nicht, wie ich so dumm sein konnte, dem mir widerwärtigen Menschen nach jenem Hause zu folgen.

Entzückt von Paris, trat ich nach einer achttägigen Anwesenheit dortselbst die Heimreise an. Ich hielt nur einmal, in Baden-Baden an. Nach München zurückgekehrt, fuhr ich sofort nach Feldafing am Starnbergersee, wo meine Frau und meine Schwester, die hier Sommeraufenthalt genommen, mich bereits sehnlichst erwarteten und freudigst bewillkommten. Es blieben mir noch einige Tage Urlaub, die ich der Ruhe und Erinnerung widmete.

4. Richard Wagner in München.

Der Starnbergersee übte wiederum seinen ganzen Reiz auf mich aus. Ich hatte in kurzer Zeit ein Stück Welt gesehen, aber nirgends schien es mir so schön zu sein, wie hier. Das hatte auch König Max II. gefunden, welcher unterhalb Feldafing eine großartige Sommerresidenz mit herrlichen Anlagen herstellen lassen wollte, letztere auch wirklich vollenden ließ, während der bereits bis zum ersten Stockwerk gediehene Prachtbau von König Ludwig II. eingestellt und später sogar wieder abgebrochen wurde. Nicht als ob der neue König den Starnbergersee weniger liebte, es geschah dies, weil ihm Schloß Berg und die paradiesische Roseninsel genügten und er vorerst seinem Drange nachgab, den Schöpfer seiner Lieblingskompositionen, Richard Wagner, dessen Größe er voll erkannte, aus seinen unwürdigen Verhältnissen zu befreien und denselben nach München zu berufen. Dies war das erste große Werk dieses jugendlichen Fürsten, für das ihm die ganze Welt auf ewige Zeiten zu Dank verpflichtet bleibt.

Bei einem Spaziergange nach Tutzing erfuhr ich zufällig, daß Graf Vieregg die kleine Villa an der Seespitze, für welche ich bekanntlich schon von jeher geschwärmt, verkaufe. Ich konnte mir nichts Schöneres denken und wünschen, als den Besitz dieses herrlichen Fleckchens. Ich hatte den „Leutnant" satt. Es kamen an mich viele Anfragen von hervorragenden Journalen, ob ich nichts Neues

unter der Feder hätte, das ich ihnen einsenden könnte? Ich schwelgte in der Idee, auf diesem herrlichen Landsitz als Schriftsteller zu leben und mein eigener Herr zu sein. Meine Frau war gleicher Ansicht mit mir und kurze Zeit darauf war die Villa unser. Wir ließen einige Bauten vornehmen, kauften Grundstücke dazu, um den Garten zu vergrößern, füllten den Vorplatz gegen den See an und pflanzten Hunderte von Bäumen und Gesträuchen, so daß sie bald für die schönste Villa am See galt. Meine Entlassung wollte ich jedoch erst einreichen, nachdem der Armeebefehl erschienen, bei dem ich Oberleutnant zu werden hoffte, um dann wenigstens in dieser Charge zum Offizier á la suite ernannt zu werden.

Die Sache verzögerte sich jedoch. Inzwischen war auch der berühmte Klavier-Virtuose Hans von Bülow, der Freund Richard Wagners, vom König nach München berufen worden und machte derselbe auf Wunsch des Königs bei mir einen Besuch. Das hatte zur Folge, daß unsere beiderseitigen Familien bald einen lebhafteren Verkehr mit einander pflogen. Ich lernte da auch Richard Wagner persönlich kennen, sowie Liszt, den epochemachenden Klavierspieler und Komponisten, den Vater der Frau Cosima von Bülow. Litterarisch beschäftigte ich mich um jene Zeit mit der Geschichte Max Emanuels, in der Absicht, einen populären Roman zu schreiben. Hauptmann Friedrich Münich, ein vorzüglicher Historiker, verschaffte mir viel Material, ein solches empfing ich auch vom königlichen Archive. Die in französischer Sprache abgefaßten Dokumente dienten meiner Frau und mir als Studium und ein Sprachlehrer, Namens Neubauer, leitete die weitere Ausbildung in dieser Sprache.

Im Januar 1865 ward meine Frau von einem Knaben entbunden, der jedoch zu unserer unsäglichen Trauer schon nach einigen Minuten wieder verschied. Der jähe Wechsel von Freude und Trauer erschütterte mich tief. Dazu kam noch, daß mir gerade um jene Zeit meine dienstliche Stellung fast unerträglich ward. Ich gab deshalb um meine Entlassung ein und hielt dieselbe trotz der Abrede des Obersten aufrecht, weshalb sie höheren Ortes vorgelegt wurde.

Da erschien in meiner Wohnung ein Hoflakai und brachte mir ein Billet des Generaladjutanten von Sprunner, in welchem er mich einlud, ihn in der Residenz zu besuchen. Hier teilte er mir mit, daß mich Se. Majestät für den andern Tag zur Audienz befohlen hätten und, wie er mir im Vertrauen sagte, in der Absicht, mich zum Flügeladjutanten oder Ordonnanzoffizier zu ernennen, wenn ich ihm entspreche, was er, der General, nicht bezweifelte. Die Aussicht auf diese Ehre rief ein geteiltes Gefühl in mir hervor. So sehr sie mich einerseits erfreute, anderseits war mir meine litterarische Thätigkeit zum Bedürfnis geworden und ich befürchtete, daß sie mir in solch neuer Stellung nicht mehr möglich sei und auch dem Leben in der Familie dadurch ein Abbruch bevorstände, das ich mir mit meiner Frau in unserem jüngst gekauften Hause an der Briennerstraße, gegenüber dem Wittelsbacherpalast, und im Sommer auf unserer schönen Villa schon so herrlich ausgedacht.

Andern Tages stand ich um 11 Uhr dem jungen König gegenüber.

„Es freut mich, Sie wiederzusehen, Herr Leutnant,“

begann er in äußerst freundlichem Tone. „Stehen Sie noch in Beziehung zum Kadettenkorps?“

„Ich komme nicht mehr hin, seit General von Schuh in Pension ging,“ erwiderte ich, „aber ich freue mich immer, wenn ich den Zöglingen auf ihrem Spaziergange begegne, denn ich hatte sie sehr lieb.“

„General Malaise, der jetzige Kommandant, wird die Zügel strammer halten, ich meine, er wird strenger mit den jungen Leuten sein, als General Schuh und das schadet nicht,“ versetzte der König.

„Gewiß nicht, Majestät,“ erwiderte ich, „doch war General von Schuh in der That ein Vater seiner Zöglinge, er war ein gerechter, ein braver General —“ Und da der König sich auf eine neue Frage zu besinnen schien, d. h., eine sogenannte Verlegenheitspause im Entstehen war, fuhr ich zu plaudern fort: „Seit meinem Abgange vom Korps ist übrigens der Thespiskarren eingesperrt worden. Majestät haben die Gnade, sich daran zu erinnern, daß jene Karnevalstheater doch groß und klein ein Vergnügen gemacht.“

„Ja, ja,“ sagte der König; „namentlich hat mir der Kadettenstreich gefallen; ich weiß, die Dichtung war von Ihnen. Haben Sie seitdem nichts mehr geschrieben?“

„O, ich arbeite immer.“ Und nun erzählte ich dem König, wie ich den Plan habe, die Geschichte Max Emanuels in populärer Weise darzustellen, aber auch den „bayerischen Wald“ landschaftlich und kulturell in der Form von Volkserzählungen dem größeren Publikum bekannt zu machen.

„Sie sind also sehr thätig?“ sagte der König.

„Ich muß es sein, Majestät; mir wird der Tag zu kurz — ich habe eine, ich möchte sagen „sehr gereizte

Phantasie," ich muß schaffen — und darin finde ich den höchsten Genuß des Lebens."

„Ja, es ist etwas Schönes, Großes zu schaffen!" versetzte der Monarch.

„Mir genügt auch das Kleine," sagte ich und setzte lächelnd hinzu: „Ein Leutnant kann von Großem ja nur träumen. Das thu ich zu rechter Zeit. Von dem Profanen, der Alltäglichkeit flüchte ich dann in das Reich der Ideale. Ich lasse mich von einer herrlichen Landschaft, von einer großartigen Tondichtung, von einer reizenden Lektüre begeistern und das sind Weihestunden, wie sie der Himmel nicht schöner bieten kann."

Der König blickte mich mit seinen dunklen, schönen Augen wie beistimmend an. Dann sagte er ganz unvermittelt: „Wo bringen Sie Ihre freie Zeit zu?"

„Meist zu Hause, Majestät. Ich bin für das Familienleben sehr eingenommen, ich habe das seit langen Jahren entbehrt. Meine Frau spielt sehr hübsch Klavier und das unterhält mich. Seit meiner Verheiratung bin ich nicht drei Mal in einem Cafee oder Gasthaus gewesen. Es geht mir nichts über mein Daheim!"

Der König schien von meinen Worten überrascht, dann sagte er: „Ja so, Sie sind verheiratet!"

„Seit anderthalb Jahren, Majestät."

Nun besann sich der König einen Augenblick, dann reichte er mir die Hand und sagte:

„Es hat mich gefreut, Sie zu sehen."

Er entfernte sich und auch ich schritt zur Ausgangsthüre. Ehevor der König den Saal verließ, blickte er nochmals nach mir, ich machte eine tiefe Verbeugung und trat in das Vorzimmer.

Im Adjutantenzimmer erwartete mich General von Sprunner.

„Nu, das hat lang gedauert!“ sagte er lächelnd. „Das verheißt einen guten Erfolg.“ Er wollte mich um weiteres fragen, als der Kammerdiener des Königs erschien und den General zu Seiner Majestät befahl.

„Warten Sie, bis ich zurückkehre,“ sagte er, sich entfernend.

Er kam bald wieder.

„Aber Herr Leutnant,“ sagte er, „mußten Sie denn dem König von Ihrer Verheiratung erzählen? Wissen Sie, was der König sagte? Sie wären ein prächtiger Mensch, aber er wußte nicht, daß Sie verheiratet sind. Infolge dessen wird die Suche nach einem neuen Ordonnanzoffizier weiter fortgesetzt. Aber, so viel ist gewiß, Sie haben ihm gefallen. Er sagte, Sie wissen doch mehr zu sagen, als „Sehr wohl!“ und „Zu Befehl, Majestät.“ Und noch ist nicht aller Tage Abend!“

Ich muß gestehen, daß mich das gar nicht alterierte und ich sagte: „O, das Weitere ist dadurch abgeschnitten, daß ich schon vor vier Tagen um meine Entlassung nachsuchte. Ich bin den ewigen Leutnant satt.“

„Was?“ rief Herr von Sprunner. „Das machen Sie sofort rückgängig — und zwar gleich. Gehen Sie ins Ministerium —“

„Aber —“

„Kein Aber! Gehen Sie, nehmen Sie den Wisch zurück; so viel ich weiß, ist ein Armeebefehl in Sicht, Sie sind an der Tour — wer wird so voreilig sein! Gehen Sie und bedürfen Sie meiner, so zählen Sie auf mich.“

Ich ging. Erst ins Ministerium, dann zum Armee-

Kommando, wo mein Entlassungsgesuch noch der Weiterbeförderung harrte. General von der Tann war sofort bereit, dasselbe wieder an das Regiment zurückzuschicken.

Hier war meine Berufung zur Königlichen Audienz bekannt geworden, man brachte damit die Zurücknahme in Verbindung. Ich schwieg mich aus, machte wieder meinen Dienst und wartete ab. Mit dem Flügeladjutanten war es aber nichts. Ein anderer erhielt einige Wochen später die mir zugedachte Stelle, die ich ihm neidlos gönnte, denn ich hatte für das Hofleben keinen Sinn.

Damals traten die längst gegen Richard Wagner und Hans von Bülow begonnenen Intriguen im verstärkten Maße auf. Man gönnte dem Dichterkomponisten, den der König nach München berufen, um ihm hier die Ausführung seiner künstlerischen Reformpläne zu ermöglichen, nicht die Sonne der königlichen Gunst. Etliche Komponisten waren eifersüchtig auf den Meister, dessen Werke sie zu verkleinern suchten. Im Volke wurde Stimmung gegen den Fremdling gemacht. Man sprach von ungeheuren Summen, welche der junge König an ihn verschwendete, man hielt den Einfluß Richard Wagners auf den königlichen Romantiker für höchst verderblich, die dümmsten Gerüchte wurden über Wagner und dessen Haus an der Briennerstraße in Umlauf gesetzt. Man regte sich über seine seidenen Schlafröcke, über seine fürstliche Einrichtung auf, man sah ihm, so zu sagen, in die Suppenschüssel, und die Skandalblätter von damals, voraus der Volksbote, wußten die Stimmung gegen ihn unter der gleißnerischen Miene, das Beste des Königs zu wollen, aufrecht zu erhalten und zu verschärfen.

Das Meisterwerk „Tristan und Isolde" sollte unter Wagners Direktion zur ersten Aufführung gelangen. Seine

Feinde suchten das mit aller Macht zu vereiteln. Ich war selbst Zeuge und hörte zufällig, wie zwei sehr berühmte Männer einigen Herren ein Komplott gegen den Meister enthüllten. Man hatte verfallene Wechsel in der Höhe von 10000 Gulden von ihm angekauft und da die Betreffenden wußten, daß die Kabinetskasse ohnedies sehr in Anspruch genommen war und somit der König dem Meister nicht rasch beistehen konnte, planten sie, einige Tage vor der Aufführung den Komponisten in den Schuldturm abführen zu lassen. Es ward der Tag gewählt, an welchem die Generalprobe sein sollte.

Ich wußte, wie sehr der König für jene Tondichtung eingenommen war, und wie er die Aufführung herbeisehnte, und selbst begeistert für den genialen Künstler, nahm ich mir vor, der Intrigue obiger Herren zuvorzukommen und Wagner zu retten. So nahm ich am Morgen des genannten Tages meinen Weg zu Wagners Hause mit zwölftausend Gulden Obligationen in der Tasche, die ich dem Meister zur Verfügung stellen wollte. Ich ließ mich bei ihm melden; man sagte mir aber, er mache noch Toilette. Ich ließ ihm hierauf sagen, ich käme in einer ihn persönlich berührenden, sehr dringenden Angelegenheit, die keinen Aufschub dulde. Nach einer Weile kam das Mädchen, dem ich das aufgetragen, wieder zurück und sagte mir: Herr Wagner möchte sich sammeln und könne jetzt keinen Besuch empfangen.

„Haben Sie ihm denn meine Karte gegeben?“ fragte ich.

„Jawohl; aber der gnädige Herr arbeitet und —“

„Er macht Toilette, sammelt sich, arbeitet — empfangen soll er mich, denn seinetwegen komme ich, und —“

„Bedaure! Ich habe bestimmten Auftrag!“ Damit schlug mir der dienstbare Geist die Thüre vor der Nase zu; notabene — ich war in Uniform.

So trug ich meine Obligationen wieder heim. Bald darauf aber mußte ein anderer Besuch gekommen sein, denn die Generalprobe wurde abgesagt, die Aufführung des „Tristan“ wurde vertagt.

Meine gute Absicht war schroff vereitelt worden. Wohl trug ich selbst mit die Schuld, weil ich es unterließ, dem Meister zu schreiben. Er hatte mich wohl im Drange der Geschäfte vergessen und ein Leutnant! Was konnte der von ihm wollen! Daß ich ihm Hilfe bringen wollte, konnte er ja nicht ahnen. Ich erzählte diese Sache gelegentlich Bülow und durch diesen erfuhr es auch der König.

Am 10. Juni konnte endlich „Tristan“ unter Hans von Bülows Leitung und unter Mitwirkung des Schnorrschen Ehepaares zur Aufführung gelangen. Der König wohnte selbstverständlich der Aufführung bei. Die Opposition getraute sich nicht zu demonstrieren; der Erfolg war ein überwältigender. Aber die Volksstimmung war nun einmal gegen Wagner und man betrachtete ihn gleichsam als das böse Element im Leben des jungen, schwärmerischen Königs. —

Am Starnbergersee verlebte ich schöne Stunden. Meine Frau bewohnte seit Mitte Mai die Villa. Ich konnte allerdings, bis ich längeren Urlaub bekam, nur die Feiertage dort zubringen, ritt aber auch oft werktags nach dem Exerzieren, oft erst nach 6 Uhr abends durch den Forstenriederpark über Starnberg nach Tutzing. Ich legte diese Strecke meist in zwei Stunden zurück. Am andern Morgen mußte ich freilich schon wieder um 3 Uhr im Sattel sitzen,

da ich um $^{3}/_{4}6$ Uhr in der Kaserne zu sein hatte. Diese Parforceritte rächten sich indessen mit der Zeit an meinem Pferde, wie alles Uebertriebene im Leben. In jenen Tagen lernte ich wiederholt all die Herrlichkeit des Starnberger-sees kennen und schätzen. Die wundervolle Ansicht des Sees und der ihn abschließenden Gebirgskette, die fortwährend wechselnden Lichteffekte, das Leuchten des Sees, die über alle Beschreibung großartige Farbenpracht bei Auf- und Niedergang der Sonne, dann wieder, wenn der Sturm die Wogen emporpeitscht, wenn es tost und tobt, wie die Brandung des Meeres, und dann, wenn das silberne Licht des Mondes über dem Wasser leuchtet und alles ringsum bis zum Hochgebirge im zauberhaften, grünlich-weißen Duft erscheinen läßt, das alles läßt sich nicht beschreiben. Man schaut und schaut und schweigt, als befürchte man, den Gottesdienst der Natur durch das Wort zu unterbrechen. Natürlich regte das alles meine Phantasie an.

Am 25. August, zu des Königs Geburts- und Namensfest, kam endlich der längstersehnte Armeebefehl, der mir den zweiten Strich am Kragen, d. h. den Oberleutnant, brachte.

An das Abschiednehmen vom Militär war übrigens jetzt nicht zu denken. Die Schleswig Holsteinische Frage bewegte die politischen Geister. In Preußen führte Herr von Bismarck das Ruder und man wußte, daß sein Ziel war, daß Preußen die Hegemonie in Deutschland sich erzwinge und Schleswig-Holstein annektiere.

Nun, angesichts eines Krieges legt man den Säbel nicht beiseite! Ich sehnte mich förmlich nach einem solchen Tanze, wo es sich zeigen konnte, wer ein rechter Mann. Während man in politischer Hinsicht fast täglich auf ernste

Ereignisse gefaßt war, führte auch ein Teil der Münchener Bevölkerung Krieg gegen Richard Wagner. Man gönnte ihm die Ruhe nicht zu seiner großen Arbeit, den Ring der Nibelungen, welche ihm der kunstsinnige König zugedacht. Man wollte wissen, daß der Maestro bereits 14 seidene Schlafröcke besitze! und das ging den Leuten über das Bohnenlied. Der Meister war keinen Tag sicher, daß ihm nicht die Fenster eingeworfen wurden, daß er nicht Insulten ausgesetzt, wenn ihn ein Hofwagen nach dem Nymphenburger Park hin- und zurückbrachte, wo er sich erging und sich seinen Meditationen überließ. Man sagte dem König sogar einen Volksaufstand, eine Revolution voraus, wenn er sich dem „verderblichen" Einfluß Richard Wagners nicht entziehe und diesen wieder fortschicke.

„Der Entschluß wird mir schwer," sagte der Monarch zum Minister Freiherrn von Schrenk, „aber das Vertrauen meines Landes geht mir über alles; auch ich will Frieden haben mit meinem Volke."

Wagner ging nach der Schweiz. Der briefliche Verkehr ward mit dem König nicht abgebrochen und die königliche Freigebigkeit versiegte und versagte nicht; auch ging Wagner wieder und wieder nach München.

Um jene Zeit ward auf dem „Maffeianger," dem jetzigen Gärtnerplatze, damals noch außer der Stadt liegend, auf Aktien das Volkstheater erbaut. Ich beteiligte mich auch mit tausend Gulden, da mir die Idee sehr sympathisch war. Die zwei kleinen Schwaigerschen Volksbühnen in der Au und Müllerstraße wurden aufgekauft und so mit dem neuen Musentempel verschmolzen. Das Bankett zur Eröffnung des Theaters fand in den „vier Jahreszeiten" statt. Hermann von Schmid war Dramaturg. Die erste

Vorstellung war sehr vielverheißend. Ich hatte auch bereits ein Lustspiel dort niedergelegt und plante, mich wieder mehr auf dem dramatischen Gebiete zu beschäftigen, denn man sagte mir, ich hätte das Zeug hiezu: Erfindungsgabe und Humor. Mein Stück wurde angenommen und wie unten gezeigt werden wird, ging es mit großem und ungeteiltem Erfolg über die Bretter. Vorher will ich über diesem litterarischen Kinde nicht vergessen, daß mir am 4. Dezember ein gesundes Töchterchen geboren wurde, was unserem Hause große Freude bereitete.

Aber noch ein anderer Theaterbau nahm damals das Interesse von ganz München in Anspruch. Der junge, ideale König wollte für Wagners großartige Tondichtungen einen eigenen Tempel errichten. Die Straße längs des Königsbaues der Residenz am Hofgarten sollte verlängert werden bis zur Isar, darüber eine Brücke und jenseits am Gasteig ein Prachttheater nach einem Plane des Architekten Semper erbaut werden. Es war eine wahrhaft königliche Idee und die Stadt München wäre nicht nur um eine herrliche Straße vermehrt, sondern auch das Ziel von ungezählten Verehrern Richard Wagners geworden, welche dann nach Bayreuth wallfahrteten. Der Plan scheiterte an der Weigerung des Magistrats und der Gemeindekollegien, welche die Kosten für Herstellung der Straße und Brücke sich nicht zu übernehmen getrauten.

Nach den Plänen und dem Modelle müßten Brücke, Terrassenbauten und das Festspielhaus das Schönste geworden sein, was Semper geschaffen hat. Dem König wurde das Unternehmen verleidet. Die Wirkung war Enttäuschung auf das junge Gemüt des Monarchen, der in seiner Phantasie das herrliche Werk schon fertig sah und

wohl Tag und Nacht davon träumte — war eine Verbitterung, die er nimmer los wurde. Wohl ersparte man ihm Millionen, aber sie hätten reichlich Frucht getragen, während sie später in einsamen Gebirgsthälern verbaut wurden, für ihn, nur für ihn allein, während jener Festspielbau nicht nur für München, sondern für die ganze Welt bestimmt war.

Mein Lustspiel oder besser Schwank „Rasch gefreit," dessen Premiere im Mai vor sich ging, hatte durchschlagenden Erfolg. Die „Neuesten Nachrichten" schrieben hierüber unterm 27. Mai 1866:

„Rasch gefreit" ist ein kleines, unterhaltendes Lustspiel von unserem liebenswürdigen Landsmann Maximilian Schmidt, welches in seiner Handlung so viel Spannung, in seinen Verwicklungen so viele komische Situationen entfaltet, daß sich hinlänglich Stoff zu einer amüsanten Stunde bietet. Die Charaktere sind frisch aus dem Leben gegriffen, sind Menschen, von denen wir glauben, sie müßten uns täglich begegnen, ein gesunder Humor ohne Prätention und Affektation tritt uns überall entgegen."

Das Stück wurde auf vielen Bühnen gegeben u. a. auch etwa dreißig Mal in Berlin am Wallnertheater. Ueber die Aufführung an diesem Theater schrieb die „Illustrierte Zeitung" am 26. Januar 1867:

„Das Berliner Wallnertheater hat mit 3 Lustspielnovitäten, die es in der zweiten Januarwoche vorführte, einen glücklichen Griff gethan. Die erste derselben ist „Rasch gefreit," Lustspiel in 3 Aufzügen von Maximilian Schmidt. Das Stück ist so munter gehalten und die Verwickelung entwirrt sich zum Schlusse so natürlich, daß

das Publikum unter allgemeiner Heiterkeit reichen Beifall spendete.“ —

Die litterarischen Arbeiten mußten indessen in den Hintergrund treten, da sich der politische Horizont immer mehr verdüsterte. Preußen und Oesterreich mobilisierten und so war auch Bayern dazu gezwungen. Der Krieg Deutscher gegen Deutsche schien kaum mehr abwendbar. Preußen wollte in Schleswig-Holstein allein Herr sein und überhaupt Oesterreich aus dem Bunde verdrängen. Alle Bundesglieder mobilisierten, um sich je nach ihrem Interesse oder nach ihrer Pflicht für oder gegen eine der beiden Hauptmächte zu entscheiden. Es gährte demnach überall, aber auch in München revoltierte bereits das Volk, nicht wegen des bevorstehenden Krieges, sondern wegen Erhöhung des Bierpreises, oder wenn man will, aus Ulk — so daß oftmals der Generalmarsch durch die Straßen getrommelt wurde und das Militär Ordnung und Ruhe schaffen mußte.

Eines Tages kam Hans von Bülow zu mir und bat mich, seinen Zeugen in einer Ehrensache zu machen. Der „Volksbote“, welchen Dr. Zander redigierte, hatte einen Skandalartikel gebracht über das damals in der That nur Zander bekannte Verhältnis der Frau von Bülow zu Richard Wagner. Bülow trat als Ritter für seine Frau ein und beauftragte mich, Dr. Zander eine Forderung zu überbringen, eventuell zu veranlassen, daß der Redakteur jenen boshaften Artikel unter Ausdruck seines Bedauerns dementiere. Ich versprach mir nichts von meiner Sendung, verhehlte dies auch Bülow nicht, indem ich ihm zu bedenken gab, daß Zander sich nicht schlagen, wohl aber in seinem Blatte neuerdings darüber berichten werde.

„Dann bitte ich ihm sofort eine Ohrfeige zu applizieren," meinte der erregte Baron.

„Das werde ich wohl bleiben lassen," erwiderte ich, „aber ich werde thun, was ich Ihnen und mir schuldig bin."

Somit begab ich mich in die Wohnung des Redakteurs in der Ludwigsstraße. Er hatte wohl keine Ahnung von dem Grunde meines Kommens, sonst würde er mich kaum empfangen haben. So erwiderte er höflich meinen Gruß und fragte, womit er mir dienen könne?

Ich entledigte mich in Kürze meines Auftrages.

Dr. Zander hörte mich mit weit geöffnetem Munde an. Dann, als ich vollendet, sprang er von seinem Sessel auf und gestikulierte in der Luft herum.

„Was?" schrie er, „ich soll mich wegen dem, was ich geschrieben habe, duellieren?" Er erging sich nun in Erörterungen, deren Wiederholung mir widerstrebt und auf meine Forderung, daß er widerrufen und sich entschuldigen müsse, antwortete er:

„Fällt mir gar nicht ein! Herr von Bülow soll mich klagen, dann trete ich vor Gericht den Wahrheitsbeweis an und das bringt mir ein paar hundert Abonnenten mehr ein."

Da war nichts weiter zu machen. Ich erklärte ihm nur noch, daß es Ehrensache sei, über die Angelegenheit vorerst zu schweigen; ich würde dem Baron das Ergebnis dieser Besprechung mitteilen und ihm dann das Weitere zu wissen machen. Dann eilte ich nach meiner Wohnung, wo mich Herr von Bülow in großer Aufregung erwartete.

Ich teilte ihm Zanders Weigerung mit, sowohl in Bezug auf das Duell, als der Widerrufung und Entschuldigung. Im ersten Moment war er dafür, Zander „windel=

weich zu hauen," ich machte ihm aber klar, daß bei einer solchen „Prügelei" nichts Gutes herauskommen würde.

„Sie dürfen nichts riskieren!" sagte ich ihm. „Denken Sie an den König! Ihre Freunde wissen ja, wie sie daran sind, und Ihre Feinde, deren Sie, gleich Wagner, eine Legion haben, würden darüber nur jubeln, wenn Ihnen eine Blamage zu teil würde."

Er wollte sich's überlegen. „Ich komme morgen wieder," rief er. „Adieu!" Und fort stürmte er.

Am andern Tage kam der Baron in Begleitung eines eleganten Herrn zu mir, den er mir als Baron so und so vorstellte. Dieser sprach nur gebrochen deutsch und fuchtelte fortwährend mit einem elastischen Reitstocke herum. Ihn sollte ich zu Zander begleiten, um ihm nochmals eine Forderung auf Pistolen zu bringen und wenn Zander nicht annehme, ihn mit der Reitpeitsche zu traktieren. Das letztere war nicht nach meinem Geschmack und ich hielt es für genügend, wenn der neue Freund allein hinginge und nach seinem Gutdünken dort verfahre. Nachdem der „Reitpeitsche" Erwähnung geschehen, mußte ich wohl oder übel so handeln. Auch schien mir der fremde Herr ebenso exaltiert zu sein, wie Bülow selbst.

Nach mehrerem Hin- und Herreden entschloß sich endlich der Fremde, allein zur Höhle des Löwen zu schreiten.

Was dort geschehen ist? Ich konnte nur so viel erfahren, daß der riesenstarke Zander den Kartellträger vor die Thüre setzte und dann in seinem Blatte einen neuen Schmähartikel losließ. Hans von Bülow wurde als „Günstling des Königs" und „intimer Freund Wagners" ebenfalls in verletzender Weise apostrophiert, so, daß er der steten Angriffe von einer gewissen Seite satt, vom

König seine Entlassung erbat. Diese wurde ihm aber nicht bewilligt. Im Gegenteile schrieb der König einen Brief an ihn, worin er sein Bedauern über die dem Baron widerfahrenen Kränkungen aussprach, ihn aber unentwegt seines aufrichtigsten Wohlwollens und seiner Bewunderung versicherte. —

Oesterreich hatte am 11. Juni beim Bundestage den Antrag gestellt, weil Preußen in Holstein zu unerlaubter Selbsthilfe gegriffen, die Bundesarmee mobil zu machen, worauf Preußen erklärte, daß es den bisherigen Bund als aufgelöst betrachte, einen neuen Bundesvertrag vorlegte, der Oesterreich ausschloß und eine starke Zentralgewalt mit Parlament verlangte. Hiermit war der Krieg erklärt. Die Herrscher von Preußen und Oesterreich erließen ihre Kriegsmanifeste. Preußen erließ an Hannover, Sachsen und Kurhessen ein Ultimatum, das sie zur Neutralität aufforderte. Sofort nach Ablehnung desselben rückten die Preußen in genannten Ländern ein.

Oesterreich, zugleich mit Italien im Krieg, stellte dort 85 000 Mann unter Herzog Albrecht im Festungsviereck auf, 247 000 Mann hatte es für den Krieg mit Preußen unter Benedeck, wozu 140 000 deutsche Hilfstruppen kamen, wovon 120 000 Mann im Süden und Westen Deutschlands blieben. Bayern stellte 40 000 Mann, Preußen verfügte über 300 000 Mann, wovon 45 000 Mann für den Krieg in Süd- und West-Deutschland bestimmt waren. Den Oberbefehl über die Hauptarmee übernahm König Wilhelm selbst, Moltke war sein Generalstabschef. Die sogenannte Main-Armee stand unter General Vogel von Falkenstein. Die Bayern, welche das 7. Bundesarmeekorps bildeten, standen unter dem Kommando des alten

Feldmarschall Prinzen Karl von Bayern. Generalstabschef war General von der Tann. Das 8. Bundesarmeekorps bestand aus Württembergern, Hessen, Badensern, Nassauern und Oesterreichern, kommandiert von dem österreichischen Generalleutnant Prinz Alexander von Hessen. Das Oberkommando über beide sollte Feldmarschall Prinz Karl haben — wenigstens auf dem Papier.

Alles war zum Schlage bereit; der Befehl zum Ausmarsch ins Feld wurde stündlich erwartet, das Unheilvollste, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche war unvermeidlich geworden.

5. Der Ausmarsch 1866.

Am Sonntag den 17. Juni früh halb 3 Uhr nahm ich Abschied von Weib und Kind und begab mich zum Aufstellungsplatz meines Bataillons auf dem Bahnhofe. Der Kommandant des Bataillons war Major Schultheiß. Ich war bei der Kompagnie Wilhelm (12. Kompagnie). Es war ein reges Treiben. Verwandte und Freunde, besonders Freundinnen der Fortziehenden waren anwesend, um rührenden Abschied zu nehmen. Damit kontrastierte eigentümlich das Geschrei und Gejohle des größten Teiles der Mannschaft, welche mit Jubel den Befehl zum Ausmarsch begrüßt hatte und unter Absingen von kriegerischen Liedern ihre Begeisterung und ihre Kampflust an den Tag zu legen suchten. Weithin hallte der Gesang:

„Dem Sohne des Ruhmes und der Ehre
Reichet jeder so freundlich die Hand!“ 2c.

und unter Hochrufen und Tücherschwenken brauste der Zug in den Morgen hinaus. — Ich muß hier erwähnen, daß mein Bruder Adalbert als Postoffizial zur Feldpost des 2. Armeekorps einberufen wurde und somit ebenfalls am Feldzuge teilnahm. — Unser Weg führte über Regensburg nach Weiden, von hier aus marschierten wir in unsere Quartiere. Meine Kompagnie kam nach Neunkirchen, das nicht wenig über unsere Ankunft überrascht war, indem kein Quartiermacher vorausgeschickt werden konnte. Die

Offiziere fanden im Pfarrhofe Aufnahme. Die Köchin des Pfarrers empfing uns mit dargereichter Hand, aber sie stammelte dabei etwas von Ueberraschung und leerer Küche und das war abends um 6 Uhr, nachdem wir den ganzen Tag nichts gegessen, nicht vielversprechend. Wir erklärten aber, daß Hühner und Enten sehr eßbare Gegenstände wären und wir so viel Geduld hätten, bis ein solcher Braten bereitet wäre. Diesen bekamen wir zwar nicht, aber ein anderes Mahl ward bereitet, das uns Hungrigen auch mundete. Wir mußten hier bis zum 21. Juni bleiben, und nun sollten wir eine Schwenkung nach links gegen die Koburgische Grenze machen, um uns mit den Hannoveranern zu vereinigen. Die Preußen waren, wie bereits erwähnt, in Sachsen, Hannover und Kurhessen eingerückt, die Könige von Sachsen und Hannover verließen mit ihren Truppen ihre Hauptstädte, der Kurfürst von Hessen wurde gefangen, sein Kontingent entkam nach dem Süden. Es war für unsere Heerführung sehr schwer, die richtige Operationslinie zu finden, um den Hannoveranern die Hand zu bieten. Man wußte nicht, wo diese durchbrechen würden, ob bei Eisenach oder Gotha durch den Thüringerwald. Von Seite der Hannoveraner kam kein einziger Kurier, unsere Kundschafter wurden abgefangen und damit erklärt sich das nun folgende Hin- und Herwerfen der bayerischen Truppen, welche unter geradezu außerordentlichen Anstrengungen, bis zur völligen Erschöpfung ermüdenden Märschen ihre volle Pflicht und Schuldigkeit thaten. Dazu bestand unser Soldatenmaterial damals fast durchgehends aus Handwerkern, armen Burschen und Einstehern. Es gab keine Einjährig-Freiwilligen, wer sich von der Muskete wegkaufen konnte, der that es.

In den letzten Wochen vor dem Ausmarsche hatte dieser Menschenhandel eine geradezu bedenkliche Größe erreicht — und doch waren die Leute vergnügt und guter Dinge, als ginge es nicht in den Krieg, sondern zu einem Lustlager.

Ich will hier gleich bemerken, daß ich nicht einen Beitrag zu der längst bekannten Kriegsgeschichte liefern, sondern nur meine persönlichen Erlebnisse niederschreiben will und ich mich somit jedes politischen Kommentars enthalte.

Wir gelangten mit der Bahn nach Bayreuth, wo uns die Bevölkerung einen herzlichen Empfang bereitete, uns mit Rosen schmückte und mit Speisen und Getränken überhäufte, und dann nach Burgkundstadt. Von da hatte meine Kompagnie nach Altenkundstadt zu marschieren, wo wir früh um 3 Uhr ankamen und ich bei einer sehr honetten Judenfamilie gutes Quartier erhielt. Die Frau entschuldigte sich, daß sie allein mich empfange, aber ihr Mann wäre auf Reisen und die Tochter „schon“ zu Bette. Am andern Tage war Rasttag. Ich machte mit Leutnant Leonhard Prand einen Morgenspaziergang nach Weißenmain, einem hübschen, befestigten Städtchen, welches einstmals den Bischöfen von Bamberg gehörte. Ich hinterlegte bei dem dortigen Notar eine letztwillige Verfügung für den Fall, daß eine preußische Kugel an mich adressiert sein sollte. Um 1 Uhr mittags kam ich wieder in mein Quartier zurück, wo man mit dem Essen schon auf mich wartete. Die Frau brachte mir die Suppe, die Tochter den Braten und die Magd die Zuspeise.

Samstag den 23. Juni wurde um 4 Uhr früh abmarschiert nach Ebnet, wo sich das Bataillon formierte. Von da ging es in das herrliche Rodachthal hinunter nach

Langenstadt, von wo aus die erste Inversion gegen den Feind gemacht werden sollte. Man hoffte den Hannoveranern dadurch Luft zu machen, daß wir mit einem Einfall an der Reußischen Grenze drohten, um so die Preußen hieher zu locken und dadurch den Hannoveranern es möglich zu machen, sich mit dem 7. oder 8. Armeekorps zu vereinigen.

Unser Bataillon hatte dieses Scheinmanöver nach Lichtenberg auszuführen. Unter dem prächtigen, in gothischem Stile erbauten Schlosse des Grafen Künsberg wurde der Tagesbefehl des Höchstkommandierenden an die bayerische Armee durch Major Schultheiß verlesen, welcher davon so ergriffen wurde, daß er die letzten Worte kaum mehr lesen konnte. Ein Hoch auf den König folgte. Dann ertönte das Kommando: „Lad't's Gewehr!"

Es wurde also Ernst. Wir sollten bald die Feuertaufe erhalten. Jetzt konnte sich jeder vor dem Feinde erproben, jetzt zerfielen die Jämmerlichkeiten des versumpfenden Garnisonslebens in ihr Nichts, jetzt konnte sich der rechte Mann erweisen durch Mut und Tapferkeit, mochte er nun Soldat sein oder Offizier, Leutnant oder General, die Tapfern sind in diesem Falle alle Brüder.

Der Tag war ungemein schwül, die Landstraße staubig. Der Durst quälte die Leute, die Bundschuhe drückten ihre Füße wund, die oft nackt in denselben steckten, denn für Socken und Fußlappen war nicht gehörig gesorgt worden. Dazu juckte der schwere Tornister. Trotzdem war die Mehrzahl der Mannschaft vergnügt. Nach dem Takte des Feldschritts wurden Lieder gesungen, dabei begleitet von der Mundharmonika und dem Ladstock, welcher als Driangel benutzt wurde. So zogen wir durch Kronach, und rasteten

eine halbe Stunde später auf einer Wiese, wo es leider an Wasser fehlte. Während des Marsches war das Trinken aus Gesundheitsrücksichten verboten worden und so ging es mit durstender Kehle weiter nach Steinwiesen, wo wir zuerst auf einer feuchten Wiese biwakierten, später aber doch in den Scheunen des Dorfes untergebracht wurden.

Ich hatte mit meiner Kompagnie Vorpostendienst; es war also nach dem etwa 30 Kilometer betragenden Marsche an Ruhe nicht zu denken. Hier ward mir Augustens erster Brief zugestellt; das war wenigstens eine Erquickung. Sonst war im Dorfe Schmalhans Küchenmeister. Auch war die Lage nicht sicher. Jenseits der Rodach stieg eine bedeutende, kahle Höhe auf. Auf der Schneide bemerkte ich mittelst Feldstecher mehrere Personen, welche sich mit unserem Hiersein zu beschäftigen schienen. Waren es feindliche Soldaten? Bei dem Dämmerlichte war nichts genau erkennbar; Karten hatten wir keine und die Möglichkeit war vorhanden. Ich schloß die ganze Nacht kein Auge und visitierte fleißig die Vorposten, um sie wach zu erhalten, denn wir waren alle vor Müdigkeit erschöpft. Mich selbst überfiel der Schlaf im Gehen und ich mußte mir alle Gewalt anthun, wach zu bleiben.

Schon um 4 Uhr morgens marschierten wir wieder weiter durch den schönen Frankenwald, der mich lebhaft an den bayerischen Wald erinnerte, Lichtenberg zu. Besonders schön liegt am Fuße eines hohen Berges, über welchen die Straße führt, das Försterhaus Langenau. Von der Höhe oben bietet sich eine weite Fernsicht in die Länder vieler deutscher Fürsten, so auch nach Preußen. Ich erkannte deutlich die Ortschaft Blankenberg an der Reußischen Grenze, wo ich einst Marie Kunstmann kennen gelernt.

Schon bei Beginn des Ausmarsches fingen die Soldaten an, ihre Mützen mit Federn zu schmücken. In jedem Orte ward nun eine förmliche Jagd auf die armen Gockel gemacht, deren stolzer Schweif als Kriegerschmuck stark begehrt war. Die Landleute gaben lachend, was sie hatten. Der Revierförster von Geroldsgrün verteilte alle seine Spielhahnfedern unter die Mannschaft, ja er nahm sogar der Frau Försterin die Federn von ihrem Hute und gab sie den erfreuten Soldaten, die ihr dafür ein herzliches „Vivat hoch!" ausbrachten. Ueber Bad Steben kamen wir nach Lichtenberg, wo ich mich beim Bürgermeister Jungkunz, einem vortrefflichen Manne, einquartierte, in dessen liebenswürdiger Familie ich mich sehr wohl befand.

Schon für die frühesten Morgenstunden des nächsten Tages wurde — der Rückmarsch befohlen, und zwar auf demselben Wege, den wir hergekommen und sogar bis Staffelstein. Das war deprimierend. Und wir waren so müde! Aber an Ausruhen ist im Kriege nicht zu denken und so ging es denn früh um 4 Uhr wieder fort. Die Gegend hier war nicht besonders einladend und die Bewohner schienen arm zu sein und so erleichterte die Aussicht auf bessere Quartiere den Rückmarsch.

Erst war es fürchterlich heiß und staubig, dann ergoß sich ein ergiebiger Gewitterregen über uns, so daß wir doppelt naß, vom Schweiß und vom Regen, in unserem Quartiere in Zeyern ankamen. Viele Leute waren erschöpft auf der Straße liegen geblieben und mußten durch requirierte Fuhrwerke nachgefahren werden.

Ich wurde mit Leutnant Leonhard Prand (1871 vor Paris gefallen) beim Krämer einquartiert, wo soeben Hochzeit gehalten wurde. Wir kamen als ungebetene Gäste

zum Nachtisch. Man ließ es uns an nichts fehlen und eine ausgiebige Stärkung war nach den anstrengenden Märschen der letzten drei Tage sehr von nöten. Mehr als hundert Mann vom Bataillon waren bereits marode. Wir hofften wieder einmal ausschlafen zu können, aber schon um Mitternacht rasselte der Generalmarsch durch die Gassen und um 2 Uhr noch einmal. Es hieß, die Preußen hätten uns überfallen. Dem war aber nicht so. Wir marschierten nur nach Kronach weiter, um von dort auf der Eisenbahn nach Staffelstein weiterbefördert zu werden. Hier hörten wir von dem Siege der Oesterreicher bei Custozza. Im glühendsten Sonnenbrand wurde gegen 12 Uhr mittags weiter marschiert. In Ebern wurde Rast gemacht und die Soldaten von den Einwohnern des Städtchens freundlichst bewirtet. Uns Offiziere lud man ins Kasino, in dessen Garten uns Herren und Damen der Gesellschaft ebenfalls mit Bier und kalter Küche labten. Erst nachts um 9 Uhr kamen wir in Pfarrweißach an. Ich fand dort nichts zu essen vor, als Speck und auch im Wirtshause war nichts zu haben. Eine Mahnung, jeder Zeit dort zu essen und zu trinken, wo etwas zu erhalten.

In Maratsweißach zeichneten sich die Frauen sehr durch ihr gefühlvolles Benehmen aus. Sie würzten das Brot, das sie den Soldaten unentgeltlich gaben, mit ihren Thränen. Auch mir reichte ein hübsches Weib ein Stück Brot mit nassen Augen und versicherte dabei: „Wir woll'n schon beten, daß die Bayern Glück haben!"

Die Sonnenhitze wurde immer unerträglicher, wir waren alle völlig erschöpft. Wir rasteten in einem Walde und ich schrieb einige Zeilen an meine Frau, welche ich einem nach München abgehenden Soldaten mitgab. Unsere

Quartiere um Königshofen lagen stundenweit auseinander. Meine Kompagnie mußte noch bis Ottmannshausen, eine Stunde von Königshofen, marschieren, wo wir Offiziere mit 50 Mann auf dem Gute des Barons Bibra, einer ehemaligen Benediktinerabtei, einquartiert wurden. Es war himmlisch, wieder einmal in einem guten Bette ausschlafen zu können, denn die fünf letzten Tage waren ausreichend, die beste Truppe zu Grunde zu richten. Der Rasttag, den man uns vor dem Einmarsche in Feindesland noch gönnte, war unumgänglich nötig.

Wir hatten übrigens Vorposten gegen die Meiningensche Grenze aufzustellen und ich war wieder der Kommandant derselben. Die Landschaft war hier sehr schön. Die Strapazen der letzten Tage hatten mir jedes Interesse dafür benommen; jetzt betrachtete ich sie wieder gerne. Der Thüringerwald begrenzt fast ringsherum den Horizont, der große und der kleine Gleichberg ragen in schönen Formen empor. Links in der Ferne sieht man die dunklen Massen des Rhöngebirges. Nur schade, daß wir keine Karten hatten.

Am Freitag den 29. Juni ging es endlich wieder vorwärts. Wir überschritten die Grenze und rückten in Hildburghausen ein. Die Tracht der auf den Feldern arbeitenden Frauen gab den Soldaten viel zu lachen. Sie trugen Hüte, welche in der Form den Helgoländern ähnlich waren und wie sie auch unsere Mütter und Großmütter einstens trugen. Junge Mädchen hatten sie in rot und blau und sahen darin ganz hübsch aus.

In Hildburghausen waren so viele Truppen anwesend, daß nur Masseneinquartierungen möglich waren. Ich mußte in einem Kinderbette schlafen und war darum noch

froh. Mein Quartiergeber hatte sich schon beklagt, daß er 3 Offiziere und 7 Mann zu beherbergen hatte. Als aber immer mehr Truppen kamen, schickte man ihm noch 50 Mann. Sein Salon, sowie sämtliche Zimmer waren belegt. Wo er mit Frau und Kind blieb, weiß ich nicht.

Andern Tages brachen wir auf gegen Suhl, immer noch hoffend, die Hannoveraner zu finden. Als wir früh 6 Uhr bei Schleusingen die preußische Grenze überschritten, geschah es unter Hurrarufen und Absingen von Kriegsliedern. Hinter Schleusingen begegneten wir einem Wagen, in welcher ein hannoveranischer Offizier saß. Er fragte nach dem General und überbrachte die Nachricht von der Niederlage der hannoverischen Armee bei Langensalza am 29. Juni, also am gestrigen Tage! So sollte dieser Marsch abermals vergebens gewesen sein.

In Altendambach bezogen wir Quartier, das erste in Feindesland. Der Ort liegt in einem engen Gebirgsthale des Thüringerwaldes, die Einwohner sind arm, sie konnten den Soldaten nichts bieten. Im Gegenteile, als ein Ochse requiriert und geschlachtet worden, kauften die Soldaten das Fleisch und luden ihre Quartiergeber zum Mitessen ein. Es war für die armen Leute der reine Festtag und die armen Dambacher waren ganz verblüfft über die Gemütlichkeit der Bayern, denen nicht der beste Ruf vorhergegangen war. Ich fand bei dem protestantischen Pfarrer Quartier, der seit kurzem mit einer sehr hübschen jungen Frau verheiratet war. Ich wurde mit meinen zwei Kompagnieoffizieren freundlich empfangen und gut verpflegt. Als ich frühzeitig zu Bette gegangen war, weckte mich ein Choralgesang, den der Pfarrer mit Frau und Gesinde in der unteren Stube sang. Es klang sehr feierlich durch

die stille Nacht. Dem Gesang folgte aber ein Gebet, das mit den deutlich vernehmbaren Worten schloß:

„Herr verleihe unsern Waffen den Sieg über die Feinde!" — Ich schloß eilig das Fenster und betete um das Gegenteil.

Sonntag den 1. Juli. Der Generalmarsch weckte mich aus einem gesunden Schlafe. Wir wußten eiligst zurückmarschieren; es geschah früh 8 Uhr unter heftigem Regen. Viele Bewohner Dambachs gaben uns eine Strecke weit das Geleite und nahmen dann herzlichen Abschied von uns. Aber in Erlau standen die Leute an der Straße und wir hörten recht wohl, wie sie sich über unsern Rückzug lustig machten. Am 2. Juli nachmittags 3 Uhr trafen wir in Meiningen ein. Die Stadt und der prächtige Hofgarten gefielen mir ausnehmend gut. Auch bekam ich hier wieder gute Zigarren und Vorrat an Kaffee.

Am 3. Juli ging es Kaltennordheim zu und endlich dem Feinde entgegen. Bereits waren bei Immelborn Schüsse gewechselt worden zwischen dem 9. Regiment und den Preußen, wobei Oberst Aldoßer verwundet wurde. Es war ein fürchterlich schlechtes Wetter, die Feldwege, welche wir einschlugen, waren grundlos. In Stephanshausen machten wir Rast und es wurde rohes Fleisch verteilt, da hier abgekocht werden sollte. Aber ehe das Fleisch fertig gekocht war, ertönte Generalmarsch. Wir wurden in Fechtbereitschaft aufgestellt. Nach einer Stunde aber kam Befehl zum Abmarsch nach Kaltennordheim. Auf dem Wege dahin kamen uns die ersten Flüchtlinge entgegen, Hab und Gut mit sich führend. Die Ortschaften waren alle verlassen. Der Regen fiel in Strömen und es war so abscheulich kalt, als wäre es Spätherbst und nicht Hochsommer.

In Kaltensundheim war das Bild schon sehr kriegerisch. Die Wege waren überfüllt von Truppen und dem Train. Geschäftig wogte alles hin und her, Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Von einem Hause flatterte eine große weiße Fahne mit dem roten Kreuze. Verwundete Chevaulegers wurden zum Spitale getragen, es waren Patrouillenleute, welche ein Scharmützel mit dem Feinde gehabt. Vor der Kirchhofmauer wurden wir in Kolonnen aufgestellt; vorher war Kavallerie da und der Platz voll Pferdekot; jetzt sollten wir da biwakieren. Dann ging es aber doch wieder weiter nach Kaltennordheim. Es war völlig Nacht, als wir auf einer Anhöhe vor dem Dorfe mitten durch Getreidefelder dirigiert wurden. Ueberall erblickte man Biwakfeuer. Westlich von Kaltennordheim stand die 2., östlich die 1. Division; bei Dermbach war die 3. und bei Roßdorf die 4. postiert und so war die ganze bayerische Kriegsarmee endlich nahe beisammen. Daß es morgen zu einem Kampfe kommen würde, nahm man als gewiß an.

Das Biwak in dem nassen Getreidefeld bei stockfinsterer Nacht und unaufhörlichem Regen gehörte nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens; zudem hatten wir den ganzen Tag nichts gegessen und hatten für morgen Aussicht auf noch größere Strapazen. Aber dennoch ließ der Gedanke: „morgen geht's los!" uns allen das Herz freudiger schlagen.

Die Nacht ging unruhig und schlaflos dahin. Nach Mitternacht wurde Fleisch gebracht und es konnte gegen 3 Uhr morgens menagiert werden. Aber da war das Salz vergessen! Die Leute konnten das ungesalzene Fleisch nicht genießen und Salz war nicht zu bekommen. Ich braute mir Kaffee, das erhielt mich munter. Um 4 Uhr

mußte alles bereit zum Abmarsch sein. Wir schnatterten vor Nässe und Kälte und der Himmel wurde nicht müde, uns mit heftigem Regen zu überschütten. Unser Aussehen — wir lagerten zumeist auf durchweichtem Ackerboden — war namenlos schmutzig.

Es blieb indessen bei der Bereitschaft — noch gab es keinen Alarm. Aber Regen und Kälte, Hunger und Durst trieben die Leute nach den Häusern des nahen Dorfes, wo sie hofften, für Geld Brot und Getränke zu erhalten, oder eine warme Stube zu finden, wo sie die steifen Glieder wärmen könnten. Doch die Häuser standen leer und die wenigen zurückgebliebenen Einwohner sahen mit erschreckten Gesichtern zum Fenster heraus. Mit verzweifeltem Humor suchte man das Biwak wieder auf.

Gegen 8 Uhr vernahm man Kanonendonner und zwar ganz in der Nähe. Es wurde Generalmarsch geschlagen und die Division nahm auf den Höhen rechts Stellung gegen den Feind. Die dritte und vierte Division waren bei Dermbach, Cella und Roßdorf engagiert. Neben dem Kanonendonner tönte jetzt auch Kleingewehrfeuer von jenseits der Höhen zu uns herüber. Es klang durch den kalten Regen so wehmutsvoll, so klagend, als wollte es sagen: „Schmach Deutschland! In dieser Stunde morden sich deine Söhne!“

Wir standen 2 Stunden am Platze und rückten dann, nachdem das Feuern aufgehört hatte, wieder ins Biwak ab. Der Regen hatte noch keinen Augenblick an Heftigkeit nachgelassen. Es sollte nun abgekocht werden, aber noch ehe dieses ermöglicht, erdröhnte neuerdings Kanonendonner. Ein allgemeines „Hurra!“ und „Juhe!“ ertönte von Seite unserer Leute. Es wurde Generalmarsch geschlagen und

wieder die vorige Stellung eingenommen. Lange und anhaltend hielt das Schießen an; wir sahen den Rauch davon und mehrere Bomben in der Luft zerplatzen; das war alles. Leider sollten wir aus der Reserve heute nicht herauskommen. Später wurde noch eine rückwärtige Stellung eingenommen; aber der Feind schien keine Lust zu haben, durch das Defilee hervorzubrechen.

Während wir so in Bereitschaft dastehen, knallt plötzlich ein Schuß in der benachbarten Kavallerie-Abteilung — man sah zu und erfuhr, daß sich Rittmeister Stromer hinter der Front seiner Eskadron erschossen habe. Sein Leichnam wurde an uns vorübergetragen.*)

Bei eintretender Dunkelheit mußten wir ein neues Biwak in der Nähe des vorigen beziehen. Hunger und Durst konnten wir nicht befriedigen, wir warfen uns resigniert in den Kot, um wenigstens einige Stunden ruhen zu können. Hauptmann Münich drückte sich an diesem Abend zu unser aller Erheiterung in folgender Weise aus: „Wenn ich nur den Kerl kennet, der das Lied gemacht hat: „Ha, welche Lust Soldat zu sein!" Ich ließ ihn mit Scheidewasser klystieren, den verdammten Hundsknochen, den miserabeln!" Mit diesem drastischen Ergusse warf er sich in den Kot, der hoch über ihn aufspritzte und bald vernahm man nur noch einige Brummer und etliche „Dreiteufel, ist das ein Hundsleben!" bis die Natur ihre Rechte

*) Die Version, als hätte sich Stromer deshalb erschossen weil ihm ein bayerischer Prinz befohlen, mit seiner Eskadron gegen einen von feindlicher Infanterie besetzten Wald anzustürmen, war eine jener plumpen, tendenziösen Lügen, wie damals deren viele, aus einer boshaften Phantasie entsprossen, und leider von unsern eigenen Landsleuten, verbreitet wurden.

forderte und der Kapitän einschlief. Ich hatte mir Thee gemacht und dann auch bald das Ungemach des Tages vergessen.

General Hartmann hatte an diesem Tage bei Wiesenthal und Roßdorf ein Gefecht zu bestehen gehabt. Die Division Zoller kämpfte bei Zella und Neidhardshausen, wie man uns sagte, überall mit günstigem Erfolge. Doch kostete der Tag bedeutende Opfer. So fiel General Faust, mein früherer Regimentskommandeur in Ingolstadt, an der Spitze eines Bataillons vom 5. Regiment, ebenso sein Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Ausin und viele Offiziere, darunter Freunde von mir, wie die Oberleutnants Popp und Brunner. Im ganzen mögen an tausend Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten an diesem Tage zu beklagen sein.

Gegenüber standen uns: Die unter General Falkenstein stehende Armee, welche am 29. Juni die Kapitulation der Hannoveraner bei Langensalza erzwungen, dann die Generale Goeben, Kummer und Wrangel. — Unsere Artillerie hatte sich sehr ausgezeichnet.

Der nächste Tag brachte uns keine andere Veränderung, als daß die Witterung etwas günstiger war. Die Preußen, sagte man, sollen sich entfernt haben; es blieb alles ruhig. Erst am 6. Juli früh marschierten wir nach Fladungen ab. Hier besuchte ich im Spitale meinen Freund Oberleutnant Elblein, der bei dem letzten Gefechte verwundet worden war. Im Orte gab es wieder weder zu essen, noch zu trinken, es war schon alles aufgezehrt. Mit Hauptmann Münich ging ich auf die Post, um Briefe zu besorgen und wir erhielten dort von dem liebenswürdigen Postexpeditor nicht nur die neuesten Zeitungen, sondern sogar von dem für ihn reservierten Bier und Brot. Aber

der Appetit war uns über den Neuigkeiten vergangen. Wir lasen von der fürchterlichen Niederlage der österreichischen Armee bei Königgrätz am 3. Juli und zugleich das Kriegsmanifest unseres Königs, in welchem von dem starken Oesterreich, unserem Stützpunkte, die Rede ist. Außerdem erfuhren wir noch, daß die Preußen in Brückenau einmarschiert sind.

Unsere Stellung war infolgedessen nicht die rosigste. Unsere Rückzugslinie war bedroht; es herrschte große Mißstimmung unter uns Offizieren.

Spät kamen Münich und ich ins Biwak zurück, wo ich die mir von meinem Bedienten aufgewärmte Menage mit Heißhunger verzehrte und dann fröstelnd unter meinen Strohschirm kroch, denn die Nacht war wieder regnerisch und kalt. Besser ging es mir am nächsten Tage in Stockheim, wo ich mit Hauptmann Wilhelm in der Amtsstube des Ortsvorstandes einquartiert war. Hier entschädigten wir uns für die vergangenen Tage.

Am nächsten Tage folgte eine Hiobsbotschaft der andern. Die schlimmste war die Nachricht von der Hünfelder Affaire, wo die Reserve-Kavallerie unter Fürst Taxis in die Flucht „gesprengt“ wurde. Die Hauptursache dieser jammervollen Affaire war der gänzliche Mangel von Infanterie bei der Reserve-Kavallerie. Eine Menge anderer Gerüchte, die sich verbreitet hatten, wurden nicht geglaubt oder wir trösteten uns darüber bei gutem Unslebener Bier, das ich selbst für meine Kompagnie besorgte und im Hofe eines Bauernhauses in Mittelstreu verzapfen ließ. Ich war in des Magisters oberem Stübchen einquartiert und es war schon 11 Uhr nachts, als ich mich dahin begab, Der freundliche Lehrer erzählte mir, daß in der vergangenen

Nacht Major Graf Ysenburg vom 7. Jägerbataillon hier einquartiert war. Derselbe hätte aber das Bett nicht berührt, sondern sei bis Mitternacht im Zimmerchen auf- und abgegangen und die übrige Nacht im Lehnstuhl gesessen. „Dem Herrn muß etwas vorgegangen sein," meinte der Schullehrer. Ich meines Teils machte es besser und legte mich zufrieden zu Bette. Wer weiß, ob nicht schon morgen wieder ein Biwak blüht!

Der folgende Tag war ein Sonntag. Die Glocken von der Dorfpfarrkirche in Mittelstreu gaben das Zeichen zum festtäglichen Gottesdienste. Als ich mich dahin begab, sah ich, wie unsere Soldaten sich zur Kirche drängten und erfuhr, daß dieses schon seit den frühesten Morgenstunden der Fall. Eine große Menge derselben beichtete und kommunizierte. Der Geistliche hielt eine vortreffliche Predigt, worin er den Soldaten Mut und Ausdauer empfahl in diesen schweren Tagen und alle in den Schutz des Himmels stellte. Und als er sie dann erinnerte, daß die Lieben in der Heimat ihrer gedenken und für sie beten werden, da blieb kein Auge trocken bei diesen zum Herzen dringenden Worten. Viele dieser Augen sollten sich innerhalb zweier Tage für immer schließen und wie eine Ahnung mag es da manchen überkommen haben. Nachmittags aber spielte die Musik auf einer nahen Wiese an der Streu und hier entfaltete sich ein lustiges Leben.

Am 9. Juli marschierten wir nach Rödelmeier und bezogen dort in Obst- und Weingärten wieder Biwak. Sechs Bataillone waren hier versammelt. Ich saß mit den Offizieren bis Mitternacht am Wachtfeuer und ließ mir den Wein munden, welchen mein Diener ausgekundschaftet hatte.

Am nächsten Tage, den 10. Juli, ging es endlich los.

---

6. Kissingen.

Morgens halb 7 Uhr marschierten wir von unserem Biwak zu Rödelmeier ab über Neustadt an der Saale nach Münnerstadt. In der Nähe von Neustadt kam uns die Bagage des Hauptquartiers entgegen, infolgedessen die ganze Division über eine Stunde aufgehalten wurde. Eben so lange wurde in Münnerstadt auf den Feldern vor der Stadt gerastet. Man hörte in der Richtung von Kissingen heftigen Kanonendonner. Die dritte Division, hieß es, sei im Feuer. Wir sehnten uns alle, in den Kampf eingreifen zu dürfen; statt dessen mußten wir Anstalten zum Abkochen machen. Keiner glaubte daran, daß die Suppe fertig kochen würde, denn heftiger und näher wurde der Geschützdonner gehört.

Vor Münnerstadt begegnete mir der Postwagen und ich erkannte in dem darin sitzenden Reisenden meinen Freund Heinrich Vocke, der in Neustadt an der Saale Staatsanwalt war. Er wünschte mir Glück im Kampfe.

Gegen 2 Uhr wurde endlich Generalmarsch geschlagen und fort ging es auf den Schauplatz des Treffens. Wir marschierten gegen Nüdlingen. Auf der Höhe des ziemlich steilen Berges, über welchen die Straße sich hinzieht, angelangt, hörte man die Kanonade immer deutlicher, immer stärker. Einzelne aus dem Gefechte zurückkehrende Reiter und Soldaten begegneten uns. Je weiter wir vorrückten, desto größer wurde die Anzahl dieser Rückzügler. Es nahm endlich einen sehr bedenklichen Charakter an. Reiter, Fuß-

volk, Wagen, Kanonen, preußische Gefangene, Marode, Wagen mit Verwundeten, Tragbahren mit Toten begegneten uns jetzt in dichtem Durcheinander. Die Leute sahen blaß und ermattet aus. Einzelne Offiziere schleppten sich mühsam den Weg entlang; sie waren, wie ihre Leute, totmüde und moralisch vernichtet. „Ach, wenn Ihr um einige Stunden früher gekommen wäret!“ Dieser Ruf tönte uns oftmals entgegen.

„Also geht's schlecht?“ fragte ich einen vorüber reitenden Adjutanten.

„Es wird besser gehen, weil ihr kommt!“ war die Antwort.

Wir erfuhren, daß General Zoller gefallen sei, ebenso Major Graf Ysenburg vom 7. Jägerbataillon. Der Magister von Mittelstreu hatte also doch Recht!

Der Rückzug der 3. Division nahm nachgerade den Charakter einer geschlagenen Armee an. Die Division hatte seit frühem Morgen im Feuer gestanden und die Erschöpfung war kein Wunder.

„Hurra, jetzt kommen frische Truppen! Jetzt geht noch alles gut!“ meinten die Vorüberziehenden.

Seitwärts vom Wege sah ich den Generalstabschef Von der Tann, wie er sich soeben seine am Halse erhaltene Wunde verbinden ließ. Alle diese Zeichen waren nicht ermutigend — aber wir dachten nur daran, uns mit dem Feinde messen zu können.

So kamen wir an den Ausgang des Defilees. Die Passage wurde so beengt, daß wir nur im Einzelmarsche vorwärts kommen konnten und so ging auch das Debouchieren der Division nur sehr langsam vor sich. Da die vormarschierenden Abteilungen leider nicht kurz traten,

bis die rückwärtigen aufmarschiert waren, so kamen wir in ziemlich ungeordnetem Zustande und nur mittelst Laufschrittes denselben nach. Aber wir scheuten kein Laufen; sobald es nur immer sein konnte, war das Bataillon wieder in seiner taktischen Ordnung. So kamen wir, schweißtriefend und erschöpft, auf das Schlachtfeld bei Nüdlingen. Bei unserer Ankunft hatten die Preußen die bayerischen Truppen bereits von Kissingen her nach Nüdlingen zurückgedrängt, und war dieses schon vom Feinde besetzt. In lang andauerndem Laufschritt entwickelte sich die Division. Das Leibregiment im Zentrum, die zwei Bataillone des 1. Regiments und das zweite vom zweiten Regiment am rechten, ein Bataillon des gleichen Regiments und das zweite Jägerbataillon am linken Flügel. Mit Kanonensalven wurden wir empfangen. Im Thale stand Prinz Karl mit seinem Stabe. „Hoch!" riefen wir ihm entgegen und sein Gesicht erheiterte sich zu einem freundlichen Lächeln.

„Vorwärts!" kommandierte General Stephan. „Vorwärts, Leute!" und es ging vorwärts. Die Division nahm den Sturmschritt an. Das Leibregiment warf den Feind aus Nüdlingen, der linke Flügel stürmte südöstlich, der rechte südwestlich die Höhen hinan gegen den stark bewaldeten Sinnberg. Der Feind, überrascht, zog sich schnell zurück und nahm an der Lisiere des Waldes Stellung. Ein furchtbarer Kugelregen sauste über unsere Köpfe hinweg. Wir warfen uns zu Boden und — der erste Schrecken vor dem Zündnadelgewehr war vorüber.

Wieder ging es vorwärts. Wurden auch einzelne Leute von den feindlichen Kugeln zu Boden geschleudert, die Ordnung ging deshalb nicht verloren. Bomben und

Granaten flogen über unsere Köpfe hinüber und herüber, es war ein fürchterliches Getöse. Mit Hurra! stürmten wir die Lisière des Waldes. Der Feind floh zurück, den bewaldeten Sinnberg hinauf. Wir folgten ihm in Tirailleurketten und unsere Podewilsgewehre thaten ihre Schuldigkeit. Oft warfen wir uns zu Boden, um die verderbenbringenden Geschosse über uns hinweg zu lassen. Die Soldaten waren kaltblütig. Beim Schalle der Trommel erhob sich rasch alles wieder und mit hoch erhobenen Säbeln gingen die Offiziere ihren Abteilungen voraus und nahmen unter Hurra eine Waldstrecke nach der andern. Der Feind wich immer weiter zurück und hielt sich schließlich nur noch in der Nähe der Straße nach Kissingen. Nach allen Seiten feuerte er ohne Unterlaß, man hätte glauben mögen, mehrere Regimenter wären noch im Walde verborgen, aber das war nicht der Fall. Der Feind dachte ernstlich an seinen Rückzug und an unsern Vormarsch. Wir dachten an Kissingen! Wir schlugen auch am Waldsaume südwestlich die Richtung dahin ein. Als wir unter dem dichtesten Kugelregen einmal aufmarschierten, war der Feldmarschall in unserer Nähe. Er winkte uns mit dem Säbel zu und wir erwiderten seinen Gruß mit Hurra! und Schwenken der Fahne, welche Junker Werner mit Todesverachtung trug.

Alles war im besten Gange, da kam General Steinle, hielt uns auf und befahl eine Kompagnie nach der andern in den Wald hinein, so daß das Bataillon in sechs Teile zerrissen wurde. Es begann ein Waldgefecht. Man sah keinen Feind, nur die Kugeln sausten fortwährend heraus, glücklicherweise ohne zu treffen. Ich war mit meiner Tirailleurkette dem Feinde unmittelbar gegenüber. Eine

Menge Schüsse schlugen in meiner Nähe ein, aber keiner traf mich; dagegen unterhielt ich mit meinen Leuten ein lebhaftes Feuer. Ich hoffte mit meiner Kompagnie eine Attacke machen zu dürfen, als plötzlich Befehl zum Rückmarsch kam.

Von preußischer Seite ließ das Feuern gänzlich nach. Kissingen lag zu unsern Füßen und wir — mußten zurück! Es war ein Wehklagen darüber bei Offizieren und Soldaten.

Nachdem ich mit meiner Kompagnie noch die auf Befehl abgelegten Tornister im Walde geholt hatte, was für uns sehr gefährlich hätte werden können, wären die Preußen nicht zu erschöpft gewesen, vereinigten wir uns im Thale mit dem Bataillon und marschierten nach Nüdlingen zurück, da man einen Flankenangriff des Feindes befürchtet hatte. In den Gärten von Nüdlingen sollten wir noch für diesen uns unnötig erschienenen Rückzug bestraft werden, denn jetzt schossen uns die Preußen wieder nach, viele feindliche Kugeln flogen mitten in unsere Kolonne und zwischen unsern Füßen hindurch, so daß mehrere hier noch schwer verwundet wurden. Auch dicht neben meinem Fuße schlug eine Kugel ein. Es war 9 Uhr und es wurde Nacht, als wir Nüdlingen besetzten.

An einem Brunnen suchten wir unsern brennenden Durst zu löschen. Noch niemals hatte mir Wasser so geschmeckt. Und welcher Genuß war mir darauf eine gute Zigarre!

Wir hatten kaum unsere Posten ausgestellt, als Befehl zum Beziehen eines Biwaks an der Straße nach Münnerstadt gegeben wurde. Nur sehr langsam konnten wir auf der Straße marschieren; Hunderte von Wagen mit Toten und Verwundeten, oder leere, welche erst Ladung

in Nüdlingen erhalten sollten, zogen mit oder gegen uns. Zersprengte kamen allerwärts heran und fragten nach ihren Abteilungen, das Geschrei der Fuhrknechte, die Nacht nur wenig erhellt durch die hellroten Laternen an den Sanitätswagen, das gegenseitige Erzählen über das soeben stattgefundene Gefecht, der Hunger und Durst, welche uns leider daran mahnten, daß für heute nichts mehr zu haben sei, die große Erschöpfung von uns allen, das unbequeme Biwak in stockfinsterer Nacht, wo unser zweites Bataillon eine halbe Stunde früher gelagert und den Platz zu seinem Abort benützt hatte; dieses alles wird mir und meinen Kameraden stets lebhaft im Gedächtnisse bleiben. Trotzdem befanden wir uns alle in gehobener Stimmung, denn wir hatten die Feuertaufe bestanden!

Es war ein blutiger Tag gewesen. Wir verloren als verwundet Hauptmann Grießenbeck (†), Oberleutnant De Taillez, Oberleutnant Oskar Rusch und Leutnant Maier, außerdem an hundert Mann an Toten und Verwundeten. General Steinle wurde das Pferd unter dem Leibe weggeschossen. Wegen der dabei erlittenen Kontusionen mußte er das Kommando der Brigade abgeben.

Im Biwak konnten wir leider nach den Strapazen dieses Tages nicht einmal Wasser bekommen und da wir seit zwei Tagen nicht mehr menagiert hatten, so konnten wir über keine Indigestion klagen. Da sich aber meine Soldaten so wacker gehalten, so entschloß ich mich, noch spät in der Nacht nach Münnerstadt zu gehen und Bier herausbringen zu lassen. Mehrere Mann mit Menagekessel begleiteten mich. Der Weg war sehr weit für unsere müden Füße, aber er lohnte sich, wenn auch nicht voll-

kommen, denn wir erhielten außer den Menagekesseln kein weiteres Gefäß mit Bier gefüllt.

Ich ließ die Leute ins Biwak zurückkehren und restaurierte mich in einer Weinschenke mit ausgezeichnetem Wein und mit Kaffee und fuhr dann auf einem Leiterwagen, der vor der Post stand und einer Verwendung harrte, ins Biwak zurück. Trotz des Regens schlief ich noch einige Stunden recht gut auf feuchtem Grase — der Donner der Kanonen, das Zischen der Geschosse klang mir zwar noch fortwährend in den Ohren — aber ich schlief, froh meines Lebens und träumte von Siegen.

Tagesbefehl unseres Regimentskommandanten Oberst Pesenecker über dieses Gefecht:

„Ich benütze die erste Stunde der Ruhe, um dem Regimente meine vollste Zufriedenheit für die Leistung bei dem Sturme bei Nüdlingen am 10. ds. nachmittags auszusprechen. Ich danke der gesamten Mannschaft meines Regiments für die während des Gefechtes bewiesene Tapferkeit, den Herren Offizieren überdies für die Ruhe und Entschlossenheit, mit welcher sie ihre Abteilungen dem Feinde entgegenführten. Den beiden Bataillonskommandanten zolle ich meine unbedingte Anerkennung über die einsichtsvolle Führung ihrer Bataillone. Eine Truppe, die mit solcher Kaltblütigkeit und Ausdauer im heftigsten Kugelregen vorwärts stürmt, berechtigt zu der schönen Hoffnung, daß sie jede an sie gestellte Aufgabe glänzend lösen wird und vertraue euch Soldaten, daß ihr die Ehre des Regimentes auch in künftigen Gefahren hoch halten werdet!

Pesenecker, Oberst.“

Ich muß hier nochmals wiederholen, daß unsere Truppen damals nur aus Leuten von jenem Volke bestanden,

auf das die Gebildeten mit einer Art Geringschätzung herabblicken, aus Söhnen vom Bauern=, Arbeiter= und geringen Handwerkerstand. Die Vermöglichen kauften sich los und manche „der Gebildeten“ suchten sich wegzudrücken, zumeist wegen Kurzsichtigkeit. Die Brille war damals ein Freibrief vom Militär. Viele wurden auch frei, weil ihnen der Zufall eine glückliche Nummer bei der Losung in die Hand spielte. Nur die Armen und Unbemittelten hatten die Ehre der Nation aufrecht zu erhalten und sie thaten das auch, denn sie waren tapfer, froh und fromm und blieben es auch nach den seit 4 Wochen ertragenen Widerwärtigkeiten aller Art, trotz der bittersten Entbehrungen und Mangel an jeder Aneiferung. Das ist das bayerische Volk, dem ich ins Herz geblickt und dem ich mich genähert hatte, das ich verstehen gelernt und für das ich schreibe und geschrieben habe.

Früh 5 Uhr des kommenden Tages (11. Juli) ging es im Eilmarsch nach Schweinfurt. Das ist schnell geschrieben, aber es war unendlich schwer auszuführen. Prinz Karl hoffte bei Schweinfurt den Preußen eine Schlacht anbieten zu können. Die große Hitze und der eilige Marsch verursachten, daß wir nur mit der Hälfte der Mannschaft und total erschöpft in Schweinfurt ankamen. Zwei Divisionen standen auf den umliegenden Höhen in Kampfbereitschaft. Nach einigen Stunden Wartens durften wir in die Stadt einrücken, denn die Preußen hatten die Schlacht nicht angenommen und waren weiter gezogen.

Am Hauptplatze war unsere Division zum Gebete aufgestellt. Als von etwa 8 Musikkorps die Gebethymne gespielt wurde, rannen uns allen die Thränen über die

Wangen. Wir waren so nervös geworden, wir waren mit einem Worte fertig.

Ich kam zu einem reichen Kaufmann ins Quartier. In Schweinfurt traf ich auch zum ersten Male mit meinem Bruder Adalbert zusammen, den ich einlud, mit mir im ersten Gasthofe zu dinieren und eine Flasche Sekt zu leeren auf das Wohl unserer Lieben zu Hause und auf das unsrige.

Leider mußte sich heute Hauptmann Münich krank melden. Andern Tags stärkte ich mich durch ein Bad im Main.

Mittags verließen wir das rechte Mainufer. An der Mainbrücke wurden Vorbereitungen zur Sprengung gemacht. Gegen Abend marschierten wir nach Gochsheim und am nächsten Tage nach Zeilitzhofen, wo wir am Samstag den 14. Juli endlich einen Rasttag hatten. Hier erhielt ich 3 Briefe auf einmal von meiner Frau, sowie Photographieen von ihr und dem Kinde.

Am 16. Juli überschritten wir abermals den Main bei Stadt Schwarzach und die Armee war um Würzburg wieder konzentriert. Unser Biwak bei Gerbrunn war unter lauter Kirschbäumen, welche voll reifer Früchte hingen. Es wurde streng darauf gesehen, daß dieselben unberührt blieben, aber die Eigentümer kamen selbst und schenkten davon den Soldaten. Ich kaufte die Früchte eines ganzen Baumes und ließ sie durch meine Leute abnehmen, was einen großen Jubel hervorrief.

Gegend Abend begab ich mich nach Würzburg, wo ich zufällig wieder mit meinem Bruder zusammentraf und mit ihm in der „Neuen Anlage“ bei Münchener Bier und in heiterer Gesellschaft einige Stunden angenehm verbrachte, worauf ich ins Biwak zurückfuhr.

Am 17. Juli abends um 6 Uhr brachen wir nach Kist auf, wo wir spät in der Nacht ins Quartier kamen. Sämtliche Offiziere des Bataillons waren im Tanzsaale des Wirtshauses auf Stroh gebettet, aber wir erhielten dafür ausreichend Speise und Trank, von den Liebesgaben stammend, die das Hilfskomitee uns gebracht. Ungezieser vergällte uns die Nachtruhe. Wir waren nahe der badischen Grenze und hofften auf endliche Vereinigung mit den Bundesbrüdern.

Aber am nächsten Tage erfuhren wir, daß die Bundestruppen teilweise bei Aschaffenburg und Lohr geschlagen worden waren. Man erzählte sich, die Preußen wären im Anzuge nach Bamberg und Nürnberg. Der Weg stand offen bis München. Die Sache wurde immer bedenklicher. — Da es mir im Wirtshause nicht gefiel, suchte ich mir auf eigene Faust ein Quartier und fand gegen Bezahlung ein solches in einem freundlichen Bauernhäuschen bei gefälligen Hausleuten. Hier fühlte ich mich behaglich. Ich wünschte nur, meine Frau könnte hier sein. Ach, wenn ich meine Lieben nur eine Stunde lang hätte! Ich glaube, ich bekam Heimweh. —

Aber nicht lange dauerte die Ruhe. Schon am 19. Juli mußten wir wieder abmarschieren. Vor dem Abmarsche erhielt ich noch eine Schachtel mit Eßwaren, welche mir Auguste schickte, nebst meiner Pistole und Karten. Dann ging's fort über Eisingen, Waldbrunn, Roßbrunn und Remlingen nach Homburg am Main, wo unsere zwei Bataillone einquartiert wurden. Mein Quartier ist schlecht, aber im Wirtshause lebt sich's gut. Der Wein gilt für gut; es wächst hier der bekannte Kalmud; mir wollte er nicht besonders munden. Homburg liegt reizend an einem

fast jäh gegen den Main abfallenden Bergabhang, auf dessen Höhe ein altes, ehemals wohlbefestigtes Schloß jetzt größtenteils in Ruinen liegt und romantisch in das Thal hinab blickt, das sich hier in einem fast rechten Winkel bricht. Jenseits des Maines liegen reiche Ortschaften, blühende Felder und üppige Weinberge rings umher. Eine halbe Stunde entfernt liegt das Kloster Triefenstein jenseits und Stadt Lengfurt diesseits des Maines. Im Hintergrunde grenzt der Spessart den Horizont ab. Die Aussicht vom Schloßhofe, wo wir abkochten, war herrlich. Aber dieses Vergnügen wurde beeinträchtigt durch die Ahnung vor den Entbehrungen, die uns in jener Gegend drüben erwarteten. Die Preußen waren vor uns dort und sie werden uns blutwenig übrig gelassen haben. Die Ortschaften im Spessart konnten sich selbst nicht mehr ernähren und verlangten Hilfe von Würzburg. Die Truppen mußten also dort auf eigene Verpflegung angewiesen sein, und diese war nicht vielversprechend.

Dafür wurde uns eine andere angenehme Nachricht. Endlich, endlich sollte das Spiel „Jakob, wo bist du?" ein Ende haben, das achte Korps war in unserer Nähe, sogar in Fühlung mit uns, wie man sagte, die Vereinigung war also nach so vielen Kreuz- und Querzügen glücklich gelungen. Nun konnten wir es wohl mit den Preußen aufnehmen.

Am 20. Juli hatten wir Rasttag. Auch die folgenden Tage hatten wir in Homburg Standquartier. Als ich am 23. nachmittags nach Markt Heidenfeld fuhr, wo ich für Geld und gute Worte 14 Eimer Bier für unsere Truppen requirierte, traf ich meinen Bruder abermals. In Homburg wurde ich mit Jubel empfangen. Seit 4

Tagen spendete ich zum ersten Male durstigen Kehlen das ersehnte Bier.

Am 24. Juli früh 2 Uhr weckte uns Generalmarsch. Bei dichtem Nebel marschierten wir nach Oertingen, wo Aufstellung genommen wurde, da die Preußen in der Nähe rekognosziert wurden. Ich war von jetzt ab Kommandant der Kompagnie, da Hauptmann Wilhelm an Stelle des gefallenen Hauptmann Grießenbeck zur 3. Schützenkompagnie kam. Ich wurde von Oertingen aus mit meiner Kompagnie wieder nach Homburg zurückgeschickt, um es zu besetzen und nötigen Falls zu verteidigen; eine weitere Kompagnie ward mir mitgegeben und da kein älterer Offizier dabei war, mir gleichfalls unterstellt. Ich traf dort die nötigen Verteidigungsmaßregeln, wurde aber alsbald vom Leibregiment abgelöst und erhielt Befehl, meinem Regimente nach Urphar nachzumarschieren. Dort lagerte dasselbe auf einer Anhöhe. Die Rekognoszierungspatrouillen stießen überall auf Preußen, Husaren und Infanterie. Es kam auch zu kleineren Plänkeleien zwischen Husaren und unsern Patrouillen, wobei ein Husar blieb. Nun ging's nach Oertingen zurück, wo die gesamte erste Division biwakierte und menagierte. Gegen 6 Uhr brachen wir auf nach Helmstadt, wo Einquartierung in Massen stattfand, denn 6 Bataillone, dann Artillerie und Kavallerie lagen da. Ich suchte mein Nachtlager in einem Bauernhause und ruhte in einem Lehnsessel ganz wohlthuend aus.

7. Helmstadt.

Mittwoch, 25. Juli. Ich machte mich auf einen recht frühen Abmarsch und bestimmt auf einen Angriff gefaßt, aber bis 7 Uhr war noch tiefe Stille. Ich machte einen Morgenspaziergang in der Umgebung des Ortes. An der Kirche vorübergehend, hörte ich einen feierlichen Choral. Der die Kirche umgebende Friedhof ist mit einer hohen Mauer umfaßt. Eigentümliche Gefühle erfaßten mich beim Betreten desselben. Wer weiß, ob ich nicht heute noch da herein komme! Denn daß es heute nicht ruhig abgeht, ist sicher. Dann besah ich mir das Terrain ringsherum, ging auch in der Richtung auf Neubrunn zu und machte mir so meine Pläne über Angriff und Verteidigung. Vor Helmstadt gegen Neubrunn zu ist ein ziemlich breiter Wassergraben. Ich suchte den Steg, welcher über ihn führt und ging dann den ziemlich ansteigenden Weinberg hinan, welcher sich oben an einen Wald anschließt, der sich den Bergrücken entlang westlich nach Holzkirchhausen und südwärts bis an die Holzmühle bei Neubrunn hinzieht. Straßen führen nach Neubrunn, Ober-Altertheim und Essingen, sowie nach Holzkirchen und Uettingen.

Gegen 10 Uhr schlenderte ich ins Dorf zurück, da abgekocht werden sollte. Ich besorgte das Nötige für meine Kompagnie, dann trank ich mit meinem Freunde Wilhelm

von Schleich, der hier mit der Batterie Hutten lag, eine Flasche Sekt auf unser und unserer Familien Wohl.

Um 12 Uhr ging Generalmarsch. Prinz Luitpold kam mit der 3. Division und nahm auf der Höhe links von Helmstadt Aufstellung, marschierte aber dann Ober-Altertheim zu, um mit den Badensern in Fühlung zu kommen.

Mein Bataillon nahm auf dem Sesselberge, südlich von Helmstadt Stellung, Front gegen Neubrunn. In der Nähe standen noch mehrere Bataillone verschiedener Regimenter, die verschiedenen Brigaden und Divisionen angehörten, worüber ein Oberbefehlshaber gar nicht designiert war und ein Zusammenwirken leider nicht stattfinden konnte. Zu meinem nicht geringen Aerger nahm mir General Welsch einen Zug meiner Kompagnie mit meinem einzigen Leutnant (Ferchl) zur Geschützbedeckung weg. Es war die Batterie Hutten, welche links von uns auf dem Wege nach Neubrunn Stellung genommen hatte. Von der südlich gelegenen Höhe sah man bereits fünf Kolonnen herankommen. Nun entstand eine peinliche Kontroverse, ob das Preußen oder Truppen vom 8. Armeekorps seien. Jeder hatte seine Meinung; leider irrte sich auch General Welsch und ließ alsbald die so schön postierte Batterie abfahren und — ich weiß nicht, wohin postieren. Bald aber war die Sache klar, indem die Preußen zum Gruß einige Kugeln herüber pfeifen ließen. Sofort wurden die 2 Schützenkompagnien in die Felder vorgeschickt. Das Bataillon, welches plötzlich nur mehr allein am Platze stand, wechselte seine Front, indem es links an der nahen Waldlisiere Stellung nahm. Zahlreicher kamen die Kugeln. Diese Pfeiferei war uns allen von Nüdlingen her wohl bekannt und, wie damals, so waren wir auch heute wieder

ruhig und kaltblütig. Die Soldaten sangen Schnadahüpfeln, während die Kugeln über unsere Köpfe hinwegsausten.

Jetzt kam ein Bataillon vom 15. Regiment eiligst den südlichen Abhang herab und an uns vorüber — wohin es sich begab, weiß ich nicht. Man konnte auch nicht lange gucken. So viel war jetzt sicher, wir waren mit dem Feinde in engster Fühlung. Und „Vorwärts“ war unser aller Wunsch — „dem Feind entgegen!“

Aber die Preußen versperrten uns den Weg, denn wie die drohenden Wolken eines Gewitters, so plötzlich kamen die feindlichen Kolonnen in unsere Nähe. Die Schützenkompagnien eröffneten sofort ihr Feuer; doch die Preußen drängten vor.

Unser Bataillon war ganz exponiert; niemand kümmerte sich mehr um dasselbe, keinerlei Verstärkung kam, kein Befehl des Generals. Und fünf feindliche Kolonnen rückten gegen uns heran. Sämtliche Kompagnien unseres Bataillons hatten sich in den Weinbergen als Plänklerketten aufgelöst und unterhielten ein mörderisches Feuer. Unsere Schüsse trafen, aber auch die feindlichen Kugeln flogen in unsere Reihen; wohin man blickte, überall Tote oder um Hilfe flehende Verwundete.

Nun gebot unser Bataillonskommandant Schultheiß den Rückzug kompagnieweise. Bald war nur mehr die Kompagnie des Hauptmanns von Esenwein und mein Zug im Vordertreffen. Bei ersterer befand sich die Bataillonsfahne. Ich bemerkte, wie gerade gegen diese ein Angriff von der Flanke aus vorbereitet wurde und riet Esenwein, sich schleunigst zurückzuziehen, um nicht abgeschnitten zu werden. Ich gab ihm die Richtung an,

wo der Steg über den Wassergraben führte und versprach ihm, nicht eher vom Platze zu weichen, bis er und die Fahne in Sicherheit seien.

Und so geschah es auch. Um den vordringenden Feind aufzuhalten, unternahm ich unter Hurra! einen kurzen Bajonettangriff. Meine Soldaten schrieen, als hätten sie sich verzehnfacht und trafen dann jeder seinen Mann. Dazu ließ ich ununterbrochen meine Tambours „Sturm" schlagen, als attaquierten ganze Bataillone. Die Finte gelang. Da uns die Weinreben deckten, konnte der Feind unsere Stärke nicht ermessen. Er hielt in seinem Vormarsche an, doch kamen einige Plänkler so nahe, daß sie mit unsern Leuten ins Handgemenge gerieten. Endlich, nach qualvollen Minuten meldete mir ein Unteroffizier, daß die Fahne das Defilee unten passiert habe und geborgen sei. Jetzt befahl ich den Rückzug, jedoch feuernd und langsam. Mein tapferer Feldwebel Anton Lang half mir bei alledem in rühmlichster Weise. Das rettende Brückchen brachte mich und meine braven Leute über den Graben. Hinter dem Damme sich deckend, unterhielten diese nochmals ein lebhaftes Flankenfeuer und dann zogen wir uns, überschüttet von feindlichen Geschossen, nach dem Dorfe Helmstadt zurück. Wir hatten dem Feinde schwere Verluste beigebracht, aber auch wir beklagten viele wackere Soldaten und Offiziere, unter diesen unsern Major, welcher kurz vor dem Dorfe von einer Kugel am Arme getroffen wurde. Hinter den Häusern gedeckt, wurde sodann der Feind nochmals aufs wirksamste beschossen und Helmstadt erst verlassen, als die feindlichen Kolonnen in fast unmittelbare Nähe angerückt kamen. Das Bataillon zählte an 200

Tote, Verwundete und Vermißte. Was übrig blieb, sammelte sich auf der bewaldeten Anhöhe oberhalb Helmstadt in der Richtung auf Uettingen zu. Hauptmann von Stubenrauch übernahm das Kommando.

Von dieser Höhe überblickten wir das Gefechtsterrain unserer 3. Division Prinz Luitpold. Durch einen Wald gedeckt, rückten einige feindliche Kolonnen gegen diese Division an, zugleich suchte der Feind die linke Flanke derselben zu umgehen. In aufgelöster Ordnung schwärmte ein preußisches Bataillon aus dem Walde heraus und der Division Luitpold entgegen. Eine Kanonenkugel schlug in eine feindliche Kolonne. Nach allen Seiten stob diese auseinander, sammelte sich aber rasch wieder und setzte ihren Marsch fort. Jetzt kam sie in den Schußbereich der Plänkler, es begann ein heftiges Kleingewehrfeuer, doch der Rauch hinderte uns, weiterhin das lebendige Kriegsbild zu verfolgen. Bei diesem Kampfe ward Prinz Ludwig, der Sohn des Prinzen Luitpold, schwer verwundet.

Merkwürdigerweise zogen sich die Badenser immer weiter vom Gefechtsschauplatze weg und ließen die 3. Division im Stiche, die aber auch allein dem Feinde Respekt einflößte und sich nur langsam, der Uebermacht weichend, zurückzog, aber durchaus nicht geschlagen wurde.

Mein Bataillon erhielt Befehl, gegen Uettingen zu marschieren, wo es sich auf einer Anhöhe, eine Viertelstunde vor dem Orte, mit dem 2. Bataillon vereinigte. Der hier anwesende General Stephan war nicht wenig überrascht, ein so zerschossenes Bataillon ankommen zu sehen, da wir nur aus Versehen vor Helmstadt aufgestellt wurden und so mit der 2. Brigade Welsch das Treffen bestanden.

Nun ruhten wir aus und glaubten das Tagewerk für

heute beendigt, aber schon nach einer halben Stunde bewegten sich von der Höhe links herüber Kolonnen gegen uns. Wieder war man im Zweifel, ob es Preußen oder „Bundesbrüder" seien. Als man die Feinde erkannte, protzte Batteriechef Mussinan, der neben uns Stellung genommen, ab und ließ eine Granate hinüber fliegen.

Pumps war sie beantwortet und eine Menge Granatkartätschen flogen in unsere Kolonnen. Wir hatten kaum Zeit, uns richtig aufzustellen, als ein furchtbarer Hagel von Kugeln aus Zündnadelbüchsen und Geschützen uns überschüttete. Wir warfen uns zu Boden, aber die Kugeln trafen uns auch da; eine solche schlug knapp an meinem Kopfe in den Boden. Die davon aufgeworfene Erde flog mir ins Gesicht. Da sprang ich auf. Sollte ich getroffen werden, dann in Gottesnamen lieber stehend, als liegend. Meine Leute gleichfalls dazu auffordernd, suchten wir die nahe Waldlisiere zu erreichen, um von dort den Feind beschießen zu können.

Dort wurde die Sache aber erst recht bedenklich. Die Geschosse von mehreren feindlichen Batterien wurden auf uns geschleudert; es war ein Pfeifen, Sausen und Krachen, als hätte sich die Hölle aufgethan. In größter Unordnung zogen sich unsere beiden Bataillone auf Uettingen zurück. Ich wollte ihnen folgen — aber es ging nicht mehr. Unsere Batterie in Uettingen hatte abgeprotzt. Zwischen mir und meinem Bataillon lag die Bestreichungslinie der feindlichen und freundlichen Geschütze. Wir mußten sehen, uns so gut als möglich im Walde zu decken. Jeder Mann war hier auf sich selbst angewiesen. Es war eine gräßliche Mühe, sich hinter den Bäumen zu decken, denn bald platzten die Schrapnells oben in der Luft, bald rechts, bald links,

und schleuderten ihre Stücke rings herum. Zwei meiner Leute blieben tot am Platze, viele wurden verwundet, ich dachte jeden Augenblick, es sei für mich der letzte. Aber nun kam ein anderes Bild. In der Nähe wurde Kleingewehrfeuer hörbar und zu den Granatsplittern kamen auch Spitzkugeln. Das war denn doch zu arg.

„Leute," schrie ich, „gebt Feuer! Es gilt jetzt, gefangen werden oder — ich dachte, totgeschossen, sagte aber: uns durchzuschlagen."

Meine Leute gaben ihre Schüsse ab. Da kamen etwa 7 Mann Preußen auf mich heran und riefen: „Waffen weg!" Die Antwort waren einige wohlgezielte Schüsse der mir zunächst Stehenden, namentlich meines Feldwebels Lang. Die Gegenschüsse trafen nicht. Ich kommandierte den Abmarsch von diesem Höllenflecke. Sterbensmatt traten wir ihn an. Kaum vermochten wir uns noch fortzuschleppen. Die feindlichen Kugeln, welche uns nachgesandt wurden, konnten uns zu keiner größeren Eile anspornen, es ging nicht mehr. Außerhalb des Waldes mußten wir ein offenes Terrain und die Anhöhe vor Uettingen passieren. Hinter derselben war Rettung, aber die wenigen hundert Schritte über dieselbe, während Hunderte von Kugeln um uns herflogen, werden wir sie machen können? Ich kam mir vor wie ein gehetzter Hirsch. Die Zunge war mir trocken zum Verschmachten und die Füße versagten den Dienst. Vor Wut standen mir die Thränen in den Augen — ich dachte an meine Lieben zu Hause und — nun war ich selbst überrascht, als ich die Höhe erreicht und mit meinen Leuten den jenseitigen Hang betrat, der uns Deckung gewährte. Im Thale vor uns lag das prächtige Schloß Uettingen mit dem Dorfe. Hinter demselben stand

die 2. Division in Schlachtordnung, während das Leibregiment den Ort gerade besetzte. Ich suchte mit meinem Zuge die mir angedeutete Richtung auf Kreusingen zu nehmen, um wieder zu meinem Bataillon zu kommen. Vorerst aber erquickten wir uns in Uettingen durch Wasser und Milch. Sie wurde uns von den hübschesten Mädchen in feiertägigem Anzuge gereicht, denn hier wurde Jakobi gefeiert. Die Tracht war eine auffallend schöne und die hübschen Mädchen wetteiferten, uns Erfrischung zu bringen. Ich wollte einem derselben ein Geldstück reichen, was aber mit den Worten abgewiesen wurde: „Wär nit aus; lasset euch's nur schmecke!“

Beim Volkstrachtenfeste, welches ich 30 Jahre später in München arrangierte, war es mir die größte Freude, gerade die Mädchen von Uettingen und Creusingen in ihrer malerischen Tracht so zahlreich vertreten zu sehen. Es waren die Töchter jener wackeren, barmherzigen Mädchen, die auch jetzt wieder wegen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit auffielen.

Auf meinem Weitermarsche sammelte sich eine große Anzahl von Versprengten um mich und zu meiner Freude gesellte sich auch Leutnant Ferchl mit dem andern Zuge meiner Kompagnie wieder zu mir, nachdem er bis zum Abend die Bedeckung der Batterie unter den schwierigsten Verhältnissen besorgt hatte, und nun gleich mir das Regiment aufsuchte. So war meine Kompagnie wieder beisammen bis auf 11 Mann Verlust an Verwundeten und Vermißten.

In Creusingen war das Regiment nicht und so suchten wir weiter. Die Straße von Hettstadt nach Roßbrunn war angefüllt von Truppen und Bagage. Es ging fürch-

terlich drunter und drüber, was sich womöglich noch steigerte, als es Nacht wurde. Wagen mit Toten und Verwundeten kamen vom Gefechtsplatze. Auch Prinz Karl mit dem Hauptquartier ritt an mir vorüber. Ich fand leider an diesem Abend mein Bataillon nicht mehr, das seine Marschrichtung zwei Mal geändert hatte, und mußte schließlich, da es Nacht geworden, im Dorfe Roßbrunn mir und meinen Leuten die durchaus nötige Ruhe gönnen, und Nahrungsmittel verschaffen, so weit das möglich, denn alle Räume waren überfüllt von Truppen. Ich legte meine Leute in Scheunen, während ich mit Leutnant Ferchl im Hause des Vorstehers Quartier erhielt. Es war bereits halb 12 Uhr nachts. Rings herum auf den Höhen brannten Biwakfeuer; es konnten eben so wohl preußische, wie bayerische sein. Ein Ordonnanzoffizier bestätigte mir auch das erstere teilweise, er teilte mir auch mit, daß mein Regiment in Waldbrunn biwakiere. Dahin mußte ich also jedenfalls vor Tagesanbruch, und so gab ich Befehl, daß meine Mannschaft Schlag 3 Uhr zum Abmarsch bereit sei. — Das war ein schwerer Tag gewesen! In Gedanken an meine Lieben zu Hause schlief ich ein. Die Natur forderte ihr Recht.

Donnerstag den 26. und Freitag den 27. Juli.

Es war drei Uhr, als ich erwachte. Der Tag graute. Ich weckte meinen Leutnant und befahl, sofort die Mannschaft marschfertig zu machen. Der Vorsteher mußte wenigstens einige Laibe Brot herbeischaffen, welche den Soldaten zur Verteilung übergeben wurden. Dann aber ging es rasch von dannen, Mädelhofen — Waldbrunn zu. Außer uns waren keine Truppen mehr im Dorfe; sie waren alle schon

um 2 Uhr abmarschiert. Jedenfalls sollte das gestern abgebrochene Gefecht heute fortgesetzt werden und allem Anscheine nach befanden wir uns ziemlich nahe dem Kampfplatze. Rechts vom Wege zieht sich ein Wald hin und daß dieser Wald nicht sicher sei, sagte mir mein militärischer Instinkt. Aber ich vermied es wohl, Seitenpatrouillen hineinzusenden, denn was hätte es mir mit meiner geschwächten Kompagnie genützt, den Feind aufzuschrecken. Wir wären entweder gefangen oder zusammengehauen worden, denn in der Richtung nach links war ein breiter, tiefer Bach, der jedes Entrinnen unmöglich machte. Ich konnte also nichts Besseres thun, als eiligst das gefährliche Terrain hinter mich zu bringen. Ich hoffte, daß die Preußen vor 4 Uhr den Kampf nicht beginnen würden und deren Präzision kennend, hielt ich mich noch um dreiviertel 4 Uhr für sicher.

Dr. Stransky, Bataillonsarzt unseres Regimentes, welcher sich schon gestern an mich angeschlossen hatte, begleitete mich auch heute. Wir verhehlten uns nicht unsere gefährliche Situation. Aber der Doktor meinte: „So wohlfeil geben wir uns auch nicht!“ Eine Strecke über Mädelhofen hinaus dauerte diese kritische Lage noch fort wegen des zur Seite liegenden Waldes, aber endlich kamen wir an unsere Vedetten und wir hatten Waldbrunn noch nicht erreicht, hatte die Kanonade bei Roßbrunn schon ihren Anfang genommen. Es war also höchste Zeit gewesen, von jenem Platze fortzukommen. Außerhalb Waldbrunn kam ich zu meinem Regimente, das bereits im Abmarsche begriffen war. Der Oberst empfing mich sehr herzlich, denn man hatte uns für gefallen oder gefangen gehalten. Er drückte mir die Hand mit den Worten: „Ich freue mich, Sie gesund wiederzusehen. Sie

und Ihre Kompagnie haben sich gestern vor Helmstadt sehr tapfer gehalten. Herr Hauptmann von Esenwein hat mir gemeldet, wie es ihm nur durch Ihr unerschrockenes Aushalten im heftigsten feindlichen Feuer ermöglicht worden sei, von dem in Front und Flanke angreifenden übermächtigen Gegner nicht abgeschnitten zu werden und so die Fahne Ihres Bataillons in Sicherheit zu bringen. Ich werde nicht versäumen, das höheren Ortes zu melden."

Diese mich hocherfreuende Ansprache ward indessen durch einen mir abholden Hauptmann halblaut, aber doch mit der Absicht, daß ich es hören mußte, durch eine nicht wiederzugebende Aeußerung kommentiert, so daß ich halb zu dem Oberst, halb zu dem hämischen Widersacher antwortete.

„Ich habe nur meine Pflicht gethan, wie sie jeder andere Offizier in gleichem Falle auch hätte thun müssen."

Aber ich war geärgert. Die nervöse Aufregung, welche mich seit gestern befallen, machte mich sehr mißmutig. Jener, und noch manch anderer Vorgesetzte konnten mir's nicht verzeihen, daß ich „Bücher schrieb." Ich hatte ihnen nun unwiderleglich bewiesen, daß man Bücher schreiben und doch als tapferer Soldat seine volle Schuldigkeit thun könne. Und das verdroß sie.

Das Regiment war gleichfalls erst nach 11 Uhr nachts zur Ruhe ins Biwak auf nassen Boden gekommen.

Die ganze erste Division marschierte nun auf Eisingen zu und nahm dann in der Nähe von Waldbüttelbrunn Aufstellung. Bei Eisingen sahen wir zum ersten Male die Badenser. Sie standen in einer tiefen Kolonne da. Ernst und schweigend, beachteten sie kaum unsern Vorbeimarsch. Wir sahen sie hier zum ersten, aber auch zum letzten Mal. Es hieß: „Grüß Gott auf Nimmerwiedersehen!" denn kaum

waren wir vorüber, machten sie rechtsum und zogen weiter. Man sprach und schrieb ja später viel über diese Sache.

Die Bayern waren am gestrigen Tage entschieden Sieger. Aber die Bundestruppen wurden 1—2 Stunden weiter ostwärts gedrängt, die Württemberger zwischen Gerchsheim und Kist, die Badenser zwischen Ober-Altertheim-Waldbrunn. Dadurch waren wir Bayern genötigt, gleichfalls auf den Hochrücken zwischen Helmstadt, Uettingen und Roßbrunn zurückzugehen. Das Hauptquartier war nach Hettstadt gegangen, zwei Stunden von Würzburg. Heute, am 26., sollte dort der entscheidende Schlag geschehen.

Der preußische General Flies war mit seiner Division auf der Würzburgerstraße bis Uettingen gekommen. Die Bayern hatten die 2. und 4. Division vorgeschoben. Gegen diese begann bei Tagesanbruch die Schlacht auf zwei Seiten, von Uettingen durch Flies, von Helmstadt durch Beyer. Zugleich ward bei den Bundestruppen gekämpft. Die Bayern siegten teilweise auch hier wieder, auf dem rechten Flügel hatten 3 Kürassier-Regimenter die preußischen Husaren- und Dragonerregimenter zusammengehauen und so die Scharte von Hünfeld ausgewetzt. Ueberhaupt kamen von allen Seiten günstige Nachrichten; die Soldaten hatten heute Vertrauen und alle waren wir voll Kampfbegier. Endlich sollten wir aus der Reserve heraus und vorrücken, aber es währte nur kurze Zeit, denn als jetzt auch die Badenser uns im Kampfe unterstützen sollten, hatten sie bereits eine „Frontveränderung“ gemacht, d. h. sie waren auf dem Rückzug nach Würzburg. Infolgedessen zogen sich auch die im Zentrum stehenden Württemberger und Hessen zurück. Bei dem Rückzuge der Bundestruppen muß-

ten die Bayern befürchten, umgangen zu werden und es ward gleichfalls der Rückzug angeordnet, um das Defilee vor Würzburg, die Mainschlucht, so rasch als möglich hinter sich zu bringen. So mußten wir angesichts des uns sicheren Sieges wiederum zurück. Mein Regiment hatte vor dem gefährlichen Defilee Aufstellung genommen, um den teilweisen Rückzug der bayerischen Armee zu decken.

Würzburg wimmelte von Bundestruppen. Wir mußten wieder nach Gersbrunn ins Biwak. Beim Marsche durch die Stadt traf ich Bruder Adalbert, der mich mit Wein und Fleisch versah. Auch für die Mannschaft wurde gesorgt und zwar durch „Vater Münich", wie wir den Hauptmann nannten. Er war nämlich jetzt Kommandant der Verpflegungsabteilung der 1. Division, nachdem er sich von seiner Krankheit, die hauptsächlich in Uebermüdung bestand, rasch wieder erholt hatte. Als wir nun durch Würzburg marschierten, brach eine vorausmarschierende Kompagnie plötzlich in ein begeistertes „Hoch" aus. Ich dachte, der Feldmarschall wäre in der Nähe, als wir aber herankamen, sahen wir Vater Münich vor einem Gasthause stehen und mit einem Stocke salutieren. Ihm galt das „Hoch!" mit dem seine „Hundsknochen", wie er seine Leute bekosenamte, ihn erfreut bewillkommten. Münich schickte ihnen dafür aber auch eigens ein Faß Bier und einen ganzen Käse ins Biwak, sowie Socken und Wäsche für seine „Malefizlumpenkerls." Abends besuchte er uns dann im Biwak.

Münich war ein Original in seiner Art. Er wußte von allem und über alles ungeheuer interessant zu erzählen und wurde besonders klassisch, wenn er zu raisonnieren anfing. Als ihm einst bei einem Biwak seine Leute

keinen Wetterschirm gemacht hatten, ließ er sie an: „So, jetzt leg ich mich in den Dreck und wenn ich darüber verreck, dann könnt ihr schauen, wo ihr wieder einen solchen Hauptmann herbekommt, ihr Hundsknochen!"

Mehr bedurfte es nicht. Die Soldaten hatten rasch den Wetterschirm gefertigt und der Hauptmann schlief zufrieden in Mitte seiner „Hundsknochen", die durch solche Titulaturen durchaus nicht gekränkt waren, sondern ihn liebten wie einen Vater. Münich war infolge früherer schwerer Krankheit ein junger Greis geworden, aber trotzdem unterzog er sich den Strapazen des Krieges. Unvergeßlich ist es mir, wie ich ihn bei Erstürmung der Rüdlinger Höhen sah. In einer Hand hatte er den Säbel, in der andern einen Stock, und so ging er todesverachtend seiner Kompagnie voran. Die „Hundsknochen" folgten ihm und thaten ihre Schuldigkeit. Münich war, wie schon früher bemerkt, ein ausgezeichneter Historiker und Militärschriftsteller und war später in der historischen Kommission des Archives verwendet. Er war ein treuer Freund unseres Hauses, in welchem er viel verkehrte und gern gesehen war.

Meinen Soldaten ging es an diesem Abend auch gut, sie bekamen von mir ebenfalls ein Faß Bier verehrt und sie machten mir auch einen Wetterschirm, der mir in der kalten Nacht sehr wohl that. Ich war mit Leutnant Prand und Junker Werner, die gleichfalls unter meinem Schirme kampierten, wohl vergnügt, aber müde, müde! Ich konnte mich nicht mehr allein vom Boden aufrichten, sondern bedurfte dazu der Hilfe meines Dieners. Die Strapazen des gestrigen Tages hatten mir bös mitgespielt.

Andern Tages früh 4 Uhr ging Tagreveille. Später war Aufstellung bei der Aumühle nächst Würzburg,

Die Preußen waren bis an den Mainfluß bei Würzburg vorgerückt. Sogleich begann von der Festung Marienberg ein verheerendes Feuer gegen sie, unter dessen Schutze sich die Division Feder, welche am gestrigen Kampfplatze übernachtet hatte, zurückziehen konnte. Die Preußen hatten auf mehreren Punkten Batterien aufgestellt, die Bayern desgleichen auf der rechten Mainseite. Bei Zell wurden die Preußen bald zum Rückzuge gebracht.

Die übrigen Batterien führten aber ein heftiges Feuer gegen einander, trotzdem den Bayern 3, den Preußen 10 Geschütze zerstört wurden. Da stieg auf Marienberg eine schwarze Rauchsäule empor und gleich darauf stand das Zeughaus in lichten Flammen. Es war eine gewaltige Feuermasse. Dazu die fortwährende Kanonade von der Festung und den Höhen, der Schrecken der Stadt, in welche viele Kugeln einschlugen und welcher schon das Los drohte, zusammengeschossen zu werden, die verschiedenen Gerüchte von einer Umgehung durch die Preußen, das waren die Eindrücke an diesem Tage. Mit Adalbert, dessen Postwagen gleichfalls bei der Aumühle stand, sah ich mir das Schauspiel des Bombardements an. Wir tranken dabei eine Flasche Bocksbeutel. Nachmittags hörte die Kanonade auf. Gegen 5 Uhr kam mein Bruder von einem Gange in die Stadt zurück und brachte uns die Nachricht, daß bis 2. August Waffenstillstand sei.

Dieser wurde im preußischen Hauptquartier mit von der Pforten abgeschlossen. General Manteuffel, der uns gegenüber kommandierte, wollte aber davon nichts wissen, sondern erklärte, wenn kein Gegenbefehl käme, würde er das Bombardement fortsetzen. Es kam aber nicht mehr dazu.

Aufrichtig gesagt, die Hoffnung auf ein Ende dieses

unseligen Krieges war von uns allen freudigst aufgenommen. Den Abend verbrachten wir Offiziere in der „Neuen Anlage“ bei gutem Münchener Bier und guten Speisen. Erst spät und im Regen kehrte ich ins Biwak zurück, wo mir meine Leute eine vortreffliche Laubhütte erbaut hatten.

Ich schlief auf weichem Heu sehr gut.

Ich will und darf hier nicht unerwähnt lassen, daß General Stephan mir beim ersten Begegnen vom Pferde herab die Hand reichte und mir zu dem Bravourstücke von Helmstadt gratulierte.

Major Graf Ysenburg, welcher das Regimentskommando übernommen hatte, fragte mich sogar, ob ich mich nicht um den Militär-Max-Josef-Orden melden wolle. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht; jetzt aber erinnerte ich mich wieder der hämischen Bemerkungen bei Waldbrunn und meinte: „Man wird mir schon geben, was ich verdient habe.“

So erfolgte also vom Kommandanten der 1. Infanterie-Division, Generalmajor von Stephan, der Ordensvorschlag, wovon ich später Einsicht erhielt und welcher lautet:

„Für Hauptmann*) Maximilian Schmidt:

Weil er als Kommandant der 12. Kompagnie mit größter Ruhe und Entschlossenheit und Energie den Rückzug mit doppelten Ketten, wie befohlen war, anordnete, trotz des heftigen Kugelregens die rückgehenden Plänkler anderer Kompagnien aufnahm und dem nachdrängenden Feinde nur langsam und unter möglichster Erhaltung der angenommenen Gefechtsordnung wich und durch Überwachung eines wirksamen Feuers dem Feinde großen Schaden zufügte.

Schillingsfürst den 11. August 1866.“

*) Ich war am 3. August, zum Hauptmann avanciert.

Heute darf ich es wohl sagen, daß ich mich nur aus Bescheidenheit und aus Aerger über eine taktlose Aeußerung eines neidischen und unritterlichen Kameraden um die höchste militärische Auszeichnung gebkacht, die mir sicherlich zuerkannt worden wäre, wenn ich mich, wie es die Vorschrift verlangt, selbst darum gemeldet hätte. Die hierbei nötigen Zeugen hätte ich gehabt und Hauptmann von Esenwein schreibt auch in seiner Relation vom 27. Juli über das Helmstädter Gefecht:

„Nachdem, durch Übermacht gedrängt, der Rückzug angetreten werden mußte, zog sich die Kompagnie mit der Fahne unter sehr heftigem Infanterie-Feuer gegen Helmstadt den Berg hinab, besetzte mit einem Reste die ersten Häuser und sammelte sich hiernach auf dem Rückmarsche an dem bereits bestimmten Orte.

Daß es dem Unterzeichneten gelang, seine Kompagnie während des Rückzuges über den Hang des Berges in wohlgeordneter Weise zu erhalten, und Dechargen abgeben zu können, dazu half vor allem der Herr Oberleutnant Max Schmidt der 12. Kompagnie, welcher mit seinem Zuge unter dem heftigsten feindlichen Feuer den Rückzug der 11. Kompagnie plänkelnd deckte, stets neue Positionen nahm, und in unerschrockenster Weise seine Mannschaft zum Aushalten aufforderte.

Gez. v. Esenwein, Hauptmann."

Der Bericht des königlich bayerischen Generalquartiermeister-Stabes über jenes Gefecht lautet in Bezug auf mein Bataillon:

„Beim Herannahen des Feindes zogen sich zuerst die von Neubrunn kommenden Bataillone, (das 1. des 8. und das halbe 1. des 15. Regiments) dann aber auch vom Sesselberge das 2. des 15. auf die Stellung der 3. Division zurück. Das 3. Bataillon des ersten Regiments blieb vorerst allein dem Angriffe des übermächtigen Gegners ausgesetzt. In Front und Flanke zu gleicher Zeit gepackt, setzte es gleichwohl einen hartnäckigen Widerstand entgegen; allein binnen kurzem mußte es mit großem

Verlust (auch der Bataillons-Kommandant Major Schultheiß erhielt eine schwere Blessur) über den Hang hinunter nach Helmstadt. Der nachdrängende Feind bemächtigte sich bald auch dieser Ortschaft, und nun zog sich die eine Hälfte des Bataillons auf die rückwärtige Höhe gegen das 5. Jäger-Bataillon, während die andere nach Üttingen zurück ging."

Des Weiteren findet sich in dem im Auftrage des K. Kriegsministeriums vom Kriegsarchiv bearbeiteten Büchlein „Der bayerische Soldat im Felde", (2. Band Seite 192), eine auf meinen tapferen Feldwebel Anton Lang bezügliche Nummer, lautend:

„In dem Gefechte bei Helmstadt am 25. Juli 1866 hatte gelegentlich des Rückzuges des von 5 feindlichen Bataillonen angegriffenen 3. Bataillons des 1. Infanterie-Regiments „König" auf dem Sesselberge, südlich der Ortschaft, der Major Konrad Schultheiß kompagnieweise Aufnahmsstellungen angeordnet und hierdurch den Vorteil eines möglichst geregelten Zurückgehens erzielt. Bei der 11. Füsilier-Kompagnie befand sich die Fahne, nach welcher eine größere feindliche Abteilung vordrängte und jene in Gefahr brachte. Einzelne preußische Tirailleurs hatten sich bereits ganz nahe herangewagt. Nun galt es für die 12. Füsilier-Kompagnie, stehen zu bleiben, bis die Fahne sich in Sicherheit befand, und dann den Rückzug der 11. dadurch zu decken, daß ein heftiges Feuer die Preußen von raschem Nachdringen abhielt.

Diese Aufgabe wurde dem Kompagnieführer, wie er selbst meldet, großenteils nur durch die eifrige Mitwirkung des Feldwebels Anton Lang aus München ermöglicht. Dieser hielt die Leute zusammen, sorgte für ununterbrochenes Feuern, spornte die Soldaten durch echt patriotische Zurufe an und verwendete seine Büchse in erfolgreicher Weise. Auch bei dem darauf stattfindenden Kampfe in Helmstadt selbst zeichnete sich der Feldwebel vor allen andern Soldaten aus. Hinter einer Mauer gedeckt, schoß er die zu weit voreilenden preußischen Tirailleurs nieder und eiferte,

obwohl selbst bis zum Umsinken erschöpft, die Mannschaft zur Ausdauer und Tapferkeit an.

Lang erhielt das Militär-Verdienstkreuz."

Daß bei Beschreibung dieser Episode der Kompagnieführer, der ich war, nicht genannt ist, geschah, wie ich überzeugt bin, und mir jüngst bestätigt wurde, unabsichtlich.

8. Vom 28. Juli an bis zu meiner Versetzung nach Regensburg.

Daß die eingetretene Waffenruhe die Einleitung zum Friedensschluß sei, war selbstverständlich, denn warum sollte noch fortgekriegt werden! Oesterreich war geschlagen, die Bundesbrüder waren heimwärts gezogen und die Preußen hatten ihr zweites Armee-Reservekorps unter dem Befehle des Großherzogs von Mecklenburg in Hof einrücken lassen. Von hier drangen sie nach Bayreuth und weiter südlich vor. Die in dieser Gegend aufgestellten bayerischen Truppen waren zu einem Widerstande zu schwach und hatten sich zurückgezogen. So waren die Preußen hier sozusagen ohne Schwertstreich bis Nürnberg, Fürth, Erlangen usw. vorgedrungen und blieben bis nach eingetretenem Waffenstillstande da stehen.

Wir waren also fast ringsherum vom Feinde umgeben. Oesterreich ließ seine Bundesgenossen, die doch seinetwillen in den Krieg gezogen waren, völlig im Stich, so mußte Bayern für sich allein zu Nikolsburg einen Waffenstillstand abschließen und auch die andern Verbündeten unterhandelten jeder für sich um einen solchen mit Manteuffel und unterwarfen sich auf Gnade und Ungnade.

Die Bayern mußten Würzburg räumen, die Preußen zogen dafür ein. Mein Bataillon kam nach Sommerhausen

in Kantonierung. Gegenüber, in Winterhausen, lagen die Preußen.

Während der Würzburger Waffenruhe ließen mehrere Offiziere ihre Frauen zu Besuch kommen und auch zwischen mir und meiner Frau ward telegraphisch am 28. Juli ein solcher Besuch vereinbart. Schon am 29. abends 6 Uhr konnte ich meine Frau am Bahnhof in Würzburg begrüßen. Natürlich war es ein herzliches und freudiges Wiedersehen. Ich brachte sie in einem Hotel in der Nähe des Bahnhofes unter. Aber der Aufenthalt in der Stadt war nicht geheuer, da eben Manteuffel den Waffenstillstand noch nicht angenommen und erklärt hatte, er würde früh um 2 Uhr das Bombardement wieder aufnehmen, falls bis dahin ihm keine offizielle Ordre zukäme. Verwirrung und Angst herrschte in der Stadt. Dazu ein fürchterliches Wetter, Sturm und Regen ohne Unterlaß, schwarze Nacht umhüllte alles.

Indessen blieb alles ruhig und am andern Tage, am 30. Juli, wurde unser Regiment in der Stadt einquartiert, eine für uns alle erfreuliche Sache. Der Einmarsch erfolgte mittags 2 Uhr. Ich bekam Quartier im Hotel „zum Schwan" und logierte mich dort mit meiner Frau ein. Unsere Zimmer gingen auf den Main hinaus, gerade auf die Feste Marienberg. Es war sehr reizend, nach langen, unruhigen Tagen endlich eine erkleckliche Rast und einen guten Tisch zu haben. Mein Bruder und Vater Münich waren die meiste Zeit bei uns. Am 31. Juli nachmittags war großes Militärkonzert im „Platzischen Garten", das wir ebenfalls besuchten. Plötzlich hieß es, die Waffenruhe sei gekündet und Würzburg müsse sofort geräumt werden.

Die Sache verhielt sich wirklich so. Was nun mit meiner Frau anfangen? In Würzburg, das dem Feinde überantwortet werden mußte, konnte sie nicht bleiben, die Eisenbahnfahrt war nach allen Richtungen eingestellt. Es blieb ihr nichts übrig, als mit einer anderen Offiziersfrau nach Kitzingen mit Extrapost zu fahren, von dort würde dann weiter Rat werden. Erstere Dame hatte ihren Schwiegersohn bei sich und dieser versprach, für alles zu sorgen.

Nun hieß es neuerdings Abschied nehmen. Meine Frau fürchtete für mich, ich für sie. Es dunkelte bereits, als sie abreiste. Der Generalmarsch rasselte durch die Gassen und wir Truppen mußten noch in später Nacht hinaus auf den Kugelfang ins Biwak. Es regnete und stürmte wie immer und wir kampierten auf freiem Felde. Gegen 11 Uhr nachts wurde dann expediert, daß es den Bemühungen des Prinzen Karl gelungen sei, die Waffenruhe aufrecht zu erhalten und am 2. August der Waffenstillstand beginne. Meine arme Frau, sie mußte in Nacht und Nebel beklommenen Herzens davonfahren, indessen sie ungestört in Würzburg hätte bleiben können; doch es war nun einmal so.

Mehrere der Damen, die nicht abreisen konnten, zogen mit uns ins Biwak. So hatten wir 3 Offiziersgattinnen bei uns. Man machte ihnen wohl Wetterschirme, aber sie wurden doch naß und schmutzig, wie niemals in ihrem Leben. C'est la guerre!

Meine Frau teilte mir ihre Erlebnisse in folgendem Briefe mit: „Die Reise, die so plötzlich angetreten werden mußte, war nicht die angenehmste. Als ich Würzburg mit schwerem Herzen und bangen Gefühlen verließ und

wir vor der Stadt eine ziemlich steile Anhöhe hinauffuhren, war Herr S. (der Schwiegersohn jener Offiziersdame, mit welcher meine Frau reiste) ausgestiegen und hatte hiebei seinen Plaid verloren. Ein Chevaulegersoffizier, der hinter uns fuhr, und gleichfalls die Höhe hinanstieg, fand denselben und gab ihn dem Eigentümer zurück. Der Offizier war Herzog Karl Theodor. Er befragte S. um den Zweck unserer Reise und bot sich an, uns in allem hilfreiche Hand zu bieten. In Kitzingen verweigerte uns der Posthalter Pferde und Wagen und wir mußten hier wirklich die Hilfe des Herzogs in Anspruch nehmen, der uns durch einen Polizeidiener ein Fuhrwerk verschaffen ließ. In Possenheim, wo Pferde und Wagen gewechselt werden mußten, verweigerten die Postknechte aus Furcht vor den Preußen gleichfalls die Fahrt, aber die Posthalterstochter, ein sehr hübsches und resolutes Mädchen, brachte es durch ihr energisches Vorgehen dazu, daß sich ein Postillon herbeiließ, uns weiterzufahren. Nach eingenommenem Thee in angenehm durchwärmter Stube verließen wir morgens um 3 Uhr das gastliche Haus. Bei Scheinfeld mußten wir die feindliche Linie passieren. Wir sahen ganz in der Nähe das preußische Lager, aber niemand hielt uns an. Bei Bürgl war die Straße mit Militär angefüllt; es waren Hessen, die auf dem Heimmarsche begriffen waren. Nachmittags 2 Uhr kamen wir in Ansbach an und fuhren nachmittags 5 Uhr mit dem ersten Eisenbahnzuge, der wieder abgelassen wurde, nach München weiter. In Gunzenhausen war die Aufregung eine fürchterliche; man sah nur bleiche, verstörte Gesichter, Verwirrung war überall. Je weiter wir uns vom Kriegsschauplatze entfernten, desto größer wurde die Konfusion.

Sämtliche Bahnbedienstete waren vollkommen außer Fassung, wir fuhren auf jeder Station ins falsche Geleise und mußten regelmäßig, oft wieder eine Viertelstunde weit, zurückgeschoben werden. Da uns sehr viele Militärzüge entgegenkamen, war die Sache sehr bedenklich. Ueberhaupt ging die Dampfreise noch langweiliger vor sich, als jene mit Pferden. Am Donnerstag früh 5 Uhr kam ich nach 34stündiger Fahrt in München an, wo ich deine Depesche vorfand." rc. — —

Mittwoch den 1. August marschierten wir nach Sommerhausen am Main, einem reizend gelegenen Ort, der aber von Lebensmitteln ziemlich entblößt war. Ich wurde auf der Post in einem kleinen Stübchen einquartiert.

Am 2. August fuhr ich „in Geschäften" nach Würzburg. Ich ward dazu berufen, eine Marketenterin mit der ihrem Stande angemessenen Kleidung zu versehen. Im Biwak bei Würzburg lief uns nämlich ein 17jähriges Mädchen, aus München kommend, zu, das um eine Stelle als Wäscherin beim Bataillon bat. Da das Mädchen fast in lauter Lumpen gekleidet war, beschloß das Offizierskorps, es auf seine Kosten als Marketenterin uniformieren zu lassen, und meinem Geschmacke ward das überlassen. So fuhren denn Leutnant Prand und ich mit der „Kathl" nach Würzburg, wo wir sie einer Putzmacherin übergaben und als flotte Marketenterin, gekleidet in die Farben unseres Regiments, mit Hut und Fäßchen abends nach Sommerhausen zurückbrachten, wo ich mit Lob über die glückliche Lösung meines Auftrages überhäuft wurde.

In Würzburg hatten an diesem Tage die Preußen ihren Einzug gehalten. Die Bewohner waren sehr mißstimmt, überall begegnete ich ernsten, traurigen Gesichtern.

Leutnant Brand und ich speisten bei einem mir befreundeten Bahnbeamten zu Mittag und waren froh, da wir wieder heimkutschieren konnten. Aber den Preußen sollte ich heute nicht auskommen. Ich traf mehrere preußische Offiziere in Sommerhausen. Sie waren auf einem Kahne von Winterhausen herübergefahren, um uns einen Besuch zu machen. Wir lernten sie als liebenswürdige Leute kennen, hatten uns bald zusammengefunden und kneipten bis in die späte Nacht hinein in Liebe und Eintracht mit ihnen.

Andern Tages gegen Abend galt es, den Besuch zu erwidern. Mit fünf andern Offizieren fuhr ich auf einem Floß nach Winterhausen. Eine preußische Regimentsmusik spielte uns zu Ehren auf einem prächtig gelegenen Bierkeller und die preußischen Offiziere überboten sich in Artigkeiten; es waren die Offiziere des 1. Westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 13. Die Herren gefielen mir sehr wohl. Sie waren alle so intelligent vom Kommandierenden herab bis zu dem jüngsten Leutnant. Wir äußerten uns gegenseitig rückhaltslos über unsere beiderseitigen durchgekämpften Tage. Sie meinten, wenn wir unsere Macht voll entwickelt und nicht immer nur in kleinen Abteilungen ihnen gegenüber gekämpft hätten, wäre die Sache für sie schlimmer ausgefallen. Ich wurde geradezu verlegen, als man uns erzählte, daß uns bis auf die letzten Tage nur eine Division (Göben) mit 18000 Mann gegenüber gestanden. Diese war jedoch immer ganz im Gefecht, während der größte Teil unserer Truppen in Reserve und Aufnahmestellungen verschwand.

Bei dieser Zusammenkunft übergab mir einer der Offiziere eine silberne Zylinderuhr, welche einem gefallenen bayerischen Offizier abgenommen worden, um sie dessen

Hinterbliebenen zuzustellen. Im Gefechte bei Cella am 4. Juli hatten die Preußen einen Teil des Dorfes genommen. Eine bayerische Kompagnie vom 6. Infanterie-Regiment versuchte, den Feind zurückzudrängen und verlor dabei nicht nur ihren Kommandanten, sondern auch über zwei Dritteile der Mannschaft. Den einen Zug führte Oberleutnant Reinhard Brunner, ein mir vom topographischen Bureau her befreundeter Kamerad. Dieser griff in einer Straße den Feind an. In einer Hand den Revolver, in der andern den Säbel schwingend, führte er seinen Zug im Sturmschritt dem Feind entgegen, der ihn mit einer Decharge empfing. Die Leute deckten sich gegen die verheerenden Geschosse rechts und links der Straße, was der voranstürmende Offizier nicht bemerkte, so daß er fast allein kampfesmutig auf den Feind zueilte. Die feindlichen Offiziere riefen ihm zu, er solle sich ergeben, aber der Tapfere achtete nicht darauf. Er schoß seinen Revolver ab und wurde gleich darauf von einer Kugel niedergestreckt. Die preußischen Offiziere erzählten, daß ihnen die Thränen in die Augen gekommen, als sie diesen Braven sterben sahen. Seine Uhr nahmen sie in Gewahrsam, um sie bei erster Gelegenheit den Hinterbliebenen des Gefallenen überschicken zu können. Ich erbot mich gerne, dies zu besorgen.

Brunner und ich waren stets gute Freunde gewesen. Wir wurden zu gleicher Zeit Junker und ich hätte wahrlich gewünscht, ihm einen besseren Gefallen erweisen zu können — doch, er blieb auf dem Felde der Ehre! Ich schickte die Uhr mit einem ausführlichen Berichte an das 6. Regiment und erhielt vom Kommandanten desselben alsbald einen warmen Dank.

Es war Nacht, als wir Bayerischen wieder unser Floß bestiegen, um nach Sommerhausen zurück zu rudern. Eine zweite Militärmusik hatte am Einsteigplatze Posto gefaßt und spielte einen hübschen Marsch. Sämtliche Offiziere gaben uns bis zum Ufer das Geleite. Wir verabschiedeten uns „auf baldiges Wiedersehen!“ Die Musik spielte, bis wir das andere Ufer erreicht hatten. Der Mond stand am Himmel und von seinem Silberscheine erglänzte der ganze Fluß; die Töne der Musik drangen so reizend durch die nächtliche Stille. Schweigend standen wir im Fahrzeuge und lauschten diesen Tönen, die uns wie Freundesgrüße nachzogen aufs andere Ufer. Was wir fühlten, das kann uns leicht jeder nachfühlen. Mir waren es die schönsten Stunden während dieses verhängnisvollen Feldzuges.

In Sommerhausen war inzwischen ein weiteres Bataillon vom Infanterie-Leibregiment angekommen, so daß dort nun alles vollgepfropft war.

Samstag den 4. August machte ich auf dem Pferde unseres Adjutanten einen Ritt nach Eibelstadt, nachmittags bestieg ich einen nahen Berg, von welchem sich eine herrliche Aussicht in das Mainthal und in die Ferne darbietet. Auf einer dort angebrachten Bank ruhte ich aus und gab mich Betrachtungen und Wünschen hin. Daß der Krieg zu Ende, war fast selbstverständlich. Ich hatte beim Auszuge gehofft, als Hauptmann heimzukehren. Es sollte ein eilter Wunsch sein! Und doch überkam es mich wie eine Ahnung, daß ich, nach Sommerhausen zurückkehrend, mit der Nachricht überrascht würde, daß ich Hauptmann geworden sei. Es war ein eitler Gedanke, denn ich hatte über 200 Vorleute und der Krieg war zu Ende!

Da war an eine Beförderung nicht mehr zu denken. Doch konnte ich den Gedanken nicht los werden.

Und es war seltsam, — der erste Offizier, der mir in Sommerhausen begegnete, rief mir zu: „Ich gratuliere; Sie sind Hauptmann geworden!"

Ich hielt das zuerst für einen Ulk und lachte, aber man zeigte mir das soeben erschienene Verordnungsblatt und da stand es schwarz auf weiß: 217 Hauptleute wurden ernannt und ich war der 213. So hatte mich meine Ahnung nicht betrogen.

Natürlich wurde dieses freudige Ereignis freudig begangen. Auch meine Kompagnie erhielt Extraspeisen und ein Faß Bier.

Ich wurde nach Regensburg zum 5. Bataillon, dem Reservebataillon versetzt und erhielt das Kommando der 3. Kompagnie. Meine bisherige Kompagnie verlor mich ungern und brachte mir zum Abschied ein begeistertes „Hoch" aus. Leutnant Prand geleitete mich noch bis nach Ochsenfurt. Von hier fuhr ich mittelst Bahn nach München, wo ich von meiner Frau freudigst empfangen wurde. Bei ihr und dem Kinde, das vortrefflich aussah, verlebte ich dann ein paar köstliche Tage. Es war halt doch wunderschön, so friedlich zu Hause zu sein.

Am 10. August meldete ich mich beim Kommandanten des Reservebataillons, Major Schlichtegroll (fiel 1870) und quartierte mich im „Goldenen Kreuz" ein. Dahin ließ ich nun auch meine Frau kommen und machte mit ihr schöne Partieen, denn der Feind blieb von der Donau fern. Am 20. August, als ich vom Exerzieren eingerückt, wurde ich von meiner Frau mit der Botschaft über-

rascht, daß ich „wegen hervorragender Tapferkeit bei Helmstadt“ mit dem Ritterkreuz 2. Klasse des Militärverdienstordens dekoriert worden.

Also war ja alles erfüllt, was ich gewünscht!

Am 25. August hielt der Kommandant der Reserve-Brigade, Oberst Straub, große Parade mit Feldmesse ab. Die zur Brigade gehörigen Truppen waren in nächster Umgebung Regensburgs konzentriert zur Sicherung des Donauüberganges bei einem allenfallsigen Wiederbeginne der Feindseligkeiten.

Mein Bataillon wurde am 26. August Donau abwärts verlegt. Meine Kompagnie kam im Dorfe Bach in Kantonierung. Am 30. August traf dann der Befehl zum Abmarsch nach München ein, wo wir am 31. August eintrafen.

Dieser Einmarsch sowohl, wie jener des 3. Bataillons, welcher am 3. September stattfand und auch der anderer Truppenteile ward von Seite des Publikums mit ziemlicher Kälte und Teilnahmslosigkeit betrachtet. Als ob die Armee an dem Ergebnisse schuld gewesen wäre? Als ob nicht jeder Offizier und jeder Soldat in wenigen Wochen die ärgsten Strapazen willig und ohne Murren im Dienste des Vaterlandes ertragen, Tausende ihre Gesundheit eingebüßt und andere Tausende auf den Schlachtfeldern den Heldentod gefunden? In allen andern Orten Bayerns hatte man mehr Herz für die Truppen und waren ihnen festliche Empfänge bereitet. Aber freilich gab es in München eine Presse (Volksbote), welche nur von Verrat schrieb, das Vertrauen der Soldaten zu ihren Vorgesetzten zu untergraben und die Leute zu Hause irre zu führen suchte. Diese

Blätter wurden hinter dem Rücken der Offiziere unentgeltlich an die Mannschaft verteilt, aber so viel ich es übersehen konnte, verfehlten sie die beabsichtigte Wirkung.

Die Forderungen Preußens beim Friedensschlusse waren im ersten Stadium: Das Fürstentum Ansbach und Bayreuth, sowie Nürnberg, dann der nördliche Teil von Unterfranken und der nördliche Teil der Pfalz, letzterer als Kompensation an Hessen für die an Preußen abzutretende Provinz Oberhessen. Hauptsächlich war es Bismarck zu verdanken, daß man sich schließlich mit einer Gebietsabtretung in Unterfranken, nämlich der Bezirksämter Gersfeld und Orb, sowie einer Zahlung von 30 Millionen Gulden begnügte. Wie man erst später erfuhr, wurde auch ein geheimer Bündnisvertrag abgeschlossen, infolge dessen wir im Jahr 1870 mit Preußen gegen Frankreich zogen.

Auf Grund einer Beleidigungsklage des General Von der Tann gegen den Redakteur des Volksboten, Dr. Zander, wurde die ganze bayerische Kriegsführung vor dem Schwurgerichte verhandelt, ein Fall, wie er wohl noch nirgends stattgefunden haben dürfte, und daß der Redakteur freigesprochen wurde, war bei der damaligen Volksstimmung nicht zu verwundern. Es war überhaupt merkwürdig, wie gescheit so viele Leute nachher waren, wie sie es verstanden hätten, die preußische Armee noch nach dem Siege von Königgrätz zu schlagen und die süddeutschen Truppen als Sieger in Berlin einzuführen. Ja, morgen weiß jeder ganz genau, was gestern für ein Wetter gewesen, und es giebt Fälle, wo man etwas, was man gestern gethan, sicher heute besser thun würde. Auch ist es am Biertische so

leicht, zu kritisieren, was draußen im Felde hätte geschehen sollen, wo alles auf die stets wechselnden Verhältnisse ankommt. So viel ist gewiß, jeder, der an diesem Feldzuge beteiligt war, vom Kommandierenden angefangen, bis zum gemeinen Soldaten, hat vollauf seine Schuldigkeit gethan und General Graf Bothmer hat es vor dem Schwurgerichte auf seinen Eid erklärt:

„Unsere Truppen haben wie Löwen gefochten!“

9. Nach dem Feldzuge.

Max. Schmidt als Hauptmann (1867).

Die Strapazen des Feldzuges, die geradezu übermenschlichen Anstrengungen, hinterließen sowohl in meinem geistigen als körperlichen Befinden verschiedene Eindrücke, welche mir vordem fremd waren. Eine Ermüdung, die mich sehr ängstigte, zwang mich oft, halt zu machen und mittels Droschke heimzufahren. Dann befürchtete ich wieder, mein Gedächtnis zu verlieren. Mitten in einem Satze wußte ich oft nicht mehr, wovon ich sprach und es war mir manchmal, als läge eine bleierne Kappe auf meinem Kopf. Der Aufenthalt auf der Villa in Tutzing, wo ich mich während meines

dreiwöchentlichen Urlaubs ordentlich ausruhen konnte, that mir gut, wenn ich mich auch zeitweise unpäßlich fühlte. Wieder in München, überkam mich eine wahre Sehnsucht, meine Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde vollenden zu können, die ich drei Jahre lang hatte liegen lassen. Und mit der Arbeit kam wieder eine gewisse Befriedigung über mich. Es war die Erzählung „Birgitta", (anfänglich wollte ich sie „Der Räuber vom Keitersberg" nennen), wofür ich mir schon längst Notizen gemacht und Material durch Herrn Regierungsrat von Paur in Kötzting erhalten. Wieder bei meiner Lieblingsbeschäftigung, meinte Moriz von Schwind: „Jetzt fangen's an, wieder der Maximilian von früher zu werden."

Am 8. Januar 1867 ward mir ein Stammhalter geschenkt (der jetzt als Oberleutnant im 5. Infanterie-Regiment stehende Maximilian Oskar Schmidt).

An jenem Tage war Hofball. Als das Familienereignis glücklich vorüber war, warf ich mich in Gala und eilte, wenn auch verspätet, zum Ball in die Residenz, um das Wohl von Mutter und Sohn mit Champagner zu trinken. Beim Souper fand ich schon alle Tische besetzt, aber Professor von Schwind lud mich ein, an dem seinen Platz zu nehmen. Es war für ihn und Legationsrat von Döniges, welche beide auch keinen Platz gefunden, soeben in dem Nebensaale ein kleines Tischchen gedeckt worden und Herr Hofmarschall von Malsen hatte durch zwei Diener Sorge tragen lassen, daß uns das Souper in schönster Ordnung serviert wurde. Als ich den Herren erzählte, daß ich seit zwei Stunden der Papa eines Sohnes sei, ließen sie alles leben, was damit in Verbindung stand, nicht nur einmal, sondern oft und oft. Ich ließ die Kunst

leben und mit Bezug auf Döniges auch die Diplomatie. Daß wir des Königs nicht vergaßen, dessen herrlichen Wein wir tranken, ist selbstverständlich. Wir unterhielten uns zu dreien köstlich. Doch fand ich es für gut, bald den Weg nach Hause anzutreten. Ich fühlte mich sehr begeistert.

Meine neue Erzählung „Birgitta“ war fertig. Ich ließ sie gleich auf meine Kosten als Buch herstellen, weil es mir darum zu thun war, einen Grund zu einer Audienz bei dem König zu bekommen, um der Majestät mein Vorhaben, mich bei der Leitung des Hoftheaters verwenden zu lassen, bekannt zu geben.

Das Buch erschien, erfreute sich einer vorzüglichen Kritik von seiten der Blätter, welche „die Frische der Diktion, die Plastik der Charaktere und die virtuose Darstellung der Volkssitten“ hervorhoben und mich der vollsten Sympathie der Leser versicherten.

Der König hatte genehmigt, daß ich ihm persönlich mein neues Buch und auch die vorhergehenden zwei Bände überreiche und empfing mich sehr huldvoll. Er sagte, er hätte es durch Herrn von Bülow schon erfahren, daß ich wieder litterarisch thätig sei, auch von dem Erfolge meines Lustspiels hatte er Kenntnis und wünschte mir Glück dazu. Nun ließ ich mein Anliegen los. Ich sagte, auf meinen Orden deutend, daß ich als Soldat im Kriege meine Schuldigkeit gethan hätte und eintretenden Falls wieder meinen Mann stelle, daß ich aber im Frieden den Künsten des Friedens mich widmen möchte und es einer meiner Hauptwünsche wäre, bei der Leitung des k. Hoftheaters verwendet zu werden. Ich erklärte der Majestät, wie ich mich schon lange mit dieser Idee beschäftigt und Pläne ge-

macht, welche leicht ausführbar, das Münchener Hoftheater in künstlerischer und materieller Hinsicht heben müßten.

„Was sind das für Pläne?“ fragte der König mit Interesse.

„Ich habe eine Relation darüber zusammengestellt und werde, wenn Majestät es befehlen, dieselbe ehrfurchtsvoll unterbreiten.“

„Ich bin darauf begierig,“ erwiderte der König.

„Einer meiner Hauptpunkte ist die Herstellung des jetzt brachliegenden Residenztheaters,“ sagte ich.

„Daran habe ich schon längst gedacht,“ versetzte der König. „Schicken Sie mir Ihren Aufsatz.“

„Noch heute, Majestät.“

Mit den Worten: „Es freut mich, Sie gesehen zu haben und ich danke für die schönen Bücher,“ entließ er mich.

Meine Frau schrieb sofort meine Denkschrift ins Reine und schon abends hatte ich dieselbe in der Adjutantur des Königs abgegeben. Sie führte den Titel „Zur Hoftheaterfrage“ und enthielt in freier Weise eine Aufzählung der Uebel und Mißstände unseres Hoftheaters, wie sie damals bestanden. Nicht bei der Oper, welche in hoher Blüte war, sondern im Schauspiel war eine Reform auf rein künstlerischer Anlage nötig. Die Leitung der Bühne war seit Dingelstedts Abgang in keiner ästhetisch fachkundigen Hand mehr. Seit einem halben Dutzend Jahre war der Hauspolizeiinspektor Schmid mit den Intendanzgeschäften betraut. Er war ein vortrefflicher Mann, aber die Wucht der Geschäfte, die Vielseitigkeit seiner Thätigkeit machte es ihm unmöglich, ein treuer Pfleger der Kunst zu sein. Dazu ruhte die ausschließliche Bühnenleitung auf den

Schultern dieses einzigen Mannes. Er that daher, was ihm zu thun nur möglich war, aber unser Hoftheater ging künstlerisch immer mehr zurück.

Ich schlug nun die Errichtung einer artistischen Direktion vor, welche imstande ist, in die Aufführung der Stücke ein gewisses System zu bringen, der Zeit und dem Geschmacke des Publikums Rechnung zu tragen, den sittlichen Zweck der Kunstanstalt nicht zu unterschätzen, aber auch fürder den Endzweck der Kunst anzustreben, nämlich das Vergnügen, da ja schon Plato sagt: (Legg. 658, e) „Ein Kunstwerk sei nach dem daraus geschöpften Vergnügen zu beurteilen,“ und Lessing äußert sich in seinem Laokon II: „Der Endzweck der Wissenschaft ist Wahrheit; der Endzweck der Kunst ist Vergnügen.“

Meine weiteren Reformvorschläge bestanden nun darin, die Dichter anzueifern, für die Bühne zu wirken, indem man ihnen Tantiemen bewillige; viele neue Stücke zu geben, da sich in den jeweiligen poetischen Produkten die Zeit kennzeichnet und die Bühne füglich auch ein Spiegel unserer Zeit sein soll, wenn sie ihre Aufgabe erreichen will. Aber darüber sollten die Stücke unserer Klassiker nicht vernachlässigt werden, die besonders das große Publikum anziehen und sich daher am besten zu Sonntagsaufführungen eignen. Ganz besonderen Nachdruck legte ich auf die Wiederbenützung des wunderbaren Schatzkästleins, des Residenztheaters, für welches ein eigenes reizendes Repertoir zu erstellen wäre, bei welchem auch die Spielopern berücksichtigt werden könnten. Und noch mehrere andere Ideen ästhetischer und materieller Art legte ich in meiner Denkschrift nieder.

Kurze Zeit darauf ließ mir der König durch Rat

Düfflipp sagen, daß er die Schrift mit großem Interesse gelesen habe und der Rat stellte offenbar im Auftrage des Königs eine Menge Fragen an mich, wie ich mir dies und jenes vorstelle, auch in welcher Weise ich meine Person dabei beteiligt sehen möchte. Meine Erläuterungen befriedigten den Herrn Rat und er wunderte sich, wie ich mit allem so vertraut sei. Ich erklärte ihm, daß ich alle auffindbaren Dramaturgien durchstudiert hätte und alle Theaterzeitungen lese.

„Aber woher nehmen Sie denn die Zeit, da Sie doch auch Dienst machen?“ fragte er mich.

Und ob ich Dienst machte! Ich hatte 4 Fächer, in denen ich den Leutnants und Oberleutnants des Regimentes Vorlesungen halten mußte, da sich alle andern Hauptleute davon wegzudrücken wußten und der Oberst mich ersuchte, ihm in dieser Notlage zu helfen. So war ich der reinste Professor geworden. Ich mußte Waffenlehre, Befestigungskunde, Terrainlehre und Situationszeichnen vortragen, dazu exerzieren und Wachen beziehen. Da hieß es denn um 5 Uhr aufstehen und büffeln, damit man sich beim Vortrag nicht blamierte und ich dankte jedes Mal Gott, wenn eine solche Vorlesung vorüber war und ich mein bißchen Weisheit ohne Stocken ausgekramt hatte.

Das erzählte ich dem Herrn Rat.

„Und dann können Sie sich noch mit Dramaturgie befassen?“ fragte er lachend.

„Nicht nur mit Dramaturgie, sondern auch mit kulturellen Studien,“ antwortete ich. „Das ist aber dann meine Erholung. Ich arbeite gegenwärtig an dem vierten Bande meiner Volkserzählungen „Die Glasmacherleut.“

„Aber diese vielseitige und immerhin anstrengende

Geistesarbeit wird Sie nach und nach — ermüden," meinte der Rat. „Jede Ueberanstrengung rächt sich früher oder später, also etwas piano! Ueber die Theaterangelegenheit werden wir vor Beginn der nächsten Saison wieder sprechen: Es wird möglich sein, Ihrem Wunsche näher zu kommen."

Am Samstag vor dem Palmsonntag fuhr ich nach Furth und zwar im Jagdanzuge, denn meine Lohberger Freunde hatten mich zur Auerhahn- und Birkhahnbalz eingeladen. Am Palmsonntag ging ich zu Fuß nach Eschlkam. Es war ein herrlicher Tag und ich fühlte mich schon lange nicht mehr so wohl, als jetzt, da ich die Heimatluft nach längerer Pause wieder einatmen konnte. Lebhaft erinnerte ich mich wieder an die Jugendzeit, wo ich ja auch immer an diesem Tage in die Osterferien nach Hause kam. In Eschlkam ward mir dann zu Mittag die Freude, von den Puerribuben angesungen zu werden.

Andern Tages ließ ich mich nach Lohberg fahren, wo man mich freudig bewillkommte. Gleich am nächstfolgenden Morgen ging es noch vor Tagesgrauen den Ossahang hinauf auf die Balz. Kam ich auch nicht zu Schuß, so entzückte mich doch der Gesang der Vögel bei erwachendem Tage, die feenhafte Beleuchtung bei Sonnenaufgang und die herrliche, balsamische Luft. Meine Begleiter waren außer einem Jäger die Söhne Schrenks und ein bei diesen zu Besuch weilender Studiosus. Abends gingen wir dann auf den Schnepfenstrich und ich hatte das Vergnügen, eine Schnepfe zu schießen.

In den nächsten Tagen sollte ich auch einen Auerhahn abbäumen können. Dies gewährte mir große Freude. Aber die bei diesen Jagden notwendige Anstrengung machte mich wieder sehr, sehr müde. Am Charsamstag fuhr ich mor-

gens nach Furth zurück und kam mit dem Kourierzuge so rechtzeitig in München an, daß ich mit meiner Frau noch der Auferstehung in der Basilika anwohnen konnte. Nicht unerwähnt lassen will ich, daß ich die verschiedenen Gebräuche der Karwoche im Dörfchen Lohberg und bei den Glasmachersleuten mit größtem Interesse verfolgte und sie für mein neues Werkchen notierte.

Angestrengt hatte mich diese Reise, was ich aber weder mir noch den andern eingestehen wollte.

Der Mai war gekommen und auf unserer Villa blühten Flieder und Goldregen in üppigster Fülle. Es waren allerdings nur einzelne Tage, oft nur Stunden, welche ich dort auf meinem herrlichen Besitztum verleben durfte, aber sie stärkten mir Geist und Leib und ich fühlte, daß dieses nötig war. Rat Düfflipp hatte nicht ganz unrecht. Mit Bülows standen wir auf Besuchsfuß. So wurden wir von Herrn und Frau von Bülow am 7. Mai zu einer Vorlesung eingeladen, bei welcher Melchior Meyr eine seiner Geschichten vorlas und auch Peter Cornelius zugegen war.

Peter Cornelius, ein Neffe des berühmten Malers, ward vom König auf Vorschlag Wagners nach München berufen worden, wo er als Professor der Harmonielehre an der königlichen Musikschule wirkte. Cornelius hatte seine Oper „Der Barbier von Bagdad" schon 1859 in Weimar zur Aufführung gebracht und seine Komposition zeichnete sich durch innigste Gemütstiefe aus. Aber in München war der bescheidene Mann damals eine unbekannte Größe. Er klagte mir oft, daß er es nicht dahin bringen könne, daß eine seiner Opern, er hatte auch den „Cid" komponiert, in München aufgeführt würde. Generalmusikdirektor Lachner war mit der neuen Musikrichtung, welche durch Richard

Wagner Eingang gefunden, nicht einverstanden. Später nahmen Wagners Kompositionen die Münchener Oper in Anspruch, und so kam es, daß der arme Cornelius erst nach seinem Tode (1874) zu Worte kam und dann freilich mit Lorbeeren überschüttet wurde. Das war ein widriges Schicksal!

Im September wurden die Manöver in Schwaben abgehalten. Oberst Kiliani markierte den Feind; ich war ihm als Ordonnanzoffizier beigegeben. Wir kamen nach Thannhausen, dem Geburtsorte von Christoph von Schmid, nach Krummbach, Weißenhorn und anderen Orten. Der Gaul, welchen ich ritt, war aus der Truppe genommen und sehr stützig; er wollte nicht parieren. Ein paar Mal stieg er derart in die Höhe, daß er sich rücklings überschlug und ich Eile hatte, mich in Sicherheit zu bringen. Einmal aber stürzte er kopfüber und schleuderte mich weit von sich. Ich war einige Sekunden betäubt. Doch saß ich alsbald wieder auf der Mähre und wir rückten noch an demselben Tage nach Obergünzburg vor, wo das Manöver sein Ende hatte. Die Bahn brachte uns nach München zurück. —

Ich hatte hierauf Urlaub nach Paris zur Weltausstellung erhalten, wohin ich mich mit meiner Frau schon am Morgen des 18. September auf die Fahrt machte. Mein Urlaub war bis 5. Oktober bewilligt. Wir hatten jedoch den um 6 Uhr abgehenden direkten Zug über Straßburg versäumt und mußten den eine Viertelstunde später fälligen über Zürich und Basel benützen. In Zürich aber herrschte die Cholera. Der Bahnhof war dort streng abgeschlossen und keiner der wenigen Reisenden durfte ihn verlassen, wenn er sich nicht ausweisen konnte, daß er

wirklich in der Stadt zu thun hatte. Die halbe Stunde, die wir auf den Abgang unseres Zuges zu warten hatten, wurde also damit ausgefüllt, daß wir Rotwein tranken und uns in dem Wandelgange ergingen. Was wir da bei einem Blicke durchs Fenster sahen, waren Leichenwagen und schwarz gekleidete Gestalten und wir waren herzlich froh, als uns der Zug dieser unter dem Banne des Todes weilenden Stadt entführte. Dagegen gefiel uns Basel sehr gut und der Weg über Belfort, Langres, Troyes interessierte uns auch.

In Paris konnte ich meiner Frau als Führer dienen. Natürlich war diese, wie jede Frau, von der Weltstadt entzückt. Die Ausstellung interessierte mich nur in einzelnen Teilen, so besonders die Lehrgegenstände, dann aber, was mir verhängnisvoll werden sollte, in den neuen Erfindungen. Ich sah eine Holzstoffmaschine von Völter aus Heidenheim in Thätigkeit, den Holzstoff zu Papiermasse verarbeitend. Schon Schrenk und Meidinger hatten mir davon erzählt und meinten, ich sollte eine Holzstofffabrik im Walde errichten. Die Sache fesselte mich und scherzend sagte ich zu meiner Frau: „Wenn's mit dem Militär nicht mehr geht, dann werde ich Holzstoff-Fabrikant."

Der Pariser Aufenthalt hatte mich sehr angestrengt. Als wir wieder in den Bahnhof zu München einfuhren, gelang es dem Zugführer nur mit größter Anstrengung, ein Unglück zu verhüten, da unser Zug in einen andern hineinzufahren drohte.

Nun ging der Dienst von neuem an. Ich mußte wieder die Vorlesungen in den vier Fächern übernehmen. Dazu kam das Studium für die Bühne, denn ich hatte

in der That Aussicht auf Erfüllung meiner desfallsigen Wünsche und Rat Düfflipp machte mir wiederholt Hoffnung.

Ich erinnere mich, daß ich in jenen Tagen sehr nervös und aufgeregt war. Die Uebermüdung vom Feldzuge her, das viele Studieren der verschiedensten Dinge blieben auf mich nicht wirkungslos.

Eines Tages erhielt ich ein Billet von Rat Düfflipp, durch welches er mich einlud, ihn nachmittags 4 Uhr zu besuchen. Ich wußte, daß es sich um eine endgültige Entscheidung handelte. Da, auf dem Wege zur Residenz, in der Nähe des Hoftheaters, ward ich plötzlich von einem so heftigen Schwindel ergriffen, daß ich mich an die Mauer lehnen mußte. Ich hatte heftige Kongestionen gegen den Kopf und mußte einen Vorübergehenden bitten, mir eine Droschke herzurufen. Ich konnte nur unter Beihilfe des Kutschers einsteigen. Auf der Heimfahrt dachte ich nicht anders, als daß mich ein Schlaganfall getroffen habe. Nur mühsam konnte ich die Treppen zu meiner Wohnung emporsteigen und dort angelangt, von meiner tief besorgten Frau aufs Sopha gebracht werden. Unser Hausarzt, Medizinalrat Dr. Wolfsteiner, war alsbald zur Hand und begann seine Kur mit Schröpfen, um den Andrang des Blutes abzuleiten. In der Stadt aber war das Gerücht verbreitet, ich sei einem Schlaganfall erlegen.

Der König ließ sich öfters nach meinem Befinden erkundigen. An eine Wiederherstellung war sobald nicht zu denken. Der Arzt nannte die Krankheit „Hyperaemie des Gehirns." Ich konnte weder lesen noch schreiben, fast nicht mehr denken. Somit war's aus mit meiner Stellung

am Theater. Es sollte auch aus sein mit meinen weiteren militärischen Diensten.

Der Winter verging. Meine Gesundheit wollte nicht wiederkehren. Auch der Aufenthalt auf der Villa in Tutzing hatte keine guten Folgen mehr. Die Seeluft wollte mir schon gar nicht behagen.

Erst im November 1868 glaubte ich soweit hergestellt zu sein, um wieder Dienst machen zu können.

Um jene Zeit fanden die Wahlen zum Zollparlament statt und meine Landsleute in Eschlkam, Neukirchen und Lam beabsichtigten, mich ins Parlament zu wählen. Ich erhielt eine große Anzahl von Stimmen, verzichtete aber auf meine Wahl zu Gunsten des andern Kandidaten. Ich konnte bereits wieder an meiner Erzählung „Glasmacherleut" arbeiten und dieselbe mittels Diktieren zum Abschluß bringen. Nach wenigen Wochen jedoch warf mich ein neuer Anfall abermals aufs Krankenlager und hielt mich auch den Winter über dort fest.

Da es bekannt war, daß ich den Aufenthalt am See meiden mußte, wandte sich Herzog Ludwig an mich und mietete das Besitztum in Tutzing für den König und die Königin von Neapel (den depossedierten Franz II. und Marie, die Heldin von Gaeta.) Ich dagegen wollte den Sommer in meiner Heimat Eschlkam verbringen, wo ich in meinem Geburtshause Quartier bestellte.

Inzwischen hatte ich das Manuskript „Glasmacherleut" an die „Gartenlaube" gesendet. Diese schickte mir die Arbeit zurück mit dem Bemerken, daß sie für süddeutsche Erzählungen Hermann Schmid engagiert habe, da ich im Jahre 1863 ihre desfallsige Einladung refüsierte. Daraufhin schickte ich das Manuskript an ein anderes großes

Blatt, von dem ich es ebenfalls zurück bekam mit der Erklärung, daß die Arbeit ganz vortrefflich wäre, jedoch „ohne Anwendung des unverständlichen Dialektes.“ Wenn ich diesen in hochdeutsch übersetze oder, wie Hermann Schmid wenigstens mäßige, werde die Arbeit mit Vergnügen acceptiert.

Ich wollte mich keiner weiteren Absage aussetzen, ließ das Buch wieder auf meine Kosten drucken und gab es der Franzschen Hofbuchhandlung in Verlag. Die Kritiken waren über alle Erwartung günstig, sowohl in Nord-, wie in Süddeutschland. Es war sogar in Bälde eine zweite Auflage nötig.*) Aber ich konnte keine rechte Freude mehr darüber haben, da doch in mehreren Kritiken als einziger Mangel des Buches der altbayerische Dialekt bezeichnet wurde. Ich sagte mir, daß ich am besten thun würde, die Feder von mir zu werfen, denn ohne Dialekt wollte ich nicht schreiben — lieber aufhören. Und ich hörte auf. Ich hörte auf, da mir auch mein Arzt verkündete, daß er für nichts stehen könne, wenn ich meiner geistigen Beschäftigung nicht gänzlich auf lange Zeit entsage.

In solch aufgeregtem Zustande kam ich mit Frau und Kindern nach Eschlkam gerade am Jakobitag, wo dort der sogenannte „Kerschenkirta“ ist. Die heimatliche Luft that mir wohl. Ich konnte bald weitere Spaziergänge und Ausflüge zu Wagen unternehmen und erinnere ich mich lebhaft eines Czechenfestes, das auf der Riesenburg bei Kaut abgehalten wurde und wobei mich die farbenprächtigen

---

*) Das Werkchen fand später Aufnahme in Spemanns deutsche Hand- und Hausbibliothek und erscheint demnächst, nachdem es bereits in 13000 Exemplaren gedruckt worden, in 14.—19. Auflage bei Enßlin und Laiblin in Reutlingen, in meiner Gesamtausgabe.

Trachten, die geschmückten Pferde, die bunten Fahnen, die fremdländischen, herrlichen Gesänge entzückten.

An fortwährende Thätigkeit gewöhnt, war mir indessen das beständige Feiern bald zur Last. Ich könnte sagen, diese Unthätigkeit war mir die schwerste und zuwiderste Arbeit. Zur Schriftstellerei war mir die Lust verdorben, an ein Einrücken zum Dienst war vorerst auch nicht mehr zu denken und das Leben so thatenlos hinzubringen, das konnte ich nicht. Da besuchte mich einmal Lehrer Meidinger und auf meine Klagen hin riet er mir: „Bau eine Holzstofffabrik, fang ein Geschäft an, da lebst neu auf und verdienst dabei Geld. Ich weiß eine Wasserkraft, das Holz ist bei uns spottbillig; was Besseres giebt's nicht für dich."

„Freund, du bist der Retter meines Lebens!" rief ich.

So ruft auch der Bauer im „Staberl", wenn ihn sein Partner erstochen hat. — Der Vergleich paßt auf mich. Meidingers Rat mochte gut gemeint sein, aber indem ich ihn zur That machte, schuf ich mir eine andere Welt, eine Welt, die nicht mehr schön war, eine prosaische, profane Welt! Könnte ich die Vergangenheit zurückrufen, ich machte es anders! So aber bleibt mir nur übrig, zu berichten, wie ich die böse Suppe aus aß, die ich mir einbrockte.

10. Regenstein.

Ich gründete Regenstein, die Holzzeugfabrik bei Kötzting am weißen Regen. Es war dies der mir von Meidinger empfohlene Platz. Der Bezirksamtmann von Paur unterstützte mein Projekt in jeder Weise und ich gab mich ganz diesem Unternehmen hin. Aber es kostete Geld. Ein unendlich langer Kanal war nötig, um das erforderliche Gefäll zu bekommen. Er wurde gegraben. Fabrik und Wirtschaftsgebäude mußten entstehen; ich baute sie. Die Maschinen besorgte die Maschinen-Fabrik Landes in München. Den Winter über wurde gebaut und gegraben. Ich lernte während dieser Zeit schon vieles kennen, wovon ich früher keine Idee hatte. Ich wurde betrogen und Aerger über Aerger häufte sich auf mein ohnedies erregtes Gemüt.

Endlich, am Tage vor dem Fronleichnamsfeste 1869 ward die Fabrik eröffnet. Man gratulierte mir allerseits. Aber ich hatte schon viele schwere Opfer bringen müssen. Alles war um vieles teurer gekommen, als der Kostenvoranschlag besagte. Ich mußte das prächtige Haus in der Briennerstraße verkaufen, um die nötigen Gelder zum Fabrikbau zu erhalten. Auch die schöne Villa in Tutzing fiel einige Jahre später diesem Fabrikbau zum Opfer. Für den Sommer 1869 hatte ich diese, wie schon erwähnt, an das neapolitanische Königspaar vermietet. Die Villa

wurde in dieser Zeit von vielen hohen Personen besucht, so von Kaiser Franz Josef von Oesterreich und der Kaiserin Elisabeth, König Ludwig II., Königin Elisabeth Ludovika von Preußen, Herzog Franz V. von Toskana, Erzherzog Viktor u. a. Sie war in einen für solche Besuche würdigen Stand gesetzt worden, aber es kostete uns mehr Geld, als wir einnahmen.

Ich zog mit meiner Familie nach Regenstein und wir richteten uns dort sehr wohnlich ein; das Haus umschloß ein sehr hübscher großer Garten, es war ein angenehmer Aufenthalt. Das Geschäft florierte. Es machte mir rechte Freude. Auch in gesellschaftlicher Beziehung war das Leben sehr angenehm. Auf den vielen alten Rittersitzen ringsumher saßen noch die adeligen Besitzer, die gerne zu uns kamen. Sie interessierten sich alle mehr oder minder für diese neue Verwendung des Holzes und mancher bekam Lust, ebenfalls eine solche Fabrik zu begründen.

Nachdem ich in München durch eine Obersanitätskommission als Real- und Kriegsinvalide erklärt worden war, erfolgte am 13. September 1869 meine zeitliche Pensionierung auf 1 Jahr.

Im Herbste dieses Jahres entstand ein Hochwasser, das mir die Schleuse wegriß und den Kanal arg beschädigte. Es kostete eine hübsche Summe, bis diese Schäden wieder repariert waren. Dann aber ging das Geschäft wieder vortrefflich den ganzen Winter hindurch und bis — zum plötzlichen Ausbruch des Krieges 1870/71.

Inzwischen hatte ich einen ehemaligen Kameraden ins Geschäft genommen, der sich mit einem kleinen Kapitale daran beteiligen wollte, um sich so die Möglichkeit zu

verschaffen, ein armes Mädchen zu heiraten. Davon so viel als nötig später.

Krieg gab es! Ich befand mich gerade in Geschäften in München, als in der Kammer die denkwürdigste Verhandlung, die jemals im bayerischen Ständehaus geführt wurde, stattfand. Die patriotische Opposition wollte nämlich das 1866 mit Preußen abgeschlossene Bündnis nicht anerkennen und demnach auch die Beteiligung Bayerns am Kriege Preußens gegen Frankreich nicht für geboten erachten. Der Premierminister Graf Otto Bray-Steinburg hielt eine zündende Rede, um die Opposition zu einer vernünftigen Anschauung zu bringen. Diese wollte sich aber nicht bekehren lassen. Da trat der als Gegner der Regierung bekannte Abgeordnete Professor Sepp auf. Unter Hohngelächter und mißfälligen Bemerkungen bestieg er die Rednerbühne, wie aber erstaunten alle, als der Redner mit den Worten begann: „Zwischen gestern und heute liegt ein Jahrzehnt!" als er ausführte, daß die Ereignisse ihn bestimmt hätten, seine im Sinne der Neutralitätserklärung am gestrigen Abend ausgearbeitete Rede zu zerreißen und in den Kriegsruf der gesamten Nation einzustimmen! — Der Jubel, welcher ihm jetzt entgegenbrauste, war unbeschreiblich, unbeschreiblich auch die entsetzten Gesichter der überraschten Partei, deren Vorkämpfer Dr. Sepp bis jetzt gewesen. Noch hielten begeisterte Reden Völk, Fischer und andere, und dann wurde der gesamte Regierungsantrag mit 101 gegen 47 Stimmen angenommen. Ein minutenlanger Jubel erfolgte und setzte sich bis auf die Straße fort, wo eine tausendköpfige Menge trotz der schon beginnenden Nacht das Resultat der Abstimmung erwartete. Unter Jubelrufen und Gesängen wälzte sich die Menge

zur Residenz, wo unter der Wohnung des Königs zunächst der Majestät eine aus dem Stegreif improvisierte Ovation dargebracht wurde. Der Monarch erschien am offenen Fenster und winkte mit einem weißen Taschentuche Grüße herab. „Deutschland, Deutschland über alles“ und die „Wacht am Rhein“ ertönten aus tausend frohen Kehlen und hohe Begeisterung erfüllte jung und alt. König Wilhelm konnte mit Recht an unsern König telegraphieren: „Ihre echt deutsche Gesinnung elektrisierte auch Ihr Volk.“

Und ich sollte als philisterhafter Fabrikant zu Hause bleiben, während meine Kameraden fortzogen mit allen deutschen Stämmen gegen den Feind? Das konnte ich nicht! Ich fühlte mich freilich nicht rüstig genug, in die Front zu treten, aber ich konnte mich doch verwenden lassen, konnte in anderer Weise dem Vaterlande dienen. Ich meldete mich. Ich bat eigens um eine Stelle ohne viele Schreibgeschäfte, um ein Etappenkommando und dergleichen, aber man achtete nicht auf meine Bitte. Ich wurde als Adjutant in die Festung Ulm berufen. Hier warteten meiner ganze Stöße von Akten, die in der schnellsten Zeit erledigt werden sollten. Das war nun freilich nicht nach meinem Geschmack. Tag und Nacht im Bureau hocken und schreiben, das war auch nichts für meine Gesundheit. Die Folge war, daß ich faktisch unfähig wurde, meinen Dienst länger zu versehen. Ich erkrankte abermals und mußte nach München zurückbefördert werden. Die Siege der deutschen Truppen konnte ich nur in Gedanken und mit dem Herzen mitfeiern. Im September 1870 (15. September) mußte ich auf ein weiteres Jahr pensioniert werden. Die Festtage anfangs September infolge der Gefangennahme Kaiser Napoleon III. und der Niederlage der französischen Armee

bei Sedan machte ich in München mit. Es sind dies unvergeßliche große Tage! Zum Friedensfeste waren wir nach Furth i. W. eingeladen und ich sprach hiebei den Prolog.

Zum 16. Juni 1871, dem Einzuge der preußischen Armee in Berlin, fuhr ich mit meiner Frau dorthin. Ich hatte Audienz bei Kaiser Wilhelm und ward mit meiner Frau zu den Hoffestlichkeiten beigezogen. Wir wohnten auch der Eröffnung des ersten Reichstages im weißen Saale des königlichen Schlosses bei. Wir sahen bei diesen Gelegenheiten alle großen Männer jener Zeit, den greisen Wrangel, welcher an der Spitze der einziehenden Truppen ritt; Bismarck, Moltke, Roon und all die anderen, deren Thaten fortleben in der Geschichte. Auch die Berliner zeigten sich von ihrer liebenswürdigsten Seite, die bayerische Uniform öffnete überall Thür und Thor und wo sie sich auf der Straße zeigte, da scholl ihr ein „hoch Bayern!" entgegen.

Vier Wochen später zog die 1. bayerische Division unter gleicher Begeisterung in München ein. Kronprinz Friedrich führte dieselbe in der Ludwigsstraße König Ludwig II. vor.

Die Villa war in diesem Sommer an Graf Kaiserling, Gesandter in der Türkei, vermietet.

Im September dieses Jahres erhielt ich die erste Auszeichnung als Fabrikant und zwar in Linz. Die hierüber in der Zeitung gebrachte Notiz lautet: „Die Holzzeugfabrik Regenstein im bayerischen Walde hat bei der jüngsten Bazarausstellung für die eingesandten Papierstoffmuster die silberne Preismedaille erhalten. Der Gründer und Besitzer dieses Etablissements, das sich binnen

den zwei Jahren seines Bestandes des blühendsten Betriebes erfreut, ist der durch seine trefflichen Kulturbilder aus dem bayerischen Walde bekannte Hauptmann a. D. Maximilian Schmidt, der sich die schöne Waldgegend, die er so reizend zu schildern wußte, nun durch Hebung ihrer Holzindustrie zu neuem Danke verpflichtet. Der Regierungspräsident von Lipowsky wandte gelegentlich seiner Rundreise durch Niederbayern dieser gut geleiteten Fabrik Regenstein seine besondere Aufmerksamkeit zu."

Ich muß hier gleich beifügen, daß mir auch infolge der Beschickung meiner Holzpappen und des Holzstoffes zum Zentral-Landwirtschaftsfest in München im Oktober 1872 ein Anerkennungsdiplom zu teil wurde, nebst einer Geldspende als Preis. Auf der großen Weltausstellung in Wien 1873 erhielt ich ebenfalls ein Preisdiplom. Dortselbst war meine Ausstellung besonders anziehend durch das Lehrreiche, welches ich ihr gab.

Der Erfinder des Holzstoffes zur Papierfabrikation, Gottfried Keller, erzählte mir nämlich persönlich, wie er auf diese Idee gekommen sei, nämlich durch ein kugelförmiges Wespennest. Ein solches sieht aus wie aus grauem Fließpapier gemacht und besteht, wie Keller herausfand, aus Holzfasern, welche die kleinen Tierchen zusammentragen und zusammenfügen. Die Aehnlichkeit dieser Nester mit Papier brachte nun Keller auf die Idee, ebenfalls eine Art Holzbrei herzustellen und diesen in Papierform umzuwandeln. Er probierte es zuerst mit Kirschkernen, die er am Schleifsteine abschliff und später mit weichem Aspenholz. Seine Findigkeit ersann hierauf den Holzstoffapparat, wodurch nun diese höchst bedeutsame Industrie ins Leben gerufen wurde. Meine Ausstellung zeigte nun

den ganzen Werdegang vom Wespennest bis zur fertigen Holzpappe und wurde am Schlusse der Weltausstellung von einer höheren Wiener Lehranstalt zu Unterrichtszwecken erbeten, ein Beweis, daß ich für die Industrie auch ein weniges gethan. Das Motto meiner Ausstellung war:

„Alles, was der Mensch erfindet,
Ist in der Natur begründet."

Um für alle Zukunft ausreichend Holz zu haben, kaufte ich das Rittergut Miltach mit seinen prächtigen Waldungen. Dagegen verkaufte ich im Jahre 1872 die Villa in Tutzing an Frau von Quist, eine russische Aristokratin.

Das Ende 1872 brachte mir auch einen lieben Zuwachs meiner Familie durch ein Töchterchen, welches am 6. Dezember in Regenstein geboren wurde.

Es wechselten aber mit diesen freudigen auch schlimme Tage. Ich war in fortwährendem Kampfe mit den Flößern, welche mir das Wasser nach ihrem Belieben abstellten und mir dadurch viel Schaden verursachten. Der als sicher angenommene Bahnbau unterblieb und die Ostbahn baute die Linie Deggendorf-Eisenstein. Ich hatte nach Kötzting gebaut, weil die Bahn dorthin projektiert und bereits zum Gesetze erhoben war. Und nun lief sie jene Linie! Das war für mich ein unberechenbarer Schaden. Der Holzstoff mußte in feuchtem Zustande, nur mit 33 Prozent Trockengehalt, also 66 Prozent Wasser verfrachtet werden, sechs Poststunden bis zur nächsten Bahnstation Cham, über hohe Berge und auf schlechtem Vizinalwege. Ich brauchte täglich 3—4 Fuhrwerke und hielt selbst sieben Pferde. Was da Geld auf der Straße blieb! Dazu kam noch ein plötzlicher Rückgang im Preise der Ware, so daß ich fast mit Verlust arbeiten mußte.

Nachdem ich am 28. Oktober 1871 auf weitere zwei Jahre pensioniert worden, erhielt ich am 16. Januar 1874 für lebenslänglich meinen ehrenvollen Abschied.

Um mich zeitweise von den aufreibenden Strapazen des Geschäftes zurückzuziehen, ging ich mit meiner Familie im Jahre 1875 nach München, meinen Kompagnon als Leiter der Fabrik zurücklassend. Während er aber dieser vorstand, hatte er sich gleichzeitig bei einem Konkurrenz-Unternehmen beteiligt und diesem natürlich alles Wissenswerte über den Betrieb solcher Unternehmungen mitgeteilt. Die Fabrik Regenstein dagegen verlotterte sichtlich und alle meine Bemühungen und Geldopfer konnten ihr nicht wieder aufhelfen. Die hingeschickten Gelder verschwanden wie in einem Danaidenfasse, die Wälder wurden abgeschwandt und die Ausgaben überstiegen die Einnahmen riesig. Man verweigerte mir geradezu die Einsichtnahme der Bücher, und als ich darauf drang, wurden sie durch verschiedene Manipulationen ganz aus dem Wege geräumt. Ich stand diesen Machinationen machtlos gegenüber und Regenstein ging für uns verloren.

Doch fort mit diesen dunklen Kapiteln meines Lebens! Ich habe sie mit meiner mutigen Frau durchgekämpft und wir blieben stehen. Zu alledem kam noch, daß unser jüngstes Töchterchen plötzlich am Scharlach erkrankte und uns durch den Tod entrissen wurde. Ich konnte den Verlust dieses lieben Kindes nicht verschmerzen, es war der empfindlichste in jenen Jahren, überhaupt in meinem Leben. Neuerdings ward ich aufs Krankenlager geworfen und nur eine Reise in ein milderes Klima errettete mich vom Tode. Ich ging mit meiner Familie im Februar 1877 nach Venedig, Florenz, Rom und Neapel. Aber ich hatte keinen

Genuß von dieser Reise, sie brachte mir auch keine merkliche Besserung und ich fürchtete von Tag zu Tag einen Nervenschlag. Doch waren die Folgen dieser Reise wohlthätigere, als ich anfangs angenommen hatte.

Der Fabrik ledig, aber ebenso der Geschäftssorgen, winkte mir die Muse wieder freundlich zu. Ich hatte sie zwar nie verlassen, nur vernachlässigt und sogar während der vergangenen Jahre die „Veteranenbotschaft" verfaßt, worüber mir sowohl Moltke wie Bismarck Anerkennungsschreiben zukommen ließen. Der Brief Moltkes lautet:

„Euer Hochwohlgeboren spreche ich für Uebersendung Ihrer allerliebsten Dichtung meinen verbindlichsten Dank aus. In derselben ist es Ihnen sehr wohl gelungen, einen Ton anzuschlagen, der dafür bürgt, daß es in den weitesten Kreisen mit großem Vergnügen gelesen werden wird. Hochachtungsvoll ergebenst Gr. Moltke, Generalfeldmarschall."

Auch schrieb ich während jener Leidenszeit das dreiaktige Lustspiel „Das Telegramm", welches im Jahre 1875 mit Erfolg im Gärtnertheater zu München aufgeführt wurde; ebenso die Skizze „Der Johanniter" und in Umrissen den Roman „Der Herrgottsmantel". Meine größte und wie ich glaube, beste Arbeit aber war das Libretto zu einer Volksoper „Aus großen Tagen," wozu Josef Platzer, der schon mehrere hübsche Kompositionen geliefert, die Musik schrieb. Das Stück wurde vorerst von den Münchener Bühnen abgelehnt, weil darin — die „Wacht am Rhein" gesungen wurde und der Stoff überhaupt aus dem Jahre 1870 genommen war. Man fand das für „zu gewagt bei der damaligen Reaktionszeit." So sehr hatte bald nach den glorreichen Siegen wieder ein Umschwung in der Stimmung stattgefunden, der glücklicherweise nicht

lange andauerte. Die Oper kam auch später nicht zur Aufführung. Platzer war gestorben, seine Frau gab die Partitur nicht mehr heraus (infolge Einwirkung eines dritten) und nachdem auch Frau Platzer mit Tod abgegangen, war die Partitur verschwunden. —

Im Herbste 1879 wurde ich von einem Verlage aufgefordert, einen sozialen Volksroman zu schreiben, der in Lieferungen erscheinen sollte und so entstand der zweibändige Roman „Das zehnte Gebot." Und von da ab war ich wieder in dem mir allein entsprechenden Fahrwasser, in dem der Poesie, der ich treu zu bleiben mir vornahm, so lange meine Schaffenskraft nicht erlahmen würde.

11. Das Jahr 1880.

Dieser Lieferungsroman mußte 100 Druckbogen lang sein und waren wöchentlich 3—4 Bogen abzuliefern. Da hieß es denn fleißig arbeiten und meine Frau, die ein ausgesprochenes Talent zum Schriftstellern besitzt, arbeitete redlich mit. Den Stoff entnahm ich dem Leben, zumeist meinen Erlebnissen, hatte ich doch Gelegenheit genug gehabt, das Leben auch in seinem Sumpfe, charaktervolle, edle, und charakterlose, elende Menschen kennen zu lernen. Ich brauchte nicht erst am Schreibtische darüber nachzusinnen. Der Roman gefiel, so daß er in 10 000 Exemplaren verkauft wurde und vor etwa sechs Jahren eine neue Auflage zu 5000 nötig war.

Die Franzsche Buchhandlung nahm infolge dieser Arbeit Veranlassung, mich einzuladen, ihr einen Lieferungsroman über das Passionsspiel in Oberammergau, welches im Mai 1880 begann, zu schreiben. Ich sagte unter der Bedingung zu, daß ich die bäuerlichen Elemente in ihrer Mundart vorführen dürfe, was der Verleger gerne zugestand. „Der Schutzgeist von Oberammergau" entstand. Ich war zu diesem Behufe dreimal in Oberammergau, wurde mit den dortigen Spielern bekannt und trat mit Bürgermeister Lang und dem Christusdarsteller Mayer in lebhaften Verkehr. Mein Notizbuch vom Jahre 1860 that mir dabei gute Dienste. Der Roman durfte zugleich in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in Berlin und in der Wiener „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt werden.

Durch dieses „Kultur- und Lebensbild" war ich mit einem Sprunge wieder in der Litteratur. Sämtliche Zeitungen im Süden wie im Norden waren einhellig voll Lob in ihren Kritiken.

Die Berliner „Gegenwart" widmete mir unter dem Titel „Ein bayerischer Erzähler" einen vier Spalten langen Essay. Die Blätter aller Schattierungen waren mir hold, selbst „Das Vaterland." Dieses schrieb u. a.:

„Maximilian Schmidt hat's gefunden, wie ein Buch sich lesen muß, das für das Volk und die Gebildeten zugleich bestimmt ist ꝛc."

Die „Neuesten Nachrichten" schrieben:

„Maximilian Schmidt hat die Freunde des Volkes wieder mit einem neuen Buche beschenkt, welches uns eine reiche Geschichte seelischen Lebens, eine vollklingende Skala der verschiedensten Gefühle und eine interessante Auswahl drastischer Charaktere vorführt. Die schlichte, schmucklose Art seiner Denk- und Erzählungsweise gewinnt dem Verfasser die vollste Sympathie des Lesers ꝛc."

Der „Fränkische Kurier" nennt das Buch „Ein bayerisches Volksbuch."

So war der Anfang wieder gemacht und alle in meinen Notizbüchern aufgespeicherten Stoffe aus früherer Zeit bekamen Leben in meinem Gedächtnisse. Ich sah in meinen Gedanken 2—3 weitere Bücher erstehen und man erwartete auch eine lebhafte Fortsetzung meiner Arbeiten; ich war ja „erst 48 Jahre alt."

Am 2. Juli dieses Jahres hatte ich noch eine weitere große Freude, indem mir meine Frau ein Töchterchen, Amanda, schenkte.

Selbstverständlich hatte ich meine neue Erzählung,

welche ich im Charakter meiner früheren Volkserzählungen geschrieben, auch Sr. Majestät König Ludwig II. unterbreitet, und erhielt hierauf folgende Zuschrift:

„Euer Hochwohlgeboren! Seiner Majestät der König haben Ihre neueste schriftstellerische Arbeit „Der Schutzgeist von Oberammergau“ sehr gerne entgegengenommen und mich beauftragt, Ihnen für die Aufmerksamkeit Allerhöchst deren huldvollen Dank zum Ausdruck zu bringen. Ich freue mich, Ihnen hiebei mitzuteilen, daß Se. Majestät die hübsche Geschichte mit großem Vergnügen gelesen haben und benutze gerne diesen Anlaß zur Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung. Schloß Berg, den 6. Sept. 1880. Ergebenst von Ziegler.“

Se. Königliche Hoheit Herzog Maximilian in Bayern schrieb mir eigenhändig:

„Mein lieber Herr Hauptmann Schmidt! Mit demselben Interesse, mit welchem ich frühere schriftstellerische Arbeiten von Ihnen empfangen, habe ich auch das neueste Produkt Ihrer litterarischen Thätigkeit, das von Ihnen verfaßte Kultur- und Lebensbild „Der Schutzgeist von Oberammergau“ entgegengenommen, das mit der nämlichen Frische und Lebenswahrheit geschrieben ist, welche allen Ihren Werken ähnlicher Gattung eigen ist und deren Lektüre zu einer so anziehenden macht. Indem ich wünsche, daß das jüngste Kind Ihrer Muse, welches einer gründlichen Kenntnis des bayerischen Volkscharakters entsprungen ist, auch im Volke die verdiente Anerkennung und weiteste Verbreitung finden möge, danke ich Ihnen verbindlichst für die mir erwiesene Aufmerksamkeit und erneuere die Versicherung jener wertschätzenden Gesinnung, womit ich stets sein werde, mein lieber Herr Hauptmann, Ihr wohl-

geneigter Maximilian, Herzog in Bayern. München, den 28. Juni 1880."

Nach so vielen fürstlichen und anderen Urteilen über dieses Buch konnte es nicht fehlen, daß ich von den Redaktionen gesucht wurde. Im Herbste dieses Jahres erschien im „Sammler" meine Erzählung „Johannisnacht." Sie fand bei den Lesern ungeteilten Beifall und erschien bald darauf im Verlag Krabbe in Stuttgart als Buch.*) Die Kritiken waren auch dieses Mal über alle Maßen gut.

Wie früher im bayerischen Walde, so wanderte ich jetzt in den Alpen und im Vorlande herum, Land und Leute studierend, um mir so die Gabe anzueignen, das Volksleben möglichst heimatsecht wiederzugeben. Um die Wendungen des Dialektes genau kennen zu lernen, setzte ich mich in irgend eine Wirtsstube, meistens an Sonntagen und notierte mir jedes auffällige Wort, jede Rede und Gegenrede, die mir von Interesse war, und der Sprachschatz des Landvolkes ist hierin ungemein reich. Wollte ich speziell etwas erfahren, so hütete ich mich wohl, direkt darnach zu fragen. Derlei erfährt man nur auf Umwegen. Merkt der Bauer, daß man sich für seine Rede interessiert, dann stockt plötzlich der Redefluß, der Faden reißt entzwei und läßt sich nicht wieder anknüpfen. Der Bauer will nicht „ausspioniert" sein. Und wenn auch manchmal einer die mißtrauische Bemerkung machte: „Was schreibt denn der Kampel alleweil?" so war er doch weit entfernt, die Wahrheit zu ahnen. Dann und wann war auch einer zu finden, der mir freiwillig „wirklich Erlebtes" erzählte oder

*) Die Johannisnacht bildet in der Gesamtausgabe bei Enßlin und Laiblin in Reutlingen den 12. Band. Das Buch erschien bis jetzt in 10000 Exemplaren.

an ihn gestellte Fragen ordnungsgemäß beantwortete. Sie waren aber in der Minderzahl.

Meistens wußte ich mehr, wenigstens von historischen und kulturhistorischen Begebenheiten, als die Bauern selbst, denn bevor ich mich in eine Gegend begab, welche der Schauplatz einer Erzählung werden sollte, studierte ich genau in dem Archive für vaterländische Geschichte, forschte nach Sagen und Märchen aus jener Gegend und grub aus der Vergessenheit vieles wieder aus. Damit überraschte dann ich die Leute, wenn ich ihnen Heimatkunde beibrachte. Auch suchte ich von den Herrn Pfarrern Einsicht in die sogenannten Saalbücher zu bekommen, welche sehr viel kulturellen Stoff enthalten. Und da ich mir das Landvolk ohne die es umgebende Landschaft nicht denken konnte, obwohl ich glaube, daß die Bewohner selbst wieder der Landschaft den ureigensten Reiz aufdrücken, so suchte ich diese mit der Feder zu zeichnen. Es reizte mich ungemein, in solchen Schilderungen gleichsam zu schwelgen, Morgen und Abend, Mondschein, Sturm und Frieden in der Natur in stimmungsvoller Weise möglichst malerisch zu beschreiben. Diese Erklärung gilt nicht nur für meine bisher verzeichneten Werke, sondern für alle, die ich im Verlaufe von mehr als 20 Jahren noch daranreihte.

Alle meine Geschichten spielen an genau bezeichneten Schauplätzen, und nicht alles in der Fabel ist Erfindung. Ich nahm, wenn möglich, immer eine wirkliche Begebenheit jener Gegend in meine Erzählung auf; überall findet sich ja brauchbarer Stoff, wie Goethe sagt:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben —
Und wo ihr's packt, da ist es interessant."

—⁂—

12. Das Jahr 1881.

Im Januar dieses Jahres erhielt ich vom „Allgemeinen Verein für deutsche Litteratur" in Berlin eine Einladung, für die soeben in der Ausgabe begriffene VI. Abteilung ein Buch zu liefern, welches das Leben und Treiben im bayerischen Oberlande zum Vorwurfe hat. Hermann von Schmid hatte ein solches Werk zu schreiben zugesagt, war aber vor kurzem gestorben und der Verlag brauchte dafür Ersatz, und zwar in kürzester Zeit. Aber woher schnell einen Stoff nehmen!

Meine Köchin war eine Schlierseerin, ich hörte sie mancherlei erzählen, namentlich über den „grausigen Leonhardsritt", der sich vor Jahren in einem Orte des Oberlandes zugetragen. So hatte ich den Titel für meine Erzählung, das andere fand sich von selbst. Titel und Schauplatz waren mir gegeben. Letzterer, das schöne Leizachthal, der Wendelstein, Schliersee, das waren mir längst bekannte Orte. Ich reiste aber doch noch eigens nach Bayerischzell und ließ mir dieses und jenes erzählen, besonders vom alten Post-Anderl, neben dem ich auf dem Postwagen von Schliersee aus Platz genommen und welchen meine Zigarren sehr gesprächig machten. Er plauderte auch vom Feldzuge 1870/71 und mancherlei Ereignissen während dieser Zeit im schönen Leizachthale. Und so entstand meine neue Arbeit „Der Leonhardsritt" und der Verlag (A. Hofmann)

drückte seine vollste Zufriedenheit darüber aus. Das Buch wurde illustriert und erschien alsbald für die Mitglieder des Vereins und später im Buchhandel. Die Kritiker „freuten sich über die frische und kernige Erzählung, die wie ein frischer Trunk Quellwasser auf die vorausgegangenen, meist trockenen Bände des Vereins wirkte." Man lobte „die meisterhafte Handhabung des Dialektes", die „getreue Schilderung der Charaktere," den „echten Humor" und die „unvergleichliche Naturschilderung", dann die „fesselnde Gestaltungskraft und das poetische Darstellungsvermögen," kurz, ich las über mich Eigenschaften, von denen ich bis jetzt selbst nichts wußte. Mein Schriftstellerruf war mit diesem Erfolge begründet.*)

Die übrigens sehr anstrengende, weil eilige Arbeit, hatte meine Nerven wieder sehr angegriffen. Ich fand es daher für geraten, gleich im Frühjahre mit meiner Familie nach Siegsdorf überzusiedeln, wo ich ein Häuschen gemietet hatte. Der Aufenthalt hier brachte mehrere meiner Volksgeschichten zur Entstehung, so das „Almstummerl", „Die Miesenbacher," „Die Knappenlisl vom Rauschenberg."

Bei Gründung der Spemannschen Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" lud mich Josef Kürschner ein, einen Beitrag für das erste Heft zu liefern. Ich hatte nichts vorrätig. Nur eine Humoreske „Der vergangene Auditor" konnte ich ihm schicken. Ich hatte sie bereits dem Papierkorbe zugedacht, weil sie sowohl die „Fliegenden Blätter",

*) Der Leonhardsritt bildet in 8.—13. Auflage den 1. Band der neuen, bei Enßlin & Laiblin in Reutlingen erscheinenden Gesamtausgabe meiner Werke und durfte derselbe dem Prinzregenten Luitpold von Bayern zugeeignet werden.

als auch die Franzsche Buchhandlung als „uninteressant und nicht humoristisch" abgelehnt hatten, so daß ich sie schließlich selbst für wertlos erachtete. Wie erstaunte ich daher, als Kürschner mir telegraphierte: „Auditor prächtig. Acceptiert." Und diese kleine Humoreske machte vielleicht meinen Namen bekannter, als manch langer Roman. Es ist eben das alte Lied, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Die Humoreske wurde auch vom k. k. Blindeninstitut in Wien in Blindenschrift übertragen und bildet z. B. in sämtlichen Blindeninstituten eine Lieblingslektüre dieser Armen. Auch in Stenographenschrift wurde sie übertragen, ebenso ins Englische und Französische.

Während des Sommers hatte ich durch Hartwig Peetz, der, selbst Schriftsteller, damals Rentbeamter in Traunstein war, viel Anregung zu litterarischem Schaffen. Der liebenswürdige Mann hatte mich, als er von meiner Anwesenheit in Siegsdorf hörte, selbst dort aufgesucht. Er machte mich auf einen schönen Stoff aufmerksam, nämlich den Streit zwischen Holzrechtlern und Forstärar im Miesenbachthale, wie die Umgebung von Ruhpolding an der Traun benannt wird. Bevor ich mich aber an die Verarbeitung dieses Stoffes machte, schrieb ich noch das „Almstummerl."

Ich ließ mich nunmehr auch in den „Allgemeinen deutschen Schriftstellerverband," dessen Vorstandschaft in Leipzig war, aufnehmen und beteiligte mich mit meiner Frau bei dem Schriftstellertag in Wien. Ich lernte da viele Koryphäen der Litteratur kennen und bemerkte mit großer Genugthuung, daß ich kein Fremdling mehr war. Man behandelte mich überall mit großer Auszeichnung.

Die Feste, welche uns die Stadt Wien und die Schriftstellervereinigung „Concordia“ gaben, die Ausflüge nach dem Kahlenberg und anderen Orten waren prächtig, und viele schöne Erinnerungen nahmen wir mit nach Hause. Auch mit Hans Hopfen war ich dort wieder zusammengetroffen.

Im Spätherbst verließen wir Siegsdorf und gingen vorerst nach München. Ich hatte vor, ganz nach Wien überzusiedeln. Mein Volksstück „Johannisnacht“ war am Ringtheater zur Aufführung angenommen und ich hoffte dort noch mehrere meiner Arbeiten unterzubringen. Direktor Jauner und der Walzerkönig Joh. Strauß ermunterten mich sehr. Da kam das Unglück des Ringtheaterbrandes und damit gab ich mein Vorhaben wieder auf.

Ich vollendete nun mein Kultur- und Lebensbild „Die Miesenbacher“. Dr. Cajus Möller, damals Chefredakteur der „Süddeutschen Presse“ brachte in seinen „Bayerischen Litteraturbildern“ einen Essay über mich, von dem ich auszugsweise einiges anführe, was der Vergleiche wegen interessant sein dürfte. Es heißt dort:

„Maximilian Schmidt ist nicht umsonst ein Sohn des bayerischen Waldes. Neben dem schwäbisch-bayerischen Ludwig Steub und dem halböſterreichischen Hermann von Schmid vertritt er das niederbayerische Element unserer heimischen Litteratur. Urwüchsige Kraft der Darstellung, rücksichtsloser Realismus und ein natürlicher, gerade auf das Ziel losgehender Gang der Erzählung zeichnen ihn vor allem aus. Bereits 1869 wurde der Dichter einer ausführlichen Besprechung in der Beilage des „A. Allg. Ztg.“ gewürdigt und auch im Norden erhoben sich Stimmen

zum Ausdrucke der Anerkennung seiner Thätigkeit. Mit großem Geschick benützte der Dichter jene Zeit der allgemeinen Pilgerfahrt nach dem am Fuße des Ettaler Mandls und des Kofels gelegenen „schwäbisch-bayerischen Olympia“, um die allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der in dem früheren Passionsjahre spielende Roman „Der Schutzgeist von Oberammergau“ erschien damals zuerst in einer Berliner Zeitung. War dies litterarische Geschicklichkeit, so bewies das Buch selbst, daß der Verfasser noch etwas mehr als diese einzusetzen hatte. Das wahrscheinlich etwa 1872 oder 1873 entstandene und für jene Gelegenheit umgearbeitete Buch zeigt die litterarische Kraft und Tüchtigkeit seines Autors auf ihrer vollen Höhe. Die Erfindung, ein schwacher Punkt bei den meisten deutschen Schriftstellern, ist reich, gesund und natürlich. ꝛc. — Noch höher steht die „Johannisnacht“, ein Bild aus der seereichen Gegend südlich des alten Würmbeckens mit Episoden von ergreifender Kraft und Schönheit. Es liegt eine epische Einfachheit und Größe in den Szenen, wie der Wilddieb für einen Mörder gehalten wird und seine Geliebte, die unfreiwillige Hochzeiterin eines andern, weinend auf ihn zustürzt, dann wie jener andere großmütig entsagt. Dieser letztere, ein reicher, aber schwächlicher, unliebenswürdiger, deshalb stets gehänselter und darüber tief verbitterter Bauernsohn ist mit psychologischer Meisterschaft geschaut und entworfen. Wie er betet und bittet, daß doch auch ihn auf der Welt jemand lieb haben möchte, ist tief empfunden. Später fühlt er sich dann in seinem Verzicht glücklich, als er sieht, daß auch ihn jemand in sein Herz geschlossen hat. Es ist im Grunde die alte von Aristophanes bis zu Schopenhauer mehr oder weniger humoristisch dargestellte Lehre,

daß „jeder Topf seinen Deckel“ findet, was Pessimisten für die Quintessenz der ganzen Weltgeschichte erklärt haben. Liebenswürdiger hat ein niederdeutscher Dichter diesen Gedanken durch den Satz ausgedrückt, daß auch das ärmste Herz nicht leer durch diese Welt geht. Aber die Darstellung des uralten Satzes an jener unliebenswürdigen, unschönen und doch so tief ergreifenden Figur ist dem Dichter vortrefflich gelungen. Maximilian Schmidt kennt das bayerische Landvolk nicht nur, er liebt es auch; darum vermag er es in dieser wahrheitsgetreuen Weise dichterisch darzustellen.

Es ist oben gesagt worden, daß Maximilian Schmidt bei vielen für den berufenen Erben seines im verwichenen Herbst dahingegangenen Namensgenossen, des Verfassers vom „Schwalberl“ und „Türken in München“ gilt. Dieser Vergleich trifft in manchen Punkten zu, aber nicht in allen. Der jüngere Dichter ist kräftiger, ursprünglicher und volkstümlicher. Eher dürfte er an den Schweizer Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf) erinnern, mit welchem er übrigens schon zur Zeit seines ersten Auftretens mehrfach verglichen ist. Es ist vor allem der natürliche, kräftige, gerade und schnelle Gang der Erzählung, der beide Dichter auszeichnet. Der im vorigen Jahre dahingegangene „bayerische Walter Scott“ war mehr Schriftsteller, unser Verfasser ist wie der Berner Landpfarrherr mehr Erzähler. Auch die Aehnlichkeit in der Wirkung dieser Erzählungen speziell auf das norddeutsche Publikum trifft zu. Jeremias Gotthelf war ohne Zweifel eines der ersten epischen Talente der gesamten deutschen Litteratur. Maximilian Schmidt hat im Unterschiede von mehreren anderen an dieser Stelle früher genannten bayerischen Schriftstellern ebenfalls eine

reiche epische Anlage; er ist ein Erzähler, wie wenige der deutschen Gegenwart ꝛc. ꝛc. Cajus Möller." —

Gegen Weihnachten zu lud mich Dr. Möller ein, zum Beginne des kommenden Jahres für sein Blatt eine Erzählung zu liefern. Ich sagte etwas voreilig zu, obwohl ich keine Arbeit vorrätig hatte und die neue Erzählung mehr in meinem Kopfe, als auf dem Papiere existierte. „Die Knappenlisl vom Rauschenberg" wurde angekündigt und zu Neujahr auch wirklich mit dem Drucke der bis jetzt fertigen Kapitel begonnen und ich hoffte, das Werk so schnell fertig zu stellen, daß „der Setzer" nicht in Verlegenheit kam. Aber das Unglück reitet schnell!

Plötzlich fühlte ich mich krank. Ich bekam die Diphterie in sehr gefährlicher Weise. Meine Frau war in größter Sorge um mein Leben. Ich dachte Tag und Nacht an die unvollendete „Knappenlisl", sie stahl sich in meine Fieberträume und ich sinnierte mich fast zu Tode. Während mir meine Frau Karbolwasser zum Gurgeln gab und mich dazu zwang, weil ich nicht wollte, schrieb ich im Bette sitzend mit Bleistift an der Fortsetzung der Novelle und obwohl noch krank, doch außer Lebensgefahr, beendete ich die Erzählung. Es war mir in der letzten Zeit nur mit äußerster Anstrengung möglich gewesen, mit dem Drucker gleichen Schritt zu halten. Oft wartete der Setzerlehrling vor der Thüre auf Manuskript, das ich erst diktieren mußte. Es war am 25. Februar, meinem fünfzigsten Geburtstage, als ich, erleichtert aufatmend, den letzten Federstrich that. Wie von einem schweren Alp befreit, feierte ich mein halbhundertjähriges Wiegenfest, das mir viele Gratulationen brachte, unter anderem auch eine Adresse des „Münchener Journalisten- und Schriftsteller-

vereins," gebunden in blauen Samt und gedruckt auf weiße Seide, von einer Deputation überreicht. Die Adresse hat folgenden Wortlaut:

„Hochgeehrter Herr! Der Münchener Journalisten-Klub feiert heute mit freudiger Anteilnahme das Freudenfest Ihres fünfzigjährigen Geburtsfestes mit, an welchem Sie zurücksehen auf ein halbes Jahrhundert voll eines allseitig anerkannten Schaffens, eines treulebendigen Schilderns unseres bayerischen Volkslebens und einer aus echter Vaterlandsliebe entsprossenen schriftstellerischen Fruchtbarkeit. Mit um so wärmeren Herzen wünschen wir Ihnen, hochverehrter Herr und Kollege, zu Ihrem gottgeschenkten Freudentage alles Glück, als wir in Ihnen einen wackeren altbayerischen Schriftsteller und einen treuen Sohn des schönen Bayerlandes verehren. Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr und Kollege, den innigen Ausdruck unserer ganz vorzüglichen Hochachtung, mit welcher stets in Ehren gedenken wird Euer Hochwohlgeboren ergebenster Journalisten-Klub gez. Chr. Ludhardt, Chefredakteur der Bayerischen Landeszeitung, 1. Präsident. Chr. Hoffmann, Herausgeber der Korrespondenz Hoffmann, 2. Präsident. Dr. Sigl, Vorstand-Stellvertreter. München, den 25. Februar 1882."

Diese Anerkennung in der Heimat hat mich selbstverständlich hocherfreut.

„Die „Knappenlisl", dieses wahrhafte Schmerzenskind, fand nicht nur in Deutschland, sondern auch in Amerika eine mir geradezu unbegreifliche begeisterte Aufnahme. Wie schon andere meiner Erzählungen in amerikanischen Blättern abgedruckt worden waren, so erschien jetzt auch die

Knappenlisl in der Staatszeitung zu St. Louis in Nordamerika. Da erhielt ich eines Tages einen Brief aus Dutchtown Cape Girardean County, Staate Missouri von einem Pastor Edward Werner, der mir in überschwenglicher Weise in seinem und im Namen seiner ganzen Gemeinde dankte für den „unbeschreiblichen Genuß," den ihnen die Lektüre der „Knappenlisl" bereitet. Er fragt an um das weitere Schicksal des wackeren Bergherrn und seiner mutigen Lisl und versichert, daß Tausende und Abertausende den Segen des Himmels über mich herabflehen und ihr Scherflein dazu beigetragen haben, mir ein höchst wertvolles Geschenk für den hohen, ihnen bereiteten Genuß zu machen rc.

Die Nachricht war nicht übel; das in Aussicht gestellte Geschenk traf aber nicht ein. Ich hatte dem Pastor meine Freude in einem Briefe darüber ausgedrückt, daß meine „Phantasiebilder" so lebendigen Eindruck jenseits des Ozeans gemacht. Damit hatte ich ihn und seine Gemeinde wohl aus der Illusion gerissen und zur Illusion wurde das „höchst wertvolle Geschenk", auf das ich noch heute warte.

Eine andere Ehrung wurde mir am 5. Februar 1882 zu teil. An diesem Tage wurde im Theater am Gärtnerplatz zum ersten Mal mein Volksstück „Johannisnacht" (später „Girgl und Waberl" betitelt) aufgeführt, welches die damalige Kritik zu den „poesievollsten und wirksamsten oberbayerischen Stücken" zählte. Oftmaliger Hervorruf wurde mir zu teil. Ich war indessen infolge meiner Krankheit noch so schwach, daß ich dem Hervorruf nur mühsam entsprechen konnte. Das Stück wurde oft hintereinander gegeben und ist noch heute ein Lieblingsstück der verschiedenen Gesellenvereine und Privattheater.

„Die Miesenbacher“ wurden in der „Augsburger Abendzeitung“ und im „Frankfurter Journal“ abgedruckt und erschienen dann in Buchausgabe als der 27. Band von Spemanns „deutscher Hand und Hausbibliothek“ und erfreuten sich gleichfalls allgemeinen Beifalls.*) Meine Moral in dieser Erzählung war: Die Wilddieb-Romantik ist Schwindel; dafür hat die Waldromantik ihre ganz reale, kulturhistorische und volkswirtschaftliche Unterlage. Jene wackeren Männer, die uns den Wald erhalten und vermehren, die in ihrem harten Kampfe für den Wald oft ihr Leben einsetzen müssen, sie sind die richtigen Vertreter der Waldromantik, nicht ihre Gegner, die Strolche; ihnen gebührt Ehre und Lob, ein nahrhafter Forstratsposten dem Förster im Alter, eine fesche Erbin in jüngeren Jahren und allweg Weidmanns Heil!

In diese Zeit fällt auch die Dichtung des Volksstückes „Im Austragstüberl“, in Gemeinschaft mit dem Schauspieler Hans Neuert verfaßt. Dieses Stück ist durch das Gärtnerplatztheater-Ensemble im In- und Auslande, selbst in Amerika, sehr bekannt geworden und auch jetzt noch überall auf dem Repertoire.

Ende Februar begab ich mich mit meiner Familie nach Salzburg, wo ich im sogenannten „Frauengruberhof“, Gemeinde Maxglan, eine sehr hübsche Wohnung gemietet hatte. Hier hoffte ich meine geschwächte Gesundheit zu kräftigen und neue Schaffenskraft zu erhalten.

---

*) Bei Spemann in 12000 Exemplaren, dann bei Seitz & Schauer in 3000 und demnächst bei Enßlin & Laiblin in Reutlingen in 5000 Exemplaren in der Gesamtausgabe.

13. Salzburger Früchte.

Das schöne Haus, dessen oberen Stock wir bewohnten, war ein früherer Edelsitz und bei seiner freien Lage zunächst des forellenreichen Glanflüßchens hatten wir eine durch nichts gehemmte, geradezu entzückende Aussicht. Namentlich erhaben war der Blick nach Süden und Westen zu Untersberg, Loferer Steinberge, Mülnerhorn, Ristfeichtjoch, die Falkensteiner Riesen, — sie alle standen ganz nahe um uns und gewährten namentlich bei Sonnenuntergang einen unbeschreiblich schönen Anblick. Nordwärts sahen wir nach der prächtigen Veste Hohensalzburg und ostwärts das Salzachthal mit den dahinter sich erhebenden bewaldeten Bergen und ferner liegenden Gebirgen.

Die herrliche Luft des rasch hereinbrechenden Frühlings bekam mir sehr gut und in glücklicher Stimmung begann ich neue Arbeit. Eine Menge von Stoff hatte sich in meinem Kopfe gesammelt und ich war lange unschlüssig, welchen ich zuerst bearbeiten sollte. Meine Heimat, der bayerische Wald, mahnte mich, seiner nicht ganz zu vergessen. Nun hatte ich ja längst den „Herrgottsmantel“ skizziert und seine Ausarbeitung beschlossen, aber „Der Georgithaler“, dessen Handlung am Chiemsee spielt, ließ mir auch keine Ruhe, und wenn ich letztere zuerst in Angriff nahm, so geschah es, weil Herr von Lipperheide, der Verleger der „Frauenzeitung“, mich um eine Erzählung

aus dem bayerischen Oberlande anging. So schrieb ich also den „Georgithaler", der in genanntem Blatte mit meinem Bilde und einem Essay über mich alsbald erschien.

Dem folgte „Der Herrgottsmantel" im Blatte „Vom Fels zum Meer" und als dritte Erzählung „Die Schwanjungfrau" in dem gleichen Blatte. Die Arbeit floß mir nur so von der Feder. Ich war oft bis über Mitternacht am Schreibtisch und zwar in Joppe und Stiefeln. Ich konnte nichts schreiben in Schlafrock und Hausschuhen. Auch hatte ich mir angewöhnt, Szenen, welche bei Nacht spielten, nur bei Nacht, Mondscheinszenen nur bei Mondschein zu schreiben. Ich kam auf diese Art immer in die gewünschte Stimmung. Ich machte dann auch herrliche Ausflüge nach allen Richtungen, so nach Reichenhall, Berchtesgaden, Ramsau und an den Königssee, in das Salzkammergut, nach Zell am See und fand außer diesen landschaftlichen Genüssen auch persönliche, hocherfreuliche Anregung.

So besuchten mich gleich in den ersten Wochen der Dialektdichter Graf Hugo Lamberg (früher Landeshauptmann) und Schriftsteller Märzrot und hatte ich besonders ersterem viele vergnügte Stunden zu danken. Märzrot kannte ich als Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" und als Dialektdichter längst dem Namen nach und fand in dem schon bejahrten Manne einen prächtigen Menschen, der manchmal selbst hungerte, um einem bedrängten Mitmenschen beistehen zu können. — Graf Lamberg war ein schöner Mann, voll der liebenswürdigsten Eigenschaften, gleich beliebt bei der Aristokratie, wie beim Volke. Er hatte schon mehrere Werke in salzburgischer Mundart geschrieben. Er trug mit Vorliebe die Salzburger Joppe und den Jägerhut,

war bei allen Volksfesten und ließ sich große Summen kosten zur Erhaltung dieses oder jenes Volksgebrauches. Er hatte einen unverwüstlichen Humor und einen schlagenden, nie verletzenden Witz. Wir verstanden uns sehr gut und es war sein lebhafter Wunsch, ich möchte über die Salzburger Gegend in gleicher Weise schreiben, wie über die bayerischen Lande. So nahm er mich überall mit hin, wo ich das Volk, seine Sitten und Gebräuche kennen lernen konnte, so ins Kaprunnerthal, wo er mir zu liebe die Perchten tanzen ließ, dann nach Strobl am St. Wolfgangsee u. a. Besonders die letztere Studienfahrt war unterhaltend.

Graf Lamberg, Herr von Welser, einer seiner Freunde, und ich fuhren an einem prächtigen Sonntagmorgen mit einem flotten Fuhrwerk von Salzburg ab. Die beiden Herren waren im Gebirgskostüm und in Kniehösln, ich trug ebenfalls die Joppe und einen grünen Hut. In heiterster Stimmung legten wir die Fahrt zurück bis Hof, wo, nachdem der steile Berg genommen, stets Station gemacht wurde. Hier hatten sich viele Personen angesammelt, welche mit dem Postwagen nach Ischl fahren wollten. Eine Frau aus Norddeutschland, welche hier übernachtet hatte, konnte im Postwagen keinen Platz mehr bekommen und war sehr unglücklich, mit ihren sechs Schachteln nicht weiterreisen zu können. Da ersuchte der Posthalter unsern Kutscher, die Frau bis Strobl aufsitzen zu lassen, von wo sie leichter eine Gelegenheit zur Weiterreise finden würde. Wir hörten, wie die Frau ganz indigniert meinte: „Ich kann doch nicht zu diesen Bauernkerln hinein!“ Der Posthalter wollte die Frau aufklären, aber auf ein Zeichen von Lamberg unterließ er es. Sie wollte sich dann herbeilassen,

auf dem Bock neben dem Kutscher Platz zu nehmen und auf dem leeren Sitz im Wagen ihre sämtlichen Schachteln unterzubringen, aber das paßte uns nicht. Da wir unsere Erlaubnis zu ihrer Mitfahrt gegeben und die Zeit drängte, wurde die Frau vom Posthalter einfach in den Wagen geschoben, wo Graf Lamberg der schon ältlichen Dame seinen Platz im Vordersitz rechts überließ und sich ihr gegenüber setzte. Als sie nun Lambergs nackte Kniee erblickte, stieß sie einen leisen Schrei der Entrüstung aus und ein zweiter Entrüstungsschrei folgte, als sie auch Welsers nackte Kniee sah. Mich musterte sie mit weniger Indignation, denn ich trug eine solide Tuchhose und schien als Aeltester einen guten Eindruck auf sie gemacht zu haben. Gleichwohl fand sie es für gut, die Blicke stets nach rechts in die Landschaft hinaus zu richten und uns „Bauernkerls" gänzlich zu ignorieren. Sie gab auch dem Grafen, der einige Worte an sie richtete, nur kurze, zurückhaltende Antworten.

Nun war auch sie für uns Luft und Lamberg begann wieder, wie vorher, seine Lieder zu singen, in die wir andern beiden einstimmten. Nach jeder Strophe folgte ein herrlicher Jodler, worin Lamberg ein Meister war.

Das schien unsern neuen Fahrgast schon milder zu stimmen. Die Jodler gefielen der Dame sichtlich und sie blickte trotz der nackten Kniee freundlich zu ihrem Gegenüber hin. Endlich sagte sie:

„Ich hätte gar nicht gedacht, daß Bauern so schön singen könnten. So etwas hört man bei uns in Norddeutschland nicht."

„Die Norddeutschen," entgegnete Lamberg lächelnd, „sollen nur fleißig zu uns herkommen; wir lernen ihnen dann auch unsere Gsangeln und Jodler." Und er jodelte

und juchzte, daß es eine Freude war, so daß die Frau sich jetzt ganz zu uns wandte, sichtlich entzückt über die Jodler und den Jodler.

Als später das Fuhrwerk etwas langsam einen Berg hinanfuhr, sagte sie zum Kutscher, sie möchte gleich jetzt das Fahrgeld bereinigen. Der Kutscher antwortete zurück: „Das ist dem Gnaden Herrn Grafen seine Sach — das Fuhrwerk hat er gemietet.“

„Dem Herrn Grafen?“ fragte die Frau erstaunt. „Was für einen Grafen?“

„Er sitzt Ihnen ja fiß a fiß,“ lautete die Antwort.

„Nicht möglich!“ rief die Dame, bald des Grafen Gesicht, bald seine Kniee fixierend. „Sie wären —?“

„Graf Lamberg,“ stellte sich dieser, seinen Hut ziehend vor. „Es freut mich, Ihnen gefällig sein zu können.“

Die überraschte Frau machte in der That einen förmlichen Hopser und sagte verwirrt: „Wie konnte ich das denken! Tragen denn hier die Adeligen auch — diesen Anzug?“

„Das ist unsere Landestracht, die wir alle hochhalten,“ entgegnete der Graf. „Selbst unser Kaiser macht keine Ausnahme, wenn er zu uns kommt. Ich stelle Ihnen hier meine Freunde vor: Hauptmann Schmidt — Herr von Welser.“

Sie nickte uns mit einer Liebenswürdigkeit zu, die rührend war und sagte: „Ich bin Frau St. aus Kolberg. Ich reise nach Ischl, um dort die Kur zu gebrauchen. Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Graf, daß Sie mich in Ihrem Wagen mitnehmen. In Strobl werde ich schon weitere Fahrgelegenheit finden.“

„Dafür lassen Sie nur mich sorgen," erbot sich der Graf.

Das Gespräch wurde nun allgemein. Die Dame erzählte von ihrer Heimat an der Ostsee und den guten Pfefferkuchen, die dort fabriziert werden, sie bat sogar, dem Herrn Grafen für seine Gefälligkeit eine Schachtel voll schicken zu dürfen, was dieser gerne acceptierte. Sie erfuhr aus unserem Gespräche, daß heute in Strobl, dem hübsch am östlichen Ufer des St. Wolfgangsees gelegenen Orte, eine Abendunterhaltung mit ländlichem Tanze stattfinde, welche durch Graf Lamberg arrangiert und es dort sehr lustig würde. Das reizte die Kolbergerin derart, daß sie ihre Weiterreise aufgab und den Abend in Strobl verblieb.

Es war gerade Mittagszeit, als wir dort ankamen. Der am See gelegene Wirtsgarten war überfüllt von — ländlicher Bevölkerung in prächtigster Tracht. So meinte unsere Reisebegleiterin. Aber sie wurde bald aufgeklärt, daß die in hiesige Tracht Gekleideten fast durchgehends Herren und Damen aus der Wiener Gesellschaft seien, unter welchen sich viele Aristokraten und sogar ein Minister befanden. Die Tracht der Damen bestand aus hellen, meist roten, gelbgeblümten Röcken, blauen Schürzen und roten, nach rückwärts gebundenen Kopftüchern. Die Herren trugen die grüne Steirer Joppe und den Jägerhut.

Lamberg ward sofort von mehreren der Anwesenden umringt und freundlichst begrüßt. Er stellte auch mich einigen derselben vor und dann hielten wir unser Mittagsmahl in fröhlicher Gesellschaft. So oft ich aber durch den Garten ging, fiel es mir auf, daß ich von allen Seiten ehrfurchtsvolle Grüße empfing. Lamberg, darum befragt,

klärte mir das Rätsel auf. Ich sehe, sagte er mir, dem Minister für Kultur und Ackerbau, der seit einigen Tagen am See weile, sprechend ähnlich und empfange wahrscheinlich für ihn die Komplimente.

Nachmittags führte uns Lamberg nach der reizenden Villa des Duc Bojano, eines vielfachen Millionärs. Dieser, ein noch junger Mann, hatte eine nahe Verwandte des Fürsten Hohenlohe zur Gemahlin. Er lud uns für den nächsten Tag zum Diner. Dann fuhren wir noch mit dem Dampfboot nach St. Wolfgang, wo wir uns ebenfalls ganz prächtig unterhielten.

Abends war ländlicher Ball. Die Bauernburschen und Mädchen von Strobl und Umgebung waren alle in Lambergs Auftrag zusammen getrommelt worden, dazu zwei Musikanten nach echter alter Salzburger Art, nämlich ein Geiger und ein Fleutelbläser. Diese schlugen fort und fort mit den Füßen den Takt und machten so einen sinnberauschenden Lärm. Die Tänze, welche aufgeführt wurden, interessierten mich ungemein; sie waren sehr originell und die Burschen sangen dazu Tanzlieder. Auch die Honoratioren beteiligten sich am Tanze und so sah ich bald den Grafen mit der Herzogin Bojano sich zwischen den singenden Bauernpaaren drehen. Nicht lange, so that ich auch mit — selbst die Kolbergerin drehte sich mit einem hübschen Burschen und versicherte mir, einen so vergnügten Abend hätte sie noch niemals erlebt.

Die Strapazen des Tages, das viele Sprechen und nun auch das Tanzen hatten übrigens meine Nerven derart erregt, daß ich schon um Mitternacht mich auf mein Zimmer zurückziehen mußte. Da, ich war gerade im Einschlafen, höre ich vor meiner Thüre einen herrlichen Ge-

sang. Gang und Stiege standen voll von Sängern und Sängerinnen und brachten mir, dem „Volksdichter" ein Ständchen. Sie sangen das Lied vom „himmelblauen See." Ich hörte dieses später so viel gesungene Lied hier zum ersten Male und ward davon so ergriffen, daß mir die Thränen über die Wangen floßen. Nach Beendigung des Liedes brachte man „dem gemütlichen Volksdichter" ein dreifaches „Hoch" aus, in das sich Juhus und Jodler mischten. An diesem Ständchen beteiligten sich auch die Herzogin Bojano und viele Wiener Damen. Lamberg hatte ihnen weiß Gott was alles Schmeichelhaftes über mich vorgesagt und mich so zum Helden des Tages gemacht.

Auch die Kolbergerin versicherte mir am nächsten Tage, sie hätte mitgesungen und auch „gejuchezt." Sie reiste dann mit einem ihr von dem Grafen besorgten Fuhrwerk ab, uns alle noch ihrer wärmsten Erinnerung versichernd. Es ist ja so leicht, daß sich Nord und Süd mit einander verstehen, es gehören nur die rechten Menschen dazu!

Das Diner bei Bojano war exquisit. Wir brachten diesen Tag auf seiner Besitzung zu und machten mit ihm im „Sechserzug" eine Spazierfahrt gegen Ischl. Am nächsten Tage fuhren wir unter dem Abschiedwinken aller Gäste mit dem Dampfer von Strobl ab. Ich stieg auf einer Zwischenstation aus, um auch den Mond- und Attersee kennen zu lernen. Graf Lamberg und Herr von Welser fuhren nach St. Gilgen weiter und dann mit Extrafuhrwerk nach Salzburg zurück.

Ich schwelgte in der Erinnerung der letzten Tage und in der Herrlichkeit, welche mich jetzt umgab, denn der Attersee gefiel mir ausnehmend gut. Nachdem ich im

Schlosse Kammer, das jetzt Hotel ist, übernachtet, fuhr ich mit der Bahn über Vöcklabruck nach Salzburg zurück.

Es war eine schöne Unterbrechung meiner Arbeit gewesen. Mit doppeltem Eifer machte ich mich wieder über sie, studierte die Werke, welche mir kulturelle Daten über Berchtesgaden brachten und womit ich im Museum zu Salzburg sehr reichlich bedient wurde. Aus Vierthalers „Reisen durch Salzburg und Berchtesgaden," dann aus dem Werke Koch Sternfelds schöpfte ich viel Interessantes, so über Weyerzisk, einen ländlichen Künstler in Berchtesgaden, den ich zum Helden meiner „Schwanjungfrau" machte und damit die Berchtesgadener auf diesen längst Vergessenen aufmerksam machte.

Als ich wieder einmal Berchtesgaden besuchte, lernte ich den berühmten Bibliographen, Regierungsrat Konstantin von Wurzbach kennen und hatte bei mehrfachem Verkehr Gelegenheit, das enorme Wissen dieses Mannes und seine riesige Arbeit kennen zu lernen. Er hatte bereits 16 oder 17 dicke Bände gedruckt zur Stelle und arbeitete jetzt am letzten Bande der Bibliographie, welche nur Oesterreicher enthielt.

In Salzburg verkehrte ich außerdem noch viel mit Silberstein und „Julius von der Traun", eigentlich Alexander Schindler, dem Besitzer von Leopoldskron. Wir tauschten manche unserer Werke. Bei so viel Anregung und Leben gebender Teilnahme ist es kein Wunder, daß ich in glücklichster Stimmung fortarbeitete und in verhältnismäßig kurzer Zeit drei meiner best anerkannten Erzählungen schrieb. Bereits hatte ich mir bei einem Besuche der Ramsau, der Kunterwegkapelle und dem Hintersee das Szenarium für eine vierte große Erzählung „Die Blinde von Kunterweg"

gemacht und wollte ich diese Arbeit in München, wohin wir uns Ende Oktober wieder begaben, fertig stellen. Hier erhielt ich eine Einladung der „Neuesten Nachrichten", eine Weihnachtserzählung zu liefern. Trotzdem ich verspürte, wie mein Hirn anfing, zu ermüden, machte ich mich über diese Arbeit, die ich „Die Macht des Christbaums" betitelte. Aber ich hatte kaum den letzten Federstrich gemacht, sank ich körperlich und geistig erschöpft zusammen. Die Ueberanstrengung in den letzten Monaten war zu riesig, sie rächte sich nun. Ich wurde gefährlich krank, sehr krank, und blieb es auch in das folgende Jahr 1883 hinüber.

14. Das Jahr 1883.

Meine erste Geistesfrucht in diesem Jahre war ein „Gedicht zu des Meisters Heimkehr", nämlich des in Venedig verstorbenen Richard Wagner, dessen Leiche nach Bayreuth überführt wurde und dabei am 17. Februar den Bahnhof in München passierte. Ich konnte leider gleich vielen Tausenden nicht Zeuge der Feier im Bahnhofe sein, dafür schickte ich mein mit Trauerrand versehenes, gedrucktes Poem zur Verteilung an Herrn Porges, den Bruder der Frau Cosima Wagner, und auch ein Exemplar an Seine Majestät den König, der mir noch an demselben Tage ein huldvoll gehaltenes Dankschreiben zusandte.

Ich fürchtete, in München meine Gesundheit nicht wieder zu erlangen und sehnte mich wieder nach Salzburg in den schön gelegenen Frauengruberhof. Mein liebenswürdiger Arzt, Generalarzt Bratsch, dem ich und meine Familie zu unendlichem Danke verpflichtet sind, hielt eine Luftveränderung für sehr angemessen und in recht herabgekommener Körperkonstitution reiste ich schon Ende Februar in das glückverheißende, schöne Salzburg. Dort lebte ich auch neu auf. Merkwürdigerweise sproßten dort schon Anfang März Anemonen und Leberblümchen in unserm Parke und mit ihnen kam neue Hoffnung in mein gedrücktes Gemüt. Aber bei meinen vorjährigen Freunden Märzroth und Lamberg waren auch mir schmerzliche Veränderungen eingetreten. Ersterer war mit Tod abgegangen und Graf

Lamberg sehr bedenklich erkrankt. Der im Vorjahre noch von Gesundheit und Manneskraft Strotzende ward von einem nervösen Leiden erfaßt, für das er Hilfe in einem Seebade erhoffte, aber nur kränker wieder kam. Er hatte zeitweise Wahnideen, die sich ganz unvermittelt einstellten und plötzlich im Gespräche zu Tage traten.

Familienbild vom Jahre 1883.

Ich selbst war allmählich wieder imstande, meine Erzählung „Die Blinde von Kunterweg" in Arbeit zu nehmen und ihrem Ende zuzuführen. Sie wurde zuerst in „Über Land und Meer" abgedruckt. Die Novelle fand allseitige Anerkennung und wurde als mein bis dahin bestes Werk genannt. Es trifft sich eigentümlich, daß mir in diesen Tagen, wo ich darüber schreibe, eine Postkarte aus Düsseldorf (14. 7. 01) zukommt mit folgendem Inhalt: „Herrn Schriftsteller Maximilian Schmidt, München. Geehrter Herr! Habe soeben Ihren Roman „Die Blinde von Kunterweg" gelesen und spreche Ihnen tiefsten Dank

für die Stunden wahrhaft religiöser Erhebung aus. Da braucht auch der unglücklichste Mensch den Mut nicht zu verlieren. Hochachtungsvoll Karl Lattkl, Fabrikarbeiter. Düsseldorf, Adlerstraße 85."

Auch die Erzählung „Der Georgithaler"*) ward in diesem Sommer im Vereine mit Hans Neuert dramatisiert und sollte dieses Volksstück gleich nach meiner Heimkehr nach München dort zum ersten Male gegeben werden. Ferner entstand auch die Erzählung „Der goldene Samstag."

Gegen den Herbst zu fühlte ich mich so wohl, daß ich mit meiner Familie einen Abstecher durch das Salzkammergut unternehmen konnte. Im November aber begaben wir uns nach München zurück.

Graf Lamberg geleitete uns zum Bahnhof. Er war sehr leidend — ich sollte ihn nicht wieder sehen. Er starb noch in demselben Winter. Im Mirabelgarten ist ihm ein Monument errichtet. Er war einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich je kennen gelernt und ich habe ihn herzlich und aufrichtig betrauert.

In München ging „Der Georgithaler" mit durchschlagendem Erfolge in Szene und ich dramatisierte in der Folge mit Neuert auch den „Leonhardsritt" unter dem Titel „Der Loder von Boarischzell", welches Stück ebenfalls mit Erfolg gegeben wurde. Beide Stücke werden noch heute allerorten gerne gespielt.

---

*) „Die Blinde von Kunterweg" bildet jetzt den 7. Band der gesammelten Werke bei Enßlin & Laiblin in Reutlingen, „Der Georgithaler" bildet den 18. Band in der Gesamtausgabe.

15. Das Jahr 1884.

Dieses Jahr war wiederum in litterarischer Beziehung sehr fruchtbar. „Der Loder von Boarisch Zell" eröffnete den Reigen und sämtliche Kritiken stimmten im Lobe überein. Herr Hofpaur spielte den „Peterl" zum Entzücken.

Verleger Callwey wendete sich an mich, um meine bisherigen und zukünftigen Werke in einer Gesamtausgabe erscheinen zu lassen. Den 1. Band bildete „Die Schwanjungfrau" und das „Almstummerl." Seine Majestät König Ludwig II. hatte die Gnade, die Widmung dieser Gesamtauflage zu genehmigen und schrieb Professor Josef Kürschner eine Einleitung hiezu. Die Allgemeine Zeitung schließt ihre Kritik über diesen Band mit den Worten: „Nach diesem Beginne darf man der Fortsetzung der „Gesammelten Werke" Maximilian Schmidts mit gerechtfertigter Spannung entgegensehen. Den vorliegenden Band aber mit seinen beiden taufrischen, herzerquickenden Erzählungen empfehlen wir allen Freunden des gesunden Volkshumors, des herrlichen Bayerlandes auf das beste. (Alfred von Mensi.)

Gegen den Sommer zu erschienen meine Dialektgedichte „Altboarisch," die sich gleichfalls überall günstiger Beurteilung erfreuten.

Jetzt glaubte ich die Zeit für gekommen, daß ich mich auch den „Münchener Dichtern" ohne „Erröten auf den

Wangen“ vorstellig machen könnte und ich wählte zu diesem Behufe die Uebersendung eines Buches, denen ich einige Zeilen mit der Bitte um freundliche Aufnahme beifügte; aber meine Aufmerksamkeit wurde nicht immer freundlich erwidert. Man sah auf mich, als einen „Volksdichter“ sehr von oben herab und war es namentlich der Dialekt, der anstößig erschien. Man behandelte mich wie einen Anfänger, der erst lernen müsse. Nur Franz von Kobell schickte mir folgende Zeilen:

„Geehrter Herr! Ich danke für Ihren freundlichen Brief und für das übersendete Buch. Ich habe Ihre schönen Arbeiten über den bayerischen Wald mit Vergnügen gelesen und freue mich, daß Sie nun Ihre Aufmerksamkeit auch den Alpen zuwenden und daß ich einiges beitragen konnte, Sie dafür zu interessieren. Ihre ungekünstelte Art, zu beschreiben und mit echten Farben zu malen, hat für mich etwas Anheimelndes und versetzt mich lebhaft in die Gebirgswelt, wo ich so viele Freuden genossen habe. Ich wünsche Ihnen alles Glück zu Ihren Fahrten! Ihr ergebenster Kobell.“

Ich dankte ihm dadurch, daß ich die Anregung gab, dem Volksdichter ein Denkmal zu setzen, welches später in den Gasteiganlagen auch seinen Platz fand.

Mit pietätvoller Verehrung und Dankbarkeit muß ich aber auch des Hofrats und Professors Dr. Ernst Förster, des Schwiegersohnes Jean Pauls gedenken, der mich schon während meiner vorjährigen Krankheit öfters besuchte und mir aufs liebenswürdigste seine Dienste in jeder Weise anbot. Er hatte alle meine Werke gelesen und ich hatte alle Ursache, mich seines Urteils in hohem Grade zu erfreuen. Julius Grosse hatte mir aus Weimar in herzlichen und

anerkennenden Worten gedankt und nicht minder Dr. Sepp und Hartwig Peẞ, denen ich in der Folge manch anregenden Stoff verdankte. Wenn ich noch Hermann Lingg und Martin Greif nenne, so sind die Namen erschöpft, deren Träger mich als ebenbürtig anerkannten. Im übrigen arbeitete ich unbeirrt frisch weiter und sowohl König Ludwig II., wie der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar brachten meinen Arbeiten fortgesetzt großes Interesse entgegen.

Die freundlichste Anregung aber gab mir stets meine liebe Frau, die immer darauf hielt, in meinem Humor nicht zu derb zu werden, dann meine Jugendfreundinnen Flavie von Püttner, Ida und Emma Kunstmann, und Mina Macco, (verehelichte Notar Ueberſezig), die mit höchstem Interesse meinen Arbeiten folgten und mir aufrichtig die Eindrücke mitteilten, welche die Lektüre auf sie machte. Da überdies jede Erzählung, bevor sie in Druck gegeben wurde, am Familientische zur Vorlesung kam, war es überhaupt ausgeschlossen, Profanes zu schreiben und konnten somit meine Erzählungen in jeder Familie gelesen werden.

„Die wilde Braut," der „Tranklsimmet", „Der Scherzlgeiger" und mein Lieblingskind, „Die Fischerrosl von St. Heinrich", waren die weiteren Früchte dieses Jahres. Die letztgenannte Erzählung entstand auf Anregung von seiten König Ludwig II. Ich war damals mit meiner Familie zum Landaufenthalt in Ambach am Starnbergersee und hatte dem König im Schlosse Berg durch den Kabinetssekretär von Schneider ein neues Buch unterbreiten lassen. Letzterer teilte mir nun mit, der Allerhöchste Herr habe sich geäußert, es würde Ihn sehr freuen,

wenn ich einmal eine meiner Erzählungen an dem schönen Starnbergersee spielen ließe.

Es war dies längst meine Absicht gewesen, aber die Genauigkeit, mit welcher meine Leser teilweise meine Arbeiten verfolgten, hatte mich bis jetzt abgehalten, den Schauplatz so nahe der Residenzstadt zu wählen. Ich hatte in dieser Beziehung schon sonderbare Erfahrungen gemacht. So schrieb einmal solch ein Enttäuschter, der mein Buch „Der Leonhardsritt“ als eine Art Reisehandbuch behandelte, an meinen Verleger nach Berlin, er, der Einsender, hätte sich überzeugt, daß die ganze Geschichte nur „Schwindel“ sei, und ein anderer, ein höherer Beamter, äußerte sich gelegentlich meiner „Miesenbacher“ sehr abfällig über mich. Er sei zu jener Kapelle gegangen, in welcher Moni, die Heldin der Erzählung, hinter der eisernen Gitterthüre eingeschlossen gewesen und habe da die Entdeckung gemacht, daß an der Kapelle niemals eine Thüre gewesen, niemals eine solche dort sein konnte. Er war ganz empört über diese Thatsache. Von einer poetischen Lizenz schien der Mann keine Idee zu haben.

Nun aber, da Seine Majestät es wünschten, machte ich mich sofort an die Arbeit. Wenige Tage später konnte ich Herrn von Schneider berichten, daß die neue Erzählung „Die Fischerrosl von St. Heinrich“ betitelt würde und bereits ein paar Kapitel fertig seien.

Seine Majestät, davon in Kenntnis gesetzt, wünschten nun sofort diese ersten Kapitel zu lesen. Meine Frau schrieb sie säuberlich ab und ich schickte sie nach Schloß Berg. Der König war von diesem Anfange so befriedigt, daß er mich um die Fortsetzung ersuchen ließ und so ging es von Kapitel zu Kapitel, meine Frau schrieb sich fast die

Finger wund und als die Arbeit vollendet, ließ mir der König „für die genußreichen Stunden“ danken, die Ihm „diese Lektüre bereitet“ und wünschte die Erzählung nun auch in Buchform so rasch als möglich zu besitzen. Vierzehn Tage später konnte ich auch das gedruckte Buch dem Monarchen unterbreiten. Er bestellte sofort 100 Exemplare, welche er an seine Umgebung verteilte und eines davon auch Ihrer Majestät der Königin Mutter übergab, Höchstwelche mir Ihre Anerkennung darüber aussprach und mir eine wertvolle Busennadel übersandte. Der König aber ernannte mich zu meiner nicht geringen Ueberraschung an seinem Geburts- und Namensfest (25. August 1884) zum königlichen Hofrat.

Exzellenz Minister von Riedel, der ebenfalls in Ambach zur Sommerfrische weilte, war der erste, der mir von dieser Auszeichnung Mitteilung machte.

Mein hoher Gönner, der Großherzog von Weimar, dem ich ebenfalls ein Exemplar der „Fischerrosl“ unterbreitete, schrieb mir eigenhändig:

„Die anerkennenswerte und künstlerische Absicht, welche Sie, mein werter Herr Hofrat Schmidt, bei der Verfassung Ihrer „Fischerrosl von St. Heinrich“ leitete, spricht so überzeugend aus den Worten, mit welchen Sie die Zusendung dieses Ihres neuesten Werkes begleiten, daß demselben mein aufrichtiges Interesse schon dadurch allein gesichert wäre, selbst wenn Ich nicht aus früheren Mitteilungen wüßte, wie sehr Ihre volkstümlichen Schriften geeignet sind, Herz und Gemüt des Volkes in veredelnder Weise anzuregen. Diese Worte mögen Ihnen beweisen, wie gerne Ich Ihre Aufmerksamkeit mit Dank entgegennehme. Ihr Ihnen wohlgeneigter Karl Alexander.“

Karl von Piloty, der damals gleichfalls in Ambach weilte, wo er eine Villa besaß, sagte mir einmal: „Sie sind ein Maler mit der Feder!“

Die Fischerrosl erschien auch in Feuilleton der „Neuesten Nachrichten“ zu München und in der „Post“ zu Berlin.

Im Dezember dieses Jahres wurden dann auch noch die nach der Erzählung dramatisch bearbeiteten „Miesenbacher“ im Gärtnertheater mit starkem Erfolge mehrmals aufgeführt, dann aber infolge von Intriguen wieder vom Repertoire abgesetzt, denn allmählich thaten sich Widersacher hervor, die mir meine Erfolge mißgönnten und nach ihrer Weise sich bemühten, mir Abbruch zu thun, so viel sie es vermochten. Die zahlreichen Kritiken, darunter auch jene des französischen „Le Livre“ waren so übereinstimmend günstig, daß mir die kleinlichen Nörgeleien keinen Schaden brachten. So war dieses Jahr 1884 für mich ein an Ehren reiches gewesen.

16. Die Jahre 1885 und 1886.

In diesen Jahren entstanden „Die Pfingstlbraut," „Der Zuggeist," „Der Erbe von Pollingsried" und „Im Wetterstein".

Im „Zuggeist" behandelte ich die erste Besteigung der Zugspitze durch Leutnant Jos. Naus im Jahre 1820, dem nachmaligen General im bayerischen Generalstabe und verflocht damit eine Beschreibung des herrlichen Badersees, der bis dahin gänzlich unbekannt gewesen.

Zu dem Motive „Der Zuggeist" kam ich auf folgende Art. General von Naus war, wie schon früher bemerkt, ein Jugendfreund meines Vaters. Beide machten als Offiziere die Befreiungskriege mit und als treue Kriegskameraden besuchten sie sich noch als Pensionisten sehr häufig. Sie tauschten gerne ihre Jugenderinnerungen und Naus erzählte da auch manches von seinem Bravourstücke, der ersten Zugspitzbesteigung. Er ließ mich auf meine Bitte hin auch Einsicht in sein damaliges Tagebuch nehmen. Als ich dann 1885 die vortreffliche Broschüre des Münchener Alpinisten Max Krieger las, dann die ausführlichen Berichte des Oberförsters Oberst in Aibling, welcher als Forstgehilfe im Jahre 1834 als vierter die Zugspitze bestiegen, nachdem als zweiter im Jahre 1823 Simon Resch und als dritter Joh. Barth von jener Hochwarte Ausschau

gehalten, da faßte ich den Entschluß, diese erste Großthat, welche an Gefahren aller Art so reich gewesen, meinen Lesern zu erzählen.

Im September machte ich mit meiner Familie eine Reise nach Kärnten, Triest und Venedig und ging im Spätherbst nach Berlin zum Tage des deutschen Schriftstellerverbandes. Dort begann für mich eine neue Thätigkeit zu Gunsten dieses Verbandes. Es hatte sich nämlich noch ein „süddeutscher Schriftstellerverein" gebildet, zu dem viele Mitglieder unseres Verbandes übergetreten waren. Ich plaidierte nun für die Vereinigung beider Verbände. Mein Antrag, behufs einer Fusion Delegierte beider Vereine zu einer Beratung abzuordnen, wurde einstimmig angenommen und neben Klar, Heiberg, Keil und Genast auch ich als Delegierter erwählt. Von seiten des andern Vereins waren Schweichel, Ziemsen und zwei andere Herren berufen und Weimar im Mai nächsten Jahres als Zusammenkunftsort bestimmt. Während des Winters wurden die Präliminarien hin und her gewechselt.

Zu dieser Zeit schrieb ich auf Einladung der „Wiener Allgemeinen Zeitung" die Erzählung „Der Musikant von Tegernsee."

Der Verlag meiner Schriften ging von Callwey auf J. G. Liebeskind in Leipzig über, da ersterer die Belletristik aufgab und sich nur mehr auf Kunstjournale beschränkte.

Im Frühjahr erhielt ich von König Karl von Rumänien die große goldene Medaille Bene Merenti und am 2. März aus dem königlichen Kabinet zu München folgendes Schreiben: „Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich ergebenst mitzuteilen, daß ich nicht verfehlt habe,

Seiner Majestät dem König die von Ihnen eingesendete Erzählung „Der Zuggeist“*) in Vorlage zu bringen. Se. Majestät hat auch von diesem anziehenden Lebensbilde aus dem bayerischen Hochlande mit großem Interesse Kenntnis genommen und mich beauftragt, Euer Hochwohlgeboren für die genußreichen Stunden, welche Allerhöchstdemselben durch die Lektüre dieser neuesten Schöpfung Ihrer volkstümlichen Muse bereitet wurde, den huldvollsten Allerhöchsten Dank auszusprechen. Empfangen Sie 2c. gez. von Schneider.“

Es waren dies die letzten Zeilen, die mir der König huldvollst übermitteln ließ.

Ende April reiste ich zu der Delegiertenversammlung nach Weimar. Es sind mir unvergeßliche Stunden, die ich dort im Kreise liebenswürdiger Kollegen erlebte. Ich besuchte an dem denkwürdigen Orte selbstverständlich zuerst die Fürstengruft und weilte an den Särgen der großen Geistesheroen Goethe und Schiller, dann war ich im Schiller- und Goethehause. Dr. Robert Keil zeigte mir sein Museum, welches eine Menge Schätze barg, besonders Handschriften von Goethe und Schiller. Dr. Keil war ein naher Verwandter von Goethes Privatsekretär Rat Dr. Theodor Kräuter.

Zu gleicher Zeit tagte die Goethegesellschaft in Weimar und wurden wir Delegierte zu den Festlichkeiten derselben eingeladen. Ich lernte dabei viele bedeutende Persönlich-

---

*) Der Zuggeist bildet, nachdem er bereits in mehreren tausend Exemplaren erschien, den 10. Band in Enßlin & Laiblins Gesamtausgabe.

keiten der Goethegesellschaft kennen, ebenso den Intendanten des Hoftheaters, Baron Loen, der mich für den andern Tag zum Dejeuner lud. An diesem Tage hatte ich auch die Ehre, von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Karl Alexander in Audienz empfangen zu werden. Der leutselige alte Herr empfing mich äußerst gnädig und lud mich, nachdem er sich gesetzt, ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Er sprach über Volksdichtung und drückte den Wunsch aus, daß ich auch über sein Land ähnliche Kulturbilder schreiben möchte, und lud mich ein, auf der Wartburg sein Gast zu sein. Die Audienz dauerte über eine halbe Stunde und mit dem Wunsche, mich noch öfter in Weimar zu sehen, entließ er mich.

Mit vielen unvergeßlichen Eindrücken verließ ich Weimar, und fuhr nach Eisenach. Es war der erste Mai. Ein wundervoller Tag! Freudig stieg ich den Berg zur Wartburg empor. Ich wurde dort vom Kommandanten Herrn Oberstleutnant von Arnswald, bereits erwartet. Er machte meinen Führer durch die geweihten Räume der Sängerburg. Es war mir recht feierlich zu Mut, als ich die Halle durchschritt, in welcher Moritz von Schwinds Fresken die Legende der heiligen Elisabeth zeigen, die ich aus den Entwürfen alle schon kannte und jetzt in kunstvoller Ausführung bewunderte.

Der Sängersaal interessierte mich selbstverständlich am meisten; wir Münchener kennen ihn ja schon aus einer sehr ähnlichen Dekoration im Tannhäuser. Als ich zum Fenster trat, um einen Blick in das herrliche Thal hinab zu thun, bot sich mir ein hübsches Naturspiel. Ueber dem Schlosse zog eine dunkle Wolke hin, von welcher große Schneeflocken niederfielen, die, von der hoch am Himmel

stehenden Sonne magisch beleuchtet, in wunderbaren Farben glitzerten. Ringsum stand alles in herrlichstem Blütenschmuck, mit welchem sich die Schneeflocken vermengten. Es währte nur wenige Minuten, dann lachte der blaue Himmel wieder zum Fenster herein. Auch in Luthers Schreibstube wurde ich geführt, wo der Lehnstuhl und der Tisch mit dem historisch bekannten Tintenfasse als echt bezeichnet werden. Am Schlusse unseres Rundganges ward ich zum Diner gebeten. Ich trank mit gutem Champagner auf das Wohl Seiner Königlichen Hoheit und auf das der Familie des liebenswürdigen Kommandanten. Dieser wollte mich durchaus bewegen, einige Tage auf der Burg zu bleiben, aber ich konnte an meinem Reiseprogramm nichts ändern. Mit aufrichtigem Danke verabschiedete ich mich.

Von Eisenach aus schrieb ich Grüße an meine Lieben zu Hause, dann auch an meine treuen Hofer Freundinnen, Flavie von Püttner und Emma Kunstmann, welche jetzt als verwitwete Frau Waldherr in Schwabach lebte. An Ida, ihre Schwester, konnte ich nicht mehr schreiben, sie hatte das Zeitliche gesegnet; ich gedachte ihrer jedoch mit Wärme. Meiner Freundin Emma aber versprach ich, sie auf der Rückreise — ich nannte ihr Tag und Stunde — in Schwabach zu besuchen, um sie nach langer, langer Zeit wieder zu begrüßen.

Dann reiste ich über Hannover, wo ich Frau Baronin Knigge (Sophie Stehle) besuchte, nach Osnabrück, wo ich in der Familie Helene Pichlers, der bekannten Seegeschichten-Verfasserin, gastliche Aufnahme fand. Gern wäre ich von hier aus dem Meere zu oder hätte einen Ausflug nach dem nahen Teutoburger Wald gemacht, aber eine Ausschuß-

sitzung beider Schriftstellervereine rief mich nach Berlin, wo ich zu bestimmter Zeit einzutreffen hatte. Und außerdem gab der Verein der Bayern dortselbst mir zu Ehren einen Festkommers. Ich kam ohnedies erst eine Stunde vor Beginn der Feier in Berlin an und wurde dort bereits in meinem Absteigequartier von einer Deputation begrüßt, so daß ich mich nur eiligst von dem Staube reinigen konnte, den die Lüneburger Heide so üppig auf die Reisenden ausschüttet.

Der Bayernverein und die Gesellschaft „Quickborn“ hatten sich zusammengethan, um mir diese Ehrung zu bereiten. Der große Saal, in welchem der Kommers stattfand, war überfüllt von Gästen, unter denen auch mehrere Offiziere und hohe Beamte waren. Mein im Saale aufgehängtes Bild war mit einem Lorbeerkranz umgeben, mit einem flotten Marsche ward ich von der Musik begrüßt. Plattdeutsche Gesänge wechselten mit anderen Liedern, wobei auch das von Podbertsky auf meinen Text komponierte „Mein Bayernland“ zum Vortrage kam. Natürlich wurde viel toastet und es war für mich ein feierlicher Moment, als mir ein künstlerisch verfertigtes, großes Diplom überreicht wurde, das mich zum Ehrenmitglied des Vereins ernannte, nebst einem riesigen Lorbeerkranze. Es war sehr, sehr früh, als ich die Heimfahrt ins Hotel vornahm.

Die oben erwähnte Ausschußsitzung gelangte zu einem glücklichen Resultate, wozu ich, ich darf es wohl sagen, sehr viel beigetragen habe. Ich lernte hiebei den liebenswürdigen Humoristen Oskar Justinus (Cohn) kennen. Als ich abreiste, geleitete mich Heiberg zur Bahn. Dortselbst hatten sich zu meiner größten Ueberraschung sämtliche Mitglieder des Bayernvereins und des „Quickborn“ eingefunden, um

mir Lebewohl zu sagen. Unter Hochrufen fuhr ich „wie ein König" von dannen.

Es war alles sehr schön gewesen. Aber jetzt warf ich mich, erschöpft von alledem, in eine Ecke des Koupes, schloß die Augen und schlief bis Leipzig ununterbrochen fort. In Hof nahm ich Nachtquartier. Es war nach etwa 30 Jahren zum ersten Male wieder, daß ich diesen Ort betrat, an den sich so viele Jugenderinnerungen knüpfen.

Meine Freundin Flavie von Püttner lebte jetzt in Bayreuth und als ich am andern Tage die Stadt Hof durchschritt, sah ich aber auch nicht ein einziges bekanntes Gesicht. Fragte ich nach diesem oder jenem, so hieß es: gestorben. Also suchte ich meine Bekannten im Friedhofe auf. Dorthin zog es mich ohnedem, da ich nicht in Hof weilen wollte, ohne das Grab meiner Jugendliebe, Marie Kunstmann, besucht zu haben. Ich verschaffte mir einen duftigen Blumenstrauß und begab mich damit zum Gottesacker.

Die Gruft, in welcher die Entschlafene seit mehr als 38 Jahren ruhte, fand ich sofort. Sie war mit einem etwas defekten Gitter verschlossen. Ich hatte Mühe, den Blumenstrauß hineinzuwerfen. Da ereignete sich etwas ganz Seltsames. Die über der Gruft sich befindende Bretterthüre hatte in der Mitte ein rundes, etwa einen halben Fuß im Durchmesser haltendes Luftloch, das mit einem Deckel verschlossen war. Mein Blumenstrauß flog nun zufällig so hinein, daß sich der Deckel verschob, die Oeffnung frei wurde und der Strauß, wie von unsichtbaren Händen erfaßt, in das Innere der Gruft, vielleicht gerade auf den Sarg der Jugendfreundin hinabfiel. — Es war ein ganz natürlicher Vorfall, doch berührte es mich immer=

hin eigentümlich. Ich hielt es für den Lohn treuer Freundschaft, mit der ich stets des lieblichen Mädchens gedachte, dem ich einst in Blankenberg in die wundervollen Augen geblickt und das mein jugendliches Herz begeisterte. Ich dachte — doch genug davon. Ich mußte den ganzen Tag darüber nachsinnen, und hielt es fürs beste, anstatt, wie ich vor hatte, noch einen Tag hier zu bleiben, gleich nachmittags nach Nürnberg und Schwabach weiter zu reisen, wo ich um Mitternacht ankam und in dem ersten Gasthofe abstieg. Am andern Morgen ließ ich mich dann zur Wohnung von Marias Schwester, Frau Emma Waldherr führen, bei der ich zwar erst für den nächsten Tag angemeldet war, die ich aber nun mit meinem Besuche überraschen wollte.

Und ob ich sie überraschte! Schon als ich, am Hause angekommen, eine Art von Scheuerfrau fragte, wo hier Frau Waldherr wohne, fragte sie dagegen: „See wern wohl nicht schon der berühmte Besuch seen? No', so was! Oben im ersten Stock wohnt see!"

Der Frau für die Auskunft dankend, stieg ich die Treppe empor. Die Thüre zur Wohnung stand offen. Eine in einen alten Shawl eingehüllte Frau in greulichem Anzug kehrte Spinnweben von den Wänden. Bei meinen Worten: „Kann ich Frau Waldherr sprechen?" stieß sie einen Schrei aus, warf den Besen weg und verschwand in der nächsten Thüre. Es war Emma.

„Bitte, treten Sie doch in das Zimmer!" rief sie mir durch die Thürspalte zu, die sie schnell wieder schloß. „Ich komme gleich — fürs erste Willkommen! — tausendmal!"

Ich that, wie mir befohlen und trat in den Salon. Da war alles zu oberst und unterst, die Stühle standen

auf dem Tische, der Boden war noch feucht vom Putzen, die Vorhänge von den Fenstern genommen, kurz, es war ein richtiges „Reinemachen“, das da vorgenommen worden und das alles mir zu Ehren. Ich mußte herzlich lachen und lachte auch, als jetzt Emma in schnell geordnetem Hausanzug ins Zimmer trat und mir beide Hände zum Willkomm reichte.

„Um einen Tag zu früh!“ sagte sie; „aber nein, nicht zu früh. Uebersehen Sie, was Sie da sehen. Wir wollten Sie recht würdig empfangen, und nun!“

Nachdem wir uns gegenseitig herzlich gefreut, uns nach so langer Zeit wieder zu sehen, schlug sie mir vor, mich zu ihren Töchtern zu führen, welche dem Kindergarten vorstanden. Inzwischen, meinte sie, würde die Wohnung in stand gesetzt. So geschah es auch. Ich verbrachte den Tag bei der liebenswürdigen Familie.

Es gab ja so viel zu erzählen, zu erinnern.

Nach einem herzlichen Abschied am Bahnhof, wohin mir die Damen das Geleite gaben, fuhr ich am Abend mit dem Schnellzug nach München. Es war eine meiner denkwürdigsten Reisen gewesen, voll freudiger und gemütvoller Eindrücke.

In Berliner Blättern stand in den nächsten Tagen folgendes:

„Ein Maximilian Schmidt-Kommers in Berlin. Der Verein der Bayern in Berlin hatte für sein Ehrenmitglied Hofrat Maximilian Schmidt aus München, der in Betrieb einer auch glücklich erreichten Einigung der deutschen Schriftstellerwelt nach Berlin gekommen war, am Samstag einen Kommers veranstaltet. Diese Feier gestaltete sich über die Persönlichkeit des Gastes hinaus — gewiß zu

dessen allergrößter Freude — zu einer Kundgebung von wahrhaft nationalem Geiste und allgemeiner Bedeutung, denn zu den Bayern, die zahlreich zur Stelle waren, gesellten sich fast ebenso zahlreich die Mitglieder des plattdeutschen Vereins „Quickborn“ und so saßen in dichtbesetzter Tafelrunde die Männer „von der Alpenwand“ neben denen „von de Waterkant“ und tauschten Wort und Lied in ihrem heimatlichen Idiom. Die Lieder Stielers, Schmidts und Fellers erschollen neben denen von Reuter und Groth, wie zur Befestigung der zwischen beiden Vereinen seit längerer Zeit bestehenden Freundschaft. Den Gipfel erreichte der Jubel aber, als der Vorsitzende des „Quickborn“ ein Hoch auf „unsern“ König Ludwig ausbrachte, denn, führte der Redner aus, seit 1870 gehöre König Ludwig nicht mehr Bayern allein, sondern dem gesamten deutschen Volke. Wie aber in der Stunde der Gefahr bei ihnen am Strande der See alle Mann zur Rettung herbeieilen und dann der ermunternde Zuruf erschalle: „Jungs, holt fast!“ so rufe er heute dem bayerischen Volke zu: „Jungs, holt fast!“ Diese Worte erregten einen wahren Beifallssturm, der in ein brausendes Hoch auf König Ludwig ausklang. Ein herrliches Fest, dessen Bedeutung durch die dauernde Vereinigung der in Rede stehenden Vereine — Bayern und Niederdeutsche — gerade in der Hauptstadt Berlin noch erhöht wird.“ — —

Mit meiner Familie bezog ich noch während des Maimonats Sommerfrische in Bernried am Starnbergersee, wo wir schon voriges Jahr weilten. Ich machte mich daran, die letzte Feile an ein Festspiel zu legen, welches die Direktion des Theaters am Gärtnerplatz für die Centenarfeier König Ludwig I. am 25. August von mir bestellt. Ich

hatte es unter dem Titel „König Ludwig I. Walhallafahrt" in gebundener Form abgefaßt, doch sollte die großartig geplante und vorbereitete Feier in diesem Jahre nicht stattfinden, denn nicht ein Freuden-, sondern ein Trauerfest der schmerzlichsten Art sollte in allernächster Zeit München und das ganze Bayernvolk zu durchleben haben. Ein furchtbares Ereignis kam wie ein jäher Blitzstrahl über das Land und zitterte nach in der ganzen Welt. — —

„Jungs, holt fast!" Dieser Ruf klang mir noch lange nach, als plötzlich und doch wieder längst erwartet, das Ereignis hereinbrach, welches das bayerische Volk mit Schmerz und Trauer erfüllte. Die Krankheit des Königs hatte zeitweise einen Charakter angenommen, der zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß gab. Die zur Beurteilung vom Zustande des Königs erwählten Irrenärzte, voran Dr. Gudden, der Direktor des Münchener Irrenhauses, erklärten einstimmig die Krankheit des Königs (Paranoia) für unheilbar und ihn der Fortsetzung der Regierung für unfähig. Der Staatsrat mußte unter solch traurigen Verhältnissen die Frage einer neuen Regentschaft behandeln und nach genauer Prüfung aller Verhältnisse an den nächststehenden Agnaten des Thrones, den Prinzen Luitpold den Antrag stellen, die Regentschaft während der Krankheit des Königs zu übernehmen. Der bereits im 65. Jahre stehende, bis jetzt in großer Zurückgezogenheit lebende Prinz, dessen Hauptvergnügen das edle Weidwerk bildete, unterzog sich der ihm plötzlich zukommenden schweren Aufgabe mit patriotischem Pflichtgefühl und ergriff schmerzlich bewegt das ihm angebotene Szepter.

Eine Kommission ward mit Dr. Gudden nach Neu-

schwanstein geschickt, um dem dort weilenden König die Uebernahme der Regentschaft während seiner Krankheit seitens seines Oheims, des Prinzen Luitpold, bekannt zu geben und ihn einzuladen, sich in ärztliche Behandlung zu begeben. König Ludwig ließ aber diese Kommission gefangen nehmen, bis sie der Bezirksamtmann von Füssen wieder befreite, worauf sie sich vor den aufgeregten, dem König zur Hilfe herbeigeeilten Landbewohnern flüchten mußte. Aber einige Tage später, nachdem die Uebernahme der Regentschaft durch Prinz Luitpold und die Entmündigung des Königs offiziell bekannt gegeben war, gelang es einer neuen Abordnung, den König in seiner herrlichen Burg Neuschwanstein gleichsam gefangen zu nehmen und zu bewegen, in sicherem Geleite nach Schloß Berg am Starnbergersee überzusiedeln. Diese traurige Fahrt dorthin wurde am 12. Juni früh 4 Uhr angetreten.

Wie es bei einem Feueralarm oder einem andern Unglücksfalle die Menschen unwillkürlich antreibt, an die betreffende Stätte hinzueilen, so erging es vielen, die mit Liebe und Begeisterung an dem idealen König hingen und so auch mir. Als ich in Bernried von dem Vorkommnis in Hohenschwangau las, fuhr ich dorthin, um selbst zu hören und zu sehen. Schon in Weilheim erfuhr ich indessen, daß der König bereits nach Schloß Berg verbracht worden sei.

Ich besann mich nicht lange, ob ich umkehren oder meinen Weg fortsetzen sollte; ich wählte das letztere.

In der „Alpenrose" stieg ich ab. Da ging es zu, wie bei einem erregten Bienenschwarm. Das Haus war überfüllt von Fremden und Einheimischen. Die alte Lisl, die Wirtschafterin, sorgte aber dafür, daß ich noch in einer

Dachkammer ein Nachtlager erhielt, während die Mehrzahl der Touristen in der Stube auf Stroh nächtigen mußte. In den beiden Gaststuben war ein Lärm, daß man schon recht zuhören mußte, um etwas zu verstehen. Selbstverständlich drehte sich alles um den unglücklichen König. Ich sah rauhe Gesellen sich die Thränen von den Augen wischen. Der Schmerz um den hier abgöttisch verehrten Monarchen mochte da manches herbe Wort entschuldigen. Die Leute wollten eben nicht an den Irrsinn des Königs glauben. Aber von einem Aufstand der Gebirgler, von einem Versuche zur Befreiung des Königs, wovon in- und ausländische Blätter so viel zu erzählen wußten, sah und hörte ich nichts. Der Bezirksamtmann von Füssen hatte in beschwichtigender und aufklärender Weise sein Bestes gethan und das Volk beruhigt. Es dämmerte, als ich in Hohenschwangau angekommen war und Mitternacht war vorüber, als ich mich in meine Dachkammer begab, um auszuruhen von den Aufregungen dieses Tages.

Am frühesten Morgen war ich schon wieder auf und machte einen Spaziergang in diesem Eden von Hohenschwangau. Später ging ich in das Schloß — ich wollte dort den Garten wieder besuchen, in welchem ich vor 40 Jahren den einjährigen Kronprinzen Ludwig zum erstenmale gesehen. Ich überflog dessen ganzes Leben — es war ja teilweise ein Märchen, aber was er gethan, war groß und edel und ideal. Und er war der Mitbegründer des Deutschen Reiches, und so lange das deutsche Reich besteht, wird sein Name glänzen und gesegnet sein.

Der alte Schloßdiener ließ mich gerne in den Garten treten, ja er gestattete mir sogar die innere Besichtigung des Schlosses. Er war ein Veteran, der mich von meiner

Dienstzeit her kannte. Er war sehr traurig und nickte wehmütig mit dem Kopfe, indem er hinaufwies zu der neuen Burg Neuschwanstein. Dorthin war mein zweiter Gang.

Ich sah diese Burg zum ersten Mal und war ergriffen von der Großartigkeit dieses kühnen Baues, ein wahres Zauberschloß, erbaut auf einem aus der Tiefe steil aufgerichteten Fels, der losgesprengt ist vom Gürtel des Gebirges, dem schartigen Säuling; dazwischen die aus der Waldschlucht herabstürzende Pöllat im gähnenden Abgrund, welchen von Wand zu Wand ein luftiger Steg, die Marienbrücke, verbindet. Ein Blick von da hinab in den dräuenden Sturzbach und hin zum wundervollen Königsschlosse mit seinen Türmen und Türmchen, Erkern und Giebeln, Großartigeres dürfte nirgends zu sehen sein. Und das war sein Werk, der gestern als geistesgestörter Mann von hier nach Schloß Berg am Starnbergersee gebracht werden mußte; der sich heute dort vielleicht als Gefangenen sieht, er, der die Freiheit der Berge gewohnt war.

Es konnte keine rechte Begeisterung in mir Raum fassen, so sehr das großartige Bild mich auch fesselte; ich mußte stets des Königs gedenken, seines schweren Geschickes. —

„Fort!“ rief es in mir; „nach dem See!“ Und ich schlug den Weg zu Thal ein. Ich wollte ungestört sein und mied die Fahrstraße. Im Walde hatte ich zwar den Gangsteig verfehlt, aber das genierte mich nicht. Die Hauptsache war, daß ich allein war oder doch sein wollte, denn schon länger glaubte ich zu beachten, daß mir eine Dame nachfolge. Ich sah sie schon gestern abend. Sie war mir aufgefallen durch ihr geistreiches Gesicht und die langen,

dunklen Locken, welche über ihre Schultern niederfielen. Da ich bald merkte, daß sie mir nachfolge, blieb ich stehen und ließ sie herankommen. Sie stellte sich mir sofort als Baronesse W., eine mir dem Namen nach längst bekannte Schriftstellerin vor, sagte, daß sie mich als einen Mann kenne, den der unglückliche König geschätzt habe und es ihr ein wahres Bedürfnis sei, sich aussprechen zu können. Damit war es nun freilich mit dem Alleinsein vorbei, aber ich vernahm alles haarklein, was sich in den letzten Tagen hier ereignet und welch hohe, glühende Verehrerin des Königs die Baronesse war. Es ist mir nicht möglich, niederzuschreiben, was ich da Wahres und Uebertriebenes erfuhr. Ich suchte sie zu beschwichtigen, indem ich ihr zu bedenken gab, daß in Anbetracht der unglücklichen Umstände etwas geschehen mußte und diese schwierige Aufgabe immerhin mit Festigkeit angefaßt werden müßte, und daß, wie immer diese traurige Sache vor sich gegangen, dem Volke doch ins Herz gegriffen worden wäre, so oder so!

Die Dame wohnte gleichfalls in der „Alpenrose", wohin wir zurückkehrten. Nachdem ich zu Mittag gespeist, ließ ich einspannen und fuhr unter heftigem Gewitterregen von dannen. In Unterpeißenberg entließ ich mein Fuhrwerk und benützte zur Weiterfahrt die Bahn.

Es war infolge des ununterbrochenen Regens schon dunkel, als ich in Tutzing den Wagenwechsel nach Bernried vornahm. Es war geradezu ein trostloses Wetter. Stockfinstere Nacht war es, als ich Bernried erreicht und durch und durch naß ward ich auf dem Wege vom Bahnhofe nach dem Dorfe, wo ich von meinen besorgten Angehörigen empfangen wurde.

Andern Tages, am Pfingstmontag, wurde ich mit der

Schreckensnachricht aufgeweckt: der König sei in Berg ertrunken!

Der Postbote hatte diese Nachricht schon in aller Frühe ins Dorf gebracht. Entsetzen lag auf allen Gesichtern. —

Ich wollte die Unglücksbotschaft erst durch das um 8 Uhr ankommende Dampfschiff bestätigt erhalten, mit welchem auch mein Sohn, der im Kadettenkorps war, für diesen zweiten Pfingstfeiertag zu Besuch kam. Dieser bestätigte denn auch die Trauerbotschaft, worauf ich mit meiner Familie ebenfalls das Schiff bestieg, um sofort nach Berg, dem Unglücksorte zu gelangen, und dort Näheres in Erfahrung zu bringen.

Der König hatte am Abend des gestrigen Tages mit Dr. Gudden einen Spaziergang in den Park, den Seeweg entlang, unternommen. Seine Majestät hatte sich seit seiner Ankunft in Berg willig in alles gefügt, so daſt Gudden unmittelbar vor diesem Spaziergange an das Kabinett in München telegraphierte, „Alles geht wunderbar gut!"

Nachdem aber der König mit seinem Begleiter zum Abendmahl nicht zurückgekehrt und es bereits dunkel war, fing man im Schlosse an, ängstlich zu werden. Es wurden Leute mit Fackeln ausgeschickt, die Spaziergänger zu suchen. Sie kamen unverrichteter Dinge zurück. Stockfinstere Nacht, Regenschauer, Sturmgeheul und Wogengebraus war über den sonst so paradiesischen Starnbergersee verbreitet. Es war eine entsetzliche Nacht, so recht geeignet zum Unglück, und sie gebar auch das gräßliche Unglück, das die stundenlang Herumsuchenden endlich vor sich erblickten, nämlich zwei in sturmbewegtem Wasser schwimmende Leichen, die des Königs und nicht weit davon entfernt jene des Dr. Gudden.

Sie wurden in einem Kahne nach dem Schlosse zurückgebracht. Als ich gegen 9 Uhr vormittags mit meiner Familie in Berg ankam, waren die beiden schon im oberen Stockwerke des Schlosses aufgebahrt. Dem Publikum, das von allen Seiten herbeiströmte, stand der Zutritt offen. Ich und meine Angehörigen werden niemals den Eindruck vergessen, den der Anblick der königlichen Leiche auf uns machte. Das Gesicht des Königs war ruhig. Er schien zu schlafen, sanft auszuruhen von den Stürmen der jüngsten Vergangenheit. —

Wie das kam? Niemand hat es gesehen, niemand weiß es. Es bleibt ein ewiges Geheimnis.

Sollte der König in der That den Tod einer für ihn trostlosen Zukunft vorgezogen haben? Dagegen spricht ein Argument, das ich um so lieber anführe, als es meinen Schriftstellerstolz berührt. Der Schloßverwalter erzählte mir, daß Seine Majestät am Nachmittage an zwei Stunden bis kurz vor seinem Spaziergang in meinem Buche „Der Leonhardsritt" gelesen habe und das Buch aufgeschlagen habe liegen lassen, jedenfalls zu dem Zwecke, um die Lektüre später fortzusetzen.

Nun meine ich, wenn der König vorgehabt, sich selbst dem Tode zu weihen, so würde er gewiß nicht einige Stunden kurz vorher ruhig gesessen und sich einer harmlosen Lektüre hingegeben haben, er wäre wohl in Aufregung hin- und hergeschritten, hätte in die erregte Natur hinausgeblickt und durch seine Unruhe dem ihn beobachtenden Dr. Gudden Verdacht eingeflößt. So aber depeschierte dieser ja: „Alles geht wunderbar gut." Wohl — aber es ging in die Ewigkeit! —

Man kann vermuten, der König sei von einem plötz-

lichen Wahn ergriffen worden und in den See gerannt oder, er habe sich flüchten wollen und sei dabei zu weit in den See gekommen, oder — doch all diese Vermutungen haben keinen Wert. Niemand hat's gesehen, als die Buchen; durch deren Geäste der Sturmwind peitschte, aber die schweigen still, und die wildempörten Wogen, die sich am Gestade brachen, aber die sagen nichts. So wissen wir alle nichts, als die entsetzliche Thatsache.

Zum Leichenbegängnis des Königs kamen die Kronprinzen von Preußen und Oesterreich, strömten Hunderttausende von Menschen herzu.

Als der königliche Leichenwagen an der St. Michaelshofkirche angelangt war und der Sarg eben in die Kirche getragen wurde, fuhr ganz unvermutet ein Blitzstrahl auf die Kirche nieder und es erfolgte ein so heftiger Donnerschlag, daß alles erbebte — er kam aus einer einzelnen Wolke, während rings herum blauer Himmel war.

Nun ruht Ludwig II. in der stillen Gruft, aber unvergessen von seinen Bayern. Was er einst geschaffen an herrlichen Bauwerken, wird heute bewundert von Einheimischen und Fremden, die aus der ganzen Welt herbeikommen.

Was er für das Kunsthandwerk gethan und wie er es gefördert, rühmt wohl jeder, der Verständnis dafür hat, und was er schaffen wollte in edler Begeisterung für die Kunst und ihm durch kleinliche Hindernisse in einer Zeit, die ihn nicht verstanden, nicht ermöglicht ward, das sieht man jetzt nachträglich zur That geworden, den Kunsttempel am Prinzregentenplatze.

Der Prinzregent ließ aus eigenen Mitteln eine prachtvolle Kapelle an der Unglücksstätte im Parke zu Berg er-

bauen, zu welcher jährlich Tausende wallfahrten und sich pietätvoll des idealen Fürsten erinnern. Bald auch soll ein seiner würdiges Monument in der Hauptstadt erstehen, wo sich zu diesem Zwecke ein Komitee gebildet, über welches der Prinzregent das Protektorat übernommen hat. Im Gebirge aber bedarf es keines Monumentes für Ludwig II. Die Berge, auf denen er so gerne geweilt, sind ewig verknüpft mit der Erinnerung an ihn und bei dem biederen Gebirgsvolke hat er sich das schönste und bleibendste Denkmal im Herzen desselben gesetzt. Dort lebt er fort und fort für alle Zeit. —

17. Die Jahre 1887 und 1888.

Etwa 14 Tage nach dieser Katastrophe machte ich für mich allein eine Tour nach Mittenwald, da ich über jene Gegend eine Erzählung schreiben und mir namentlich an Ort und Stelle die Geigenfabrikation ansehen wollte. Der Weg führte mich über Tölz, Lenggries und Vorderriß. Hier steht hoch über der Einmündung des schäumenden Rißbaches in die Isar das königliche Jagdschlößchen, daneben das Forsthaus, zugleich Post- und Einkehrhaus und eine kleine Kapelle, rings umschlossen von dunklen Waldbergen und darüber emporragenden Felsengraten. Tief unten braust das Wasser über die Wehr und rasselt die Schneidsäge, vor welcher viele Tausende von Stämmen lagern, um ihrer Verarbeitung zu Brettern gewärtig zu sein. In dem Jagdschlößchen residierte noch vor etwa drei Wochen der heimgegangene König Ludwig. Es interessierte mich, das Innere des Hauses zu sehen und der Förster, zugleich Kastellan, zeigte mir gerne die Gemächer, welche der unglückliche Fürst noch vor kurzem bewohnt hatte. Und noch etwas zeigte er mir. An der Vorderseite des Schlößchens waren zwei Hirschköpfe mit stolzen Geweihen angebracht, welche die Köpfe stets geradeaus gerichtet hatten. Am Morgen des 14. Juni aber sah man die Köpfe in schiefer Richtung zu einander gewendet, gerade als hätten sie sich etwas zu erzählen. Der Förster sagte mir, daß

ihnen allen diese plötzliche Verrückung unerklärlich gewesen, sie hätten aber sofort Schlimmes geahnt und seien nicht wenig überrascht gewesen, als wirklich der Telegraph die Nachricht vom Tode des Königs brachte. Die Frau Försterin ließ es sich nicht nehmen, daß sich der unglückliche Monarch auf solche Weise „angemeldet“ habe. Der Förster zeigte mir dann auch noch den Hirschen und die Hirschkuh, welche der König täglich gefüttert. Sie kamen auf den Ruf „Hansl“ und „Gretl“ heran und ließen sich durch das Gitter streicheln.

Da mir die Hinterriß noch fremd war, wanderte ich dahin zu Fuß, an Klammen und Wasserfällen vorüber in dem engen, vom Scharfreiter einerseits und dem Karwendel anderseits beherrschten Thale. In dem schönen Thalkessel Hinterriß befindet sich das Franziskanerklösterl mit dem vielbesuchten Wallfahrtskirchlein „Maria von der Schmelz.“ In erhöhter Lage steht unweit davon das im gotischen Stile erbaute Jagdschloß des Herzogs Ernst von Koburg. Es ist ein wunderbarer Fleck Erde, dieses Hinterriß, fernab vom Getriebe der Welt, rings umgeben von der Majestät einer großartigen Natur, von der gewaltigen Masse des Karwendelzuges, aus welchem die bildschönen, plattengepanzerten beiden „Falken“ und das „Gemsjoch“ vorspringen. Ich logierte mich im sogenannten „Alpenhof“ ein, welcher dem Wildmeister des Herzogs gehört.

Andern Tages war Feiertag. Da kamen die Leute aus Thal und über die Berge her zum Gottesdienst ins Klösterl.

Es ist eine eigentümliche Stimmung, welche den Gläubigen in diesem von der Welt fast abgeschiedenen Kirchlein überkommt. Die hehre Großartigkeit der Natur, die tiefe Stille, der wohlthuende Friede, der sich sofort dem empfind-

samen Herzen mitteilt, versetzen ihn in eine andere Sphäre. Es däucht ihm eine erquickende Rast im Kampfe des Lebens und solch eine Stunde seelischen Friedens stärkt Geist und Herz mit neuem Mut und frischer Kraft.

Unter den Andächtigen bemerkte ich auch einen alten, graubärtigen Mann und neben ihm ein auffallend hübsches Mädchen in der gefälligen Tirolerkleidung. Ich erfuhr später, daß der Alte ein sogenannter „Ameiser" und das Mädchen, seine Enkelin, eine „Ameisenhexe" sei, mit andern Worten, beide sammelten Ameiseneier und trieben damit Handel. Das gab mir das Motiv zu meiner Erzählung „Die Ameisenhexe." —

Von hier aus nahm ich mir einen Einspänner, der mich nach der Vorderriß zurückbrachte und bis Krünn fuhr, von wo aus ich dann wieder zu Fuß nach Mittenwald weiter wanderte. Ich blieb hier einige Tage und instruierte mich über die Fabrikation der Streichinstrumente. Die Firmen Bader, Neuner und Hornsteiner zeigten sich sehr zuvorkommend und man erklärte mir alles genau. Ein Besuch in der Pfarrkirche brachte mir das Motiv zum „Bubenrichter",*) da ich auf einer Tafel von der „Bubenbruderschaft" las. Das interessierte mich und ich suchte mich genau hierüber zu informieren. Dann rekognoszierte ich die Umgebung des prächtigen, altehrwürdigen Ortes und kam, wie Major Würdinger zu sagen pflegte, mit einem Hut voll neuem Stoff für meinen Schreibtisch nach Hause.

Die Erzählung „Der Bubenrichter von Mittenwald" ward von der deutschen Verlagsanstalt für „Ueber Land

*) Erscheint in Enßlin & Laiblins Gesamtausgabe in 4.—9. Auflage.

und Meer" erworben und widmete ich das Buch meinem Jugendfreunde, Minister Freiherr von Feilitzsch.

„Die Ameisenhexe" dagegen wurde zuerst in der Zeitschrift „Daheim" abgedruckt.

Im Jahre 1887 schrieb ich dann „'s Liserl vom Ammersee" und verband mit der Erzählung die Legende der heiligen Elisabeth, ein Plan, den ich schon bei meinem Besuche auf der Wartburg gefaßt. Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen-Weimar nahm die Widmung dieses Werkchens huldvollst entgegen. Im April 1887 verlieh mir Herzog Ernst von Koburg-Gotha das Ritterkreuz 1. Klasse des Sachsen-Ernestinischen Hausordens.

Im Herbste dieses Jahres fand der deutsche Schriftstellertag in Dresden statt und ward ich dort in den Vorstand gewählt, sowie mit der Gründung eines Zweigvereins in Bayern mit dem Sitze in München beauftragt. In Dresden hatte die hauptsächlich von mir angestrebte Fusion der beiden Schriftstellervereinigungen stattgefunden.

In München war bald eine stattliche Anzahl Schriftsteller und Schriftstellerinnen gewonnen und durch meine Einführung von „Akademischen Abenden," wozu allseitig Einladungen ergingen, brachte ich neues Leben in die Sache. Unter den Mitgliedern waren auch Fulda und Heinz Tovote, welch letzterer als Einjährig-Freiwilliger beim Leibregiment Dienst machte, unter den Gästen sehr häufig Ibsen, der gerne in eine Ecke gekauert, einen stillschweigenden Zuhörer machte. — —

Am 25. Februar 1888 feierte ich mein fünfundzwanzigjähriges Schriftstellerjubiläum. Am 25. Februar 1863 hatte ich meine erste, als Buch erschienene Volkserzählung „Das Fräulein von Lichtenegg" und „Der lateinische

Bauer“ dem König Maximilian II. überreichen dürfen. Es war sonach ein gewisser Abschluß meiner Thätigkeit und die gesamte Presse Bayerns und großenteils auch die des Auslandes nahmen bei dieser Gelegenheit Anlaß, sich ein Gesamtbild meiner ganzen Thätigkeit zu gestalten.

Den Reigen eröffnete der Sammler, welcher u. a. sagte:

„Wir richten unsere ganze Aufmerksamkeit auf den Kern des in einer stattlichen Reihe von Werken Gebotenen. Ist dieser ein so echter und volkstümlicher, wie wir ihn in denjenigen des Jubilars vorfinden, dann sind wir vollberechtigt, ihm unsere besten Glückwünsche freudig darzubringen. Ein Schriftsteller, welcher so wie er zum Herzen des Volkes spricht, der es so treu in seinem Denken und Treiben, in seinen Sitten und Gebräuchen geschildert, daß auch ihm das Volk entgegenkommt und ihm durch die Beliebtheit seiner Dichtungen den schönsten Lohn bietet. Als innerster Kern sämtlicher Werke Maximilian Schmidts ist vor allem ein wohlthuender, echter Patriotismus, eine warme Liebe zu seinem Lande und zu dessen Bevölkerung hervorzuheben. Wenn wir diese sozusagen als einen Zyklus von Bildern aus dem Volksleben unseres Landes betrachten, gewinnen sie eine erhöhte Bedeutung, es sind nicht nur Lebens-, es sind Kulturbilder, welche als solche bleibenden Wert behaupten werden. Seine Dialektdichtung, welche bei ihrem ersten Auftreten als fremdartig überraschte, hat sich schon längst als auf selbständiger Beobachtung beruhend bewiesen, und wenn ihm schon damals eine bedeutende Zukunft vorhergesagt wurde, so mag seine heutige Beliebtheit beweisen, wie weit er diese Prophezeiung wahr gemacht hat.“

14*

„Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ schrieben:

„Maximilian Schmidt ist nicht der erste Prosaist, der zu seinen Novellen Stoffe aus dem bayerischen Hochlande nahm, aber in der, wir möchten sagen, naturalistischen Abschilderung desselben ist er der erste. Er hat glücklicherweise den „Salongebirgler“ verdrängt und an seine Stelle den echten, wahren Gebirgsbauern gesetzt mit seinen Vorzügen und Fehlern, mit seiner Klugheit und Naivität, mit seiner gesunden Natur- und Weltanschauung und doch seiner merkwürdigen Bigotterie, kurz, mit all dem, was uns gerade diesen deutschen Volksschlag so interessant und anziehend macht. Maximilian Schmidts unvergängliches Verdienst wird es bleiben, daß er in seinen Hochlandserzählungen uns eine Menge von Sagen, von Sitten und Gewohnheiten der Gebirgler bietet, die zum teil bereits Gefahr liefen, von dem nivellierenden, bekanntlich auch mächtig in die Alpenthäler greifenden Einflusse unserer Zeit hinweg gefegt zu werden. Schmidt ist in dieser Beziehung kultureller Chronist geworden, ohne dessen Hilfe in nicht zu ferner Zeit gar mancher charakteristische Zug im Volksleben unverständlich sein dürfte.“

Der „Freie Landesbote“ beginnt seinen Essay mit dem Motto:

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.“

Dies paßt gewiß auf den Dichter Maximilian Schmidt und es wird wohl keinen Leser seiner Werke geben, weder aus den oberen Zehntausend, noch aus der Hütte, der sich nicht erfreut und erquickt hat an der gemütvollen, frischen und natürlichen Poesie. Aber auch der Gelehrte muß mit

Achtung den hohen kulturgeschichtlichen Wert von Schmidts Werken anerkennen; welcher Schatz von wunderbaren Sagen ist durch ihn der Vergessenheit entrissen und der Nachwelt gesichert worden. Neben diesem Wert zeugen Schmidts Schriften von ethischer Tiefe, wie sie in heutiger, naturalistischer Zeit von wenigen erreicht sein dürfte. Die edle Keuschheit seiner Schilderungen zeichnet sie aufs vorteilhafteste vor denen so mancher seiner Kollegen aus und kann jede Mutter ihrem Lieblinge die Werke Schmidts mit gutem Gewissen in die Hand geben."

Das „Münchener Tageblatt", welches auch mein Bild brachte, beginnt seinen Bericht:

„Es giebt keine erfreulichere Aufgabe für ein Volksblatt wie das unsere, als solche Veranlassung, wie die heutige, in Wort und Bild feiern zu können, einen Mann zu ehren, der vom Herzen zum Herzen spricht, der die Eigenschaften des echten vaterländischen Schriftstellers wie nicht leicht ein anderer in sich vereinigt." 2c.

Bevor ich weitere Kundgebungen der Presse anführe, will ich der Ehrungen gedenken, welche mir der 25. Februar einbrachte.

Seine königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen-Weimar übersandte mir mit einem huldvollen Schreiben das Ritterkreuz 1. Klasse des Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken. Mein Heimatsort Eschlkam ernannte mich zu seinem Ehrenbürger. Von den Gemeinden des Innthales Neubeuern, Kirchdorf und Brannenburg wurde mir eine Adresse überreicht. Das freundliche Tegernsee gratulierte per Draht. Mehrere Vereine ernannten mich zum Ehrenmitgliede, Mittenwald schickte mir eine wertvolle Geige und eine Mandoline, Oberammergau einen

prächtig geschnitzten Zeitungshalter, die Gemeinde Berchtesgaden eine große, wunderbar schöne Photographie des Königssees. Von nah und fern liefen Depeschen und zahlreiche Briefe ein, ebenso vom Deutschen Schriftstellerverband ein sehr warm gehaltenes Glückwunschschreiben. Unter jenen, welche mir brieflich gratulierten, waren die Staatsminister von Lutz und Max Freiherr von Feilitzsch, Generalintendant von Perfall, Geheimrat von Pettenkofer, Prof. Dr. Hügel, die Schriftsteller Henrik Ibsen, Robert Schweichel, Oskar Justinus, Emil Ritterhaus 2c.

Im Gärtnertheater wurde an diesem Abend mein Volksstück „Der Georgithaler“ mit Dreher als „Nagelschmied“ gegeben. Am Schlusse der Vorstellung wurden mir unter nicht endenwollenden Beifallsrufen zwei riesige Lorbeerkränze mit prächtig gestickten Schleifen überreicht. Mein Arbeitszimmer war von meiner Familie in einen wahren Blumengarten umgewandelt worden. Wunderhübsche Blumenspenden sandten mir auch Frau Minister von Lutz und Frau von Laubmann, die Gattin des Direktors der Staatsbibliothek; der Dichter Rudolf Bunge einen Lorbeerkranz.

Die folgenden Abende brachten mir weitere Ehrungen. So gab mir der Klub im „Deutschen Kaiser“, aus Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern bestehend, einen Festabend, bei welchem der königl. Rentbeamte Hartwig Peetz, Christian Petzet und Ferdinand Wilferth mich in Festreden ehrten, und der Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein lud mich zu einem Souper.

Das Telegramm des Verschönerungsverein Garmisch lautete: „Dem Verkünder der Schönheit vaterländischer Berge, dem begeisterten Schilderer Werdenfelsschen Volks-

lebens zum Jubiläum ein donnernd Hoch! vom Fuße der Zugspitze. Verschönerungsverein Garmisch."

Der greise Konstantin von Wurzbach sandte mir aus Berchtesgaden folgenden launigen Gruß:

„An Maximilian Schmidt zum 25. Februar 1888.

Es giebt so viele Namens Schmid
In alt und neuen Tagen,
Die aus der großen Menge stolz
Als Geistesritter ragen:
Amt, Kirche, Kunst und Bücherei,
Sie sind durch ihn vertreten;
Schriftsteller, Maler heißen so,
Und mehrere Poeten.

Da ist denn gleich der Christoph Schmid
Der Liebling aller Kinder,
Vieler Geschichten allerliebst
Erzähler und Erfinder;
Dann ist der Dombau=Architekt
In Wien gar sehr zu loben:
Zum zweiten Male hat er doch
Den Stephansturm erhoben.
Und der Mathias aus Tyrol,
Der es versteht in Bildern
Sein edles Volk so tief, so warm,
Ergreifend wahr zu schildern;
Und auch der Hermann mein' ich, ist
Doch nicht der Allerletzte,
Der mit dem Kanzler von Tyrol
Und anderm uns ergötzte.
Wie nenn' ich sie, die Edlen all,
Die hehren Geistesritter,
Die goldnen Sonnenschein gemalt
Ins irdische Gewitter?

Die uns mit allem, was ihr Geist
Der schaffende, erfunden,
Nach harter Arbeit oft gebracht
Beseligende Stunden!

So sei auch dir, dem Schilderer
Des Bayernvolks, dir Treuer,
Der über rauhe Wahrheit wirfst
Der Dichtung Zauberschleier,
Dir Max sei auch ein Hoch gebracht
Am Tage deiner Ehren.
Hör' nimmer auf: Das Bayernvolk
In Dichtung zu verklären!"

Im Ganzen erreichte die Zahl der schriftlichen Gratulationen 500. Die „Allgemeine Zeitung", welche hierüber berichtete, schrieb zum Schlusse eines längeren Artikels: „Mit tiefer Rührung blickt der Jubilar auf die vielen Beweise innigster Freundschaft, Verehrung, Anerkennung, mit Stolz aber erfüllt ihn die Beteiligung breiter Volksschichten an seinem Jubiläum."

Und die „Augsburger Abendzeitung" schloß mit den Worten:

„Möge der populäre Schriftsteller das goldene Jubiläum so munter und frisch feiern, wie gestern das silberne."

Ob sich dieser schöne Wunsch erfüllen wird, ist sehr fraglich. Fraglich ist auch, ob dann mein goldenes Jubiläum so allseitig herzlich gefeiert wird, wie das silberne es geworden. „Viel Ehr, viel Feind" ist ein beliebtes Sprichwort und ich sollte bald nach meinen Triumphen die Wahrheit dieser Worte kennen lernen.

Ende Juli fand dann die aufgeschobene Centenarfeier für König Ludwig I. statt. Am 30. Juli wurde mein Festspiel „König Ludwigs I. Walhallafahrt" im Theater am

Max. Schmidt im Jahre 1888.

Gärtnerplatz mit großem Beifall zum ersten Male aufgeführt. Die „Neuesten Nachrichten" sagten am Schlusse ihres Berichtes: „Dichter, Kompositeur, Theaterdirektion und die darstellenden Künstlerinnen haben in gleicher Weise zusammengearbeitet, um ein würdiges Centenarfestspiel zu schaffen und durchzuführen." Das Stück wurde die folgenden Tage mit gleichem Erfolge wiederholt.

Am 31. Juli fand der große Festzug statt, der prachtvoll arrangiert war, aber durch das Scheuwerden der mitgeführten Elephanten aus der Hagenbeckschen Menagerie panischen Schrecken unter die Zuschauer brachte und viele Verletzungen zur Folge hatte. Ich selbst war mit meiner Familie auf der Freitreppe der Staatsbibliothek plaziert, sehr in Gefahr, durch die heranstürmenden Elephanten überrannt zu werden. Es war ein grausiges Bild, dieses wilde Flüchten von Tausenden, untermischt mit Reitern, welche ihre Pferde nicht mehr zu zügeln vermochten, dieser allgemeine Schrecken, der alles in ein wüstes Chaos verwandelte.

Am nächsten Tage war ich zum Bankett in die königliche Residenz geladen, wozu sämtliche fremde Gäste beigezogen waren, unter anderen auch die Bürgermeister von Athen und Rom.

Ende August wurde in München die Generalversammlung des Deutschen Schriftstellerverbandes abgehalten. Der Bezirksverein VI. München machte die Honneurs. Ich, als Vorstand desselben, gab mir alle Mühe, das Fest so glänzend als möglich zu gestalten und machte alles im stillen ab, so daß ich in einer der letzten Ausschußsitzungen mit meinem fertigen Programm vortreten konnte. Dasselbe bot:

1. Freifahrt nach dem Königsschlosse auf der Herreninsel im Chiemsee, sowohl Eisenbahn, als Dampfschiff, nebst freiem Eintritt ins Schloß.

2. Freifahrt nach Tutzing am Starnbergersee mit der Bahn und Dampfschiff. Dort gab Herr Hallberger den Gästen ein Kellerfest.

3. Freier Eintritt in die königlichen Theater, in das Gärtnerplatztheater, das Panorama, die Kunst- und Industrieausstellungen u. s. w.

4. Ein Kellerfest, ebenfalls mit freiem Eintritte für die Teilnehmer des Verbandstages.

Die Herren des Ausschusses lachten mich aus, hielten mich für einen Sanguiniker und meinten, man solle sich darüber beraten, was zu bieten möglich sei und den Bogen nicht zu hoch spannen.

Nun feierte ich meinen Triumph. Ich zog aus meiner Tasche die verschiedenen Schreiben hervor, welche die Genehmigungen des Vorstehenden, eine Einladung Hallbergers u. a. enthielten und legte sie den überraschten Ausschußmitgliedern vor.

Das Fest selbst war vortrefflich gelungen. Es begann mit einem Begrüßungsabend in den reich geschmückten Zentralsälen, welchem die Minister von Lutz und von Crailsheim und die Bürgermeister von München anwohnten. Henrik Ibsen war ebenfalls da. Die Beratungen fanden auch in diesen Sälen statt. Die Ausflüge nach dem Chiemsee und dem Starnbergersee waren von herrlichstem Wetter begünstigt. Es waren, wie mir einstimmig versichert wurde, herrliche Tage für alle, nur nicht für mich, auf den sie geradezu aufreibend wirkten. Doch hatte ich die Genugthuung, noch nach vielen Jahren zu hören,

daß der „Münchener Tag“ der schönste von allen folgenden war. —

Nachdem diese Tage mit ihrer Plage vorüber waren, reiste ich mit meiner Familie nach Engelburg, der Perle des bayerischen Waldes, um nun meinerseits dort herrliche Tage zu verleben. Die dort abgehaltene Primiz eines älteren Herrn, welcher vom Schicksal schon viel herumgeworfen worden, gab mir den Gedanken für meine Erzählung „Der Primiziant.“

Am 23. September feierte ich auf der Engelburg mit meiner lieben Frau die silberne Hochzeit. Alle dort anwesenden Sommerfrischler nahmen daran teil. Der Besitzer von Engelburg bereitete uns ein köstliches Mahl, nachdem er uns am Vormittag (es war Sonntag) in einem mit Blumen geschmückten Wagen nach Fürstenstein zum Gottesdienste geführt hatte. Wieder kamen von allen Seiten Glückwünsche und teilweise schöne Geschenke, wieder gedachte die gesamte Presse in freundlicher Weise dieses unseres Ehrentages und die übliche Phrase, daß es uns vergönnt sein möge, auch die „goldene Hochzeit“ feiern zu können, schloß allenthalben die wohlgemeinten Wünsche.

Ein „goldenes“ Fest feierte aber nach etlichen Tagen, am 26. Sept., mein „Austragstüberl“, welches am Gärtnerplatztheater zum fünfzigsten Male zur Aufführung gelangte, nachdem es allerdings vom Gärtnerplatz-Ensemble bei der Tournee in Europa und Amerika schon längst über hundert Mal gespielt worden.

Immerhin war dieses Jahr 1888 das für mich an Ehren reichste; ich möchte sagen, es war der Höhepunkt meiner Erfolge. Alles war mit mir zufrieden, nur ich selbst noch nicht. Mein Programm war noch entsetzlich

lückenhaft, besonders was den bayerischen Wald betraf. Ich sah von Engelburg aus nach dem Dreisesselgebirge, dessen österreichische Seite Adalbert Stifter in seinem „Hochwald" verherrlichte. — Dort mußte ich ansetzen; ich mußte die bayerische Seite zur Geltung bringen, mußte berichten über „die neue Welt", über den das Gebirge durchziehenden „Goldenen Steig," über die „Künischen Freibauern", über die „Choden", über viele Gegenden im oberen Walde, kurz, es schwebten mir für den „Wald" allein noch etwa 12 Bände vor Augen, abgesehen von Motiven aus dem Hochgebirge u. a. Und ich stand in meinem 57. Lebensjahre!

„Also frisch vorwärts!" sagte ich mir und mit neuer Schaffensfreude machte ich mich an mein Lebenswerk, das ich auch mit Gottes Hilfe vollenden konnte, wie die folgenden Kapitel beweisen werden.

18. Die Jahre 1889—1892.

Nicht nur auf novellistischem Gebiete, sondern auch durch mündliche Vorträge wollte ich für den „Bayerischen Wald" thätig sein und so hielt ich hintereinander zwei Vorträge in den Wochenversammlungen der Alpenvereinssektion München über das böhmisch-bayerische Waldgebirge, zuerst über die Landschaft, dann über die Volkskunde. Ich erläuterte die Vorträge durch Karten und eine Menge photographischer Ansichten, dann durch Aufstellung von Mustern industrieller Erzeugnisse. Die Vorträge fanden viel Anklang, die Blätter berichteten darüber und brachten Auszüge. Der schönste Erfolg aber war mir, daß die Fremdenfrequenz im Walde sich schon im nächsten Sommer bedeutend steigerte.

Als Buch erschien „Der Primiziant."

Den Sommer verbrachte ich mit meiner Familie wieder auf Engelburg. Von hier aus besuchte ich die „Neue Welt." Forstmeister Gampert von Neureichenau, einer unserer besten Forstmänner, begleitete mich auf den Dreisesselberg und zum Plöckensteinersee und machte mir manch wertvolle Mitteilung. Ich verwertete sie im „Mautner-Flank."

In Engelburg lernte ich den Oberamtsrichter Niederleuthner kennen, welcher als Vorstand des Waldvereins für die Wohlfahrt des Bayerischen Waldes unendlich viel

gethan und es ermöglicht hatte, daß die Touristen überall gastliche Stätten, gute Unterkunftshäuser auf den Bergen, gute Straßen und Waldwege finden. Dieser unermüdliche, thatkräftige Mann hat sich bleibende Verdienste um den „Wald“ erworben und findet auch die gebührende allgemeine Anerkennung.

Im Herbste dieses Jahres feierte der Schriftstellerverband seinen „Tag“ in Frankfurt a. M. Ich hatte da als Vorstandsmitglied die Ehre, beim Frühschoppen, welchen uns die Stadt Frankfurt gab, an der Seite des Oberbürgermeisters Dr. Miquel zu sitzen und auf ihn einen Toast auszubringen. Beim Festbankett im Palmenhaus kam mir der Toast auf die Stadt Frankfurt zu.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich mehrere Kollegen und Kolleginnen kennen, mit denen ich in der Folge in freundlichem, mehr oder weniger regem Verkehr blieb, so Wilhelm Jordan, Wachenhusen, Amandus Korn, Alma Leschivo u. a.

Im Jahre 1890 erschien das Kulturbild „Im Herzen des Waldes“, zum ersten Mal in der „Frankfurter Zeitung“ abgedruckt.

Dieses Jahr 1890 aber war nicht mehr so rosig, wie die vorhergehenden.

Schon lange war es mir vom national-ökonomischen Standpunkt aus ein Dorn im Auge, daß der Fremdenverkehr sich in Tirol und in der Schweiz jährlich steigerte, daß dort viele, viele Millionen eingenommen wurden, während der Verkehr in Bayern in gar keinem Verhältnisse dazu stand. Und unser Hochgebirge steht doch wahrlich an Schönheit und Großartigkeit keinem dieser Länder nach. Woran fehlte es sonach? An drei Dingen: an ordentlicher

Unterkunft, an guter Verpflegung und an der Reklame. Ueber die beiden ersten wurde oft genug geklagt, besonders von Norddeutschen. Nirgends hieß es, wäre es schöner und gemütlicher, als in den bayerischen Bergen, aber man weiß nicht, wo unterkommen; in der Schweiz, in Tirol lebe sich's sehr gut. Und daß es an Reklame fehle, hatte ich selbst fortwährend zu erfahren. So oft ich an die Blätter einen Aufsatz sandte, in welchem die Schönheit einer Gegend besonders hervorgehoben, dieser oder jener Ort für besonders empfohlen galt, erhielt ich die Arbeit zurück mit dem Bemerken, daß man „prinzipiell" keine „Reklameartikel" bringe. Man fürchtete die Folgen. Aber wenn es sich um österreichische, schweizerische, steiermärkische Berglandschaften, Sommerfrischen und Bäder handelte, da brachte man anstandslos spaltenlange Artikel. Die „Alpine Zeitung" in den „Neuesten Nachrichten" bestand damals noch nicht. Auf solche Weise war es freilich nicht zu verwundern, wenn unsere schönsten Orte unbekannt blieben oder, wie der Oster- und Badersee, durch mich erst in auswärtigen Blättern bekannt gemacht werden mußten. Dasselbe war in erhöhtem Maße mit dem Bayerischen- und Böhmerwalde der Fall. Ich erhielt eine Menge Anfragen, wohin man sich wenden solle, um Landaufenthalt zu nehmen, wie es da und dort mit der Verpflegung beschaffen, wie die Verkehrsmittel seien usw., kurz, es fehlte etwas, es fehlte ein Organ, welches Auskunft über die berührten Fragen geben konnte, es fehlte ein Verbindungsmittel zwischen Reisenden und Wohnungsgebern, ein Verband zur Hebung und Förderung des Fremdenverkehrs.

Ich glaubte mich dazu für berufen, dieses Fehlende zu ersetzen, daß ich sogar die Pflicht hätte, für all die

Landschaften, welche ich den Lesern meiner Werke besuchenswert geschildert, nun auch in praktischer Weise zu sorgen, wie das in der Schweiz, in Tirol usw. längst geschah.

Wie ich alles, was ich beginne, mit Leidenschaft und rastloser Thätigkeit anfasse, so auch dieses. Mein Gedanke fand sofort allseitigen Beifall. Ganz allein suchte ich auf meinen Aufruf hin ein Gründungs-Komitee zu organisieren. Die ersten Kron- und Staatsbeamten, sämtliche Regierungspräsidenten, zahlreiche Professoren, Reichsräte, Landtagsabgeordnete, Handelsleute, wohl an 140 der wohlklingendsten Namen des Königreiches hatten sich unterzeichnet und mir ihre Sympathie ausgedrückt.

Zur Generalversammlung am 31. Mai im Hotel zu den „Vier Jahreszeiten" erschien denn auch eine sehr gewählte Gesellschaft, an deren Spitze die Staatsminister von Crailsheim und von Feilitzsch.

Der Ministerpräsident Freiherr von Lutz hatte mir folgendes Schreiben zugesendet: „Euer Hochwohlgeboren haben mir unterm 6. ds. Mts. eine Einladung zugehen lassen, dem zu konstituierenden Zentralkomite eines Bayerischen Landesverbandes zur Förderung des Fremdenverkehrs in Bayern beizutreten. — Ich fühle mich Euer Hochwohlgeboren für die in Ihrer Einladung gelegene liebenswürdige Bedachtnahme auf meine Person zu lebhaftem Danke verpflichtet und bin über das beabsichtigte Unternehmen, das sich unter Ihrer bewährten und umsichtigen Mitwirkung sicherlich zu hoher Blüte entfalten wird, umsomehr erfreut, als ich in demselben ein hervorragendes patriotisches Werk zur Hebung unseres lieben bayerischen Vaterlandes erblicke. Leider sind indessen meine Gesundheitsverhältnisse zur Zeit noch immer derart, daß sie mich

zwingen, meine Kräfte ausschließlich der amtlichen Wirksamkeit zuzuwenden und mich jeder außerhalb des Berufskreises gelegenen Thätigkeit zu enthalten. So sehr ich es mir zur Ehre anrechnen würde, dem Zentralkomitee anzugehören, so sehe ich mich doch aus dem angegebenen Grunde zu meinem großen Bedauern gehindert, demselben beizutreten, da ich es nicht über mich gewinnen könnte, bei einem Werke beteiligt zu sein, dem ich eine werkthätige Mitarbeit nicht zu widmen vermöchte. — Indem ich Euer Hochwohlgeboren bitte, hievon dem provisorischen Komitee Mitteilung machen und demselben zugleich meine besten Wünsche für ein kräftiges Gedeihen des Unternehmens übermitteln zu wollen, benütze ich mit besonderem Vergnügen auch diese Gelegenheit, um den Ausdruck der vorzüglichen Hochachtung zu erneuern, womit ich die Ehre habe zu sein Euer Hochwohlgeboren ergebener Dr. Freiherr von Lutz."

Den Vorsitz des provisorischen Vorstandes führte Hofmarschall Baron Malsen. Ich behandelte nun in längerer Rede den Zweck der Gründung und folgte darauf eine sehr animierte Debatte. Dann wurden die Statuten genehmigt, die Gründung eines Verbandsorganes beschlossen und die Vorstandschaft gewählt, und zwar Hofmarschall Freiherr von Gise als Präsident, ich als Generalsekretär, welchen Posten ich in Anbetracht des nötigen Arbeitsmaterials, das ich bewältigen wollte, mir selbst erbeten.

Das Verbandsorgan „Bayerisch Land und Volk" erschien im Verlage Braun als illustrierte Zeitschrift alle 14 Tage. Die Mitglieder erhielten das Blatt unentgeltlich bei einem Jahresbeitrage von 6 Mark. Das Organ fand allseitig Beifall, die Mitgliederzahl wurde von Woche zu

Woche größer und eine Menge Verschönerungsvereine, sowie der gesamte „Waldverein“ schloßen sich dem Verbande als Mitglieder an. Ich arbeitete mit Freude und unermüdetem Eifer und alsbald auch mit Erfolg zum Besten unserer Sommerfrischen.

Aber bald sollte ich in meiner Schaffensfreude gestört werden. Es stellten sich Neid und Eifersucht über meine Erfolge ein; bald folgten persönliche Angriffe, und Verdächtigungen mit Beihilfe der „unfehlbaren Verleumdung“. Man suchte mich als Mensch und Dichter klein zu machen. Meine 30jährige litterarische Thätigkeit suchte man in geradezu unsinnigem Hasse als Schund oder gar als Plagiat hinzustellen. Ein giftiger Orkan strich über das Feld, das ich gleichsam mit meinem Herzblute getränkt und auf welchem, frischem, grünem Tann und buschigen Alpenblumen gleich, meine Werke zum Ruhme meiner Heimat entsprossen waren. Doch der Tann hielt stand und die Blumen blühten nach wie vor.

Wohl wiederholten sich jene ungerechten Angriffe fünf Jahre später, eines Defizits beim Volkstrachtenfeste wegen, für das ich mich als Vorstand geplagt. Ja, sogar als ich im April 1901 infolge eines Unfalls durch die Elektrische Trambahn gefährlich verletzt, zwischen Leben und Sterben im Krankenhause lag, ward ich mit anonymen Briefen beschickt, deren Inhalt von einer nicht wieder zu gebenden Gefühlsroheit strotzte. —

„Viel Feind — viel Ehr!“ heißt es, und so will ich mich nicht darüber grämen.

Doch zurück zu der Hauptursache dieses schmutzigen Krieges. Ich arbeitete rüstig weiter trotz aller Anfechtungen und Prügel, die man mir zwischen die Füße warf.

Ein Jahr lang hielt ich aus. Dann aber überließ ich die Sache anderen Händen. Auch der Verband erhielt eine andere, von der bisherigen abweichende Organisation. Ich hatte das Beste gewollt und dafür nur Undank geerntet; das gewöhnliche Los in der Welt. Aber meine Parole war: „Frisch weiter und unverzagt!"

Im Herbste 1890 wohnte ich als Delegierter des „deutschen Schriftstellerverbandes" der Denkmalsenthüllung Rückerts in Schweinfurt an. Ich traf dort mit Rektor Dr. Max Lechner und Dr. Felix Dahn wieder zusammen und ward ich beim Bankett in den Familienkreis der Verwandten Rückerts gezogen. Es war eine großartige, erhebende Feier. Wie ist es doch erhaben, wenn das Volk seine Dichter ehrt! —

Im Oktober 1891 wurde mein Volksstück „Der Bauernkönig" zum ersten Male aufgeführt. Selbst jene Blätter, welche wie „Das Vaterland", in obiger Affaire die Spalten meinen Widersachern geöffnet hatten, waren nun wieder voll des Lobes und schrieben sehr wohlwollende Kritiken. Indessen hatten die vorhergehenden Aufregungen meine Nerven doch wieder sehr angestrengt. Ende des Jahres 1891 erkrankte ich an Influenza, die sich bis ins nächste Jahr hinüberzog.

Da kam mein sechzigster Geburtstag heran. Meine Heimat sandte mir eine Einladung, das Fest dort zu begehen, „wo mir alles gut Freund sei und man mich verehre aus vollem Herzen." Diesem ehrlichen Rufe folgte ich gerne und reiste in Begleitung meines jüngsten Töchterchens Amanda am 24. Februar 1892 frohen Herzens nach dem Walde ab, in meine lang entbehrte Heimat!

19. Mein sechzigstes Geburtsfest
(25. Februar 1892).

Ich halte es fürs einfachste, darüber die Presse berichten zu lassen. Und ich thue dies mit ganz besonderer Genugthuung; ist es doch der Dank und die Verehrung der Heimat, die mir bei dieser Gelegenheit in geradezu demonstrativer Weise als Antwort auf die erwähnten Angriffe so reichlich zu teil geworden.

Die „Augsburger Abendzeitung" berichtete hierüber wie folgt:

„Aus dem bayerischen Walde. Der 25. Februar, der 60. Geburtstag des Volksdichters Maximilian Schmidt, hat alle Wäldler einig gefunden, ihren Landsmann zu ehren. In vielen Orten waren Festabende veranstaltet und von allen Seiten kamen Telegramme und Zuschriften nach Eschlkam, wo der Gefeierte als Gast weilte. Dieser wurde schon bei seiner Ankunft in Furth i. W., woselbst er zum Ehrenbürger ernannt worden war, am 24. ds. nachmittags festlich von den Honoratioren der Stadt empfangen und mit Blumen beschenkt, welche ihm unter anderem ein als „Christkindlsingerin" gekleidetes Mädchen mit passenden Versen spendete. Ebenso festlich und herzlich gestaltete sich der Empfang in Eschlkam, im schön geschmückten Neumaierschen Gasthofe, woselbst ihn die Honoratioren des Marktes begrüßten und junge Mädchen Blumen nebst kleinen Gedichten darbrachten, während

Fräulein Katharina Neumaier, in prächtiger altbürgerlicher Tracht, den Ehrentrunk kredenzte, nachdem sie vorher in launigen, sehr gelungenen Dialektversen der Hauptfiguren aus des Gefeierten Walderzählungen gedacht. Der Fest-Vorabend brachte dem Ehrengaste unzählige Ovationen. Am Festtage selbst war großes Diner und abends gesellige Unterhaltung, wozu viele Further und Neukirchener herbeikamen und der Gesangverein letzteren Ortes durch seine gediegenen Vorträge sehr zur Verschönerung des Abends beitrug. Ein Dialektgedicht des Gefeierten „Die alte Eschlkamer Treu!“ ward von den Landsleuten mit freudiger Rührung aufgenommen. Am Freitag verabschiedete sich der Gast, tief gerührt über all die unerwarteten Ehrungen. In Furth fand noch ein Festmahl statt, wobei auf das Wohl des neuen Ehrenbürgers getrunken wurde. Am Bahnhofe in Cham erwartete ihn eine Deputation, um ihm eine künstlerisch ausgestattete Adresse des Waldvereins zu überreichen und für seine Verdienste um den Bayerischen Wald zu danken. Viele Vereine und die Waldvereinssektionen Grafenau, Schönberg, Spiegelau, Oberkreuzberg, dann der Ritterbund „Deutsches Heim“ in Furth haben den Jubilar zu ihrem Ehrenmitglied ernannt und ihm die herzinnigsten Glücks- und Segenswünsche in Adressen oder Telegrammen dargebracht. Mit dieser Ehrung eines Volksdichters haben sich die biederen Waldler wohl selbst am schönsten geehrt; es ist aber auch ein bedeutsames Zeichen, daß das Volk jeder Zeit dem Schriftsteller zugethan ist, der dessen Herzschlag zu lauschen versteht. Und das ist Maximilian Schmidt gelungen, der nach dem Wortlaute der Adresse der Waldvereinssektionen „die Herzen der echt biedern Waldler mit so vorzüglichen, aus ihrem kernhaften

Volksleben geschöpften, naturgetreuen Erzählungen erfreut." — Daß auch außerhalb der engeren Heimat, vom In- und Ausland, der Jubilar unzählige Beweise von Sympathie und Freundschaft erhielt, ist wohl selbstverständlich. Der Gesamtvorstand des „deutschen Schriftstellerverbandes" beglückwünschte ihn „bei den allbekannten Verdiensten, welche sich Maximilian Schmidt durch seine Werke um das deutsche Schrifttum und als Mitglied des deutschen Schriftstellerverbandes, sowie als langjähriger Mitarbeiter im Vorstande desselben erworben hat." — Unter den Glückwünschen befand sich mancher launige, poetische Gruß, so u. a. von Frau Marie Schramm-Macdonald-Dresden, Stettenheim-Berlin, Oskar Justinus-Berlin, der telegraphierte:

„Verehrter Maximilian Schmidt
Wir feiern den Geburtstag mit
beatus et amatus
poeta laureatus
bavaricus Alpinus
Das Ehepaar Justinus."

Es ist wohl selbstverständlich, daß ich nach all diesen Ehrungen es als meine heiligste Pflicht erachtete, künftighin meine Feder vorzugsweise dem „böhmisch-bayerischen Waldgebirge" zu widmen.

Am 19. Juni 1892 wurde das Bauerntheater in Schliersee eröffnet, wozu ich das Festspiel schrieb: „'s erste G'spiel." Darsteller und Dichter ernteten brausenden Beifall. Es ist dies gewissermaßen ein kulturhistorischer Akt gewesen.

Die Schlierseer haben den Ton sofort getroffen, den

sie anschlagen müssen. Sie sind nichts anderes, als sie selbst und so ist es gut. Dabei aber waren sie alle so degagiert und sicher auf den Brettern, als hätten sie schon oft gespielt. — —

Nach den großen Erfolgen, welche die Schlierseer gleich der vorhergegangenen Tournee des Hofpaur-Ensemble zu verzeichnen haben, gewinnt das Volksstück wieder festeren Boden auf den weltbedeutenden Brettern. Berlin und Wien haben ihm neuerdings die Wege geebnet und die Bühnen der übrigen größeren Städte Deutschlands werden sich dieser neueren und gesunden Geschmacksrichtung nicht verschließen können. Man ist sich allmählich wieder klar geworden, daß im Volksleben ein unverwüstlicher Kern des Nationalen liegt, dem sich der Gebildete wieder nähern muß, wenn er mit seiner antinationalen Bildung nicht außer dem Volke stehen will.

Die „Modernen" haben dies gar wohl erkannt und ihre reformatorischen Bestrebungen auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung haben sie, wie man darüber auch denken mag, das Interesse für das Volksleben wieder rege gemacht, denn der Gebildete steht mit tausend ihm meist unbekannten Fäden auf dem Boden seines Volkes und es bedurfte nur einer überzeugenden Anregung, um ihn wieder zum Empfinden dieser Erkenntnis gelangen zu lassen. Wenn viele der neuen Volksstücke das Volksleben in zu krassen Farben malen, d. h. nur tief eingreifende Handlungen sich zum Vorwurf nehmen, so hat auch dies seine Berechtigung. Es ist ein Beweis, daß es im Volke keinen Mangel an Konflikten giebt, wie zum teil sehr namhafte Schriftsteller und Kritiker ausgesprochen haben. Im Gegenteile behaupte ich, daß es im Volke mehr Konflikte giebt, als in oberen

Regionen, wo sich meist nur die Variante „Ehebruch“ abspielt. So viel ist gewiß, Malerei und Dichtung sind wiederum zur Natur zurückgekehrt, der ewig jungen Mutter der Kunst. Ich habe das seit 40 Jahren angestrebt, nur habe ich bei der großen Auswahl meiner Stoffe mich mehr „der menschlichen Liebe“, als dem moralischen Defekt zugewandt. Ich wollte mich in meinen glücklichen Arbeitsstunden mit heiteren Bildern, nicht mit der Niedertracht befassen, welche gottlob doch nur in der Minderzahl ist.

Bezeichnend ist auch allerorts das Wiederauftauchen von Bauerntheatern und Volksschauspielen. In Bayern war von jeher hiezu eine große Neigung, und das ist sehr löblich. Die meisten der ländlichen Schauspieler gewinnen durch diese Art der Unterhaltung große Lust, sich auch sonst geistig zu beschäftigen. Das oft verlernte Lesen und Schreiben wird wieder erlernt; auch der Sinn für Musik und Gesang wird dadurch gefördert. Die Bevölkerung jener Gegenden, wo solche Schauspiele häufig sind, zeigt für alles Bessere bei weitem mehr Sinn und Geschmack. Der Anteil, den sie an den Vorstellungen nimmt, ist ein äußerst lebhafter. Die Leute können ein und dasselbe Stück mit gleicher Rührung und gleichem Ergötzen sechs- bis siebenmal sehen und in gespanntester Aufmerksamkeit der mehrstündigen Aufführung beiwohnen. Bei den verschiedenen Gesellenvereinen bilden theatralische Aufführungen den Hauptreiz und werden diese vielfach von Geistlichen geleitet, ein Beweis dafür, daß auch von dieser Seite das Gute solcher Aufführungen anerkannt ist. —

Den Sommer verbrachten wir in diesem Jahre in Eschlkam. Von hier aus besuchte ich nun wieder, um lebhaftere Eindrücke zu gewinnen, die Orte, wo meine nächsten

Walderzählungen spielen sollten, in erster Linie das böhmische Städtchen Taus, die Chodengegend. Hier lernte ich den um die Geschichtsforschung im westlichen Böhmerwald hochverdienten Pater Hippolyt Randa, Ehrenbürger von Taus, kennen, welcher mir in zuvorkommendster Weise nicht nur das nötige geschichtliche Material lieferte, sondern mich auch nach Chodenschloß und in die Chodendörfer begleitete. Auch Oberleutnant a. D. Reimer in Furth verschaffte mir viel wertvolles Material, und wohl versehen mit Stoff für meine künftigen Arbeiten kam ich im Herbste wieder nach München zurück, mit frischem Mut und neuer Schaffensfreude.— —

Am 14. März 1893 vermählte sich mein Sohn, der zur Zeit als Leutnant in Augsburg in Garnison stand, mit Fräulein Marie Buxbaum, der Tochter des Rentiers Buxbaum dortselbst.

Ende Mai desselben Jahres wurde der deutsche Schriftstellertag in Wien abgehalten. Ich machte oder erneuerte da wieder sehr interessante Bekanntschaften. So wünschten der beim Bankett im Rathause anwesende Herzog Elimar von Oldenburg und dessen Gemahlin, mich kennen zu lernen und ward ich den Herrschaften vorgestellt. Sie kannten fast alle meine Schriften und zeigten großes Interesse an denselben, besonders auch an meinen Volksstücken. Sie waren in München zugegen, als „Der Georgithaler“ dort aufgeführt wurde, und hatten an dem Stücke großen Gefallen gefunden. In liebenswürdigster Weise luden sie mich ein, sie in ihrem Schlosse, nahe bei Wien, zu besuchen, was ich mit größtem Vergnügen zusagte. Außerdem trat ich in Verkehr mit Ernst von Wildenbruch, Ferdinand von Saar, Müller-Guttenbrunn u. a.

Mit meinem Freunde Hofrat Rudolf Bunge war ich die meiste Zeit beisammen, ebenso mit Leopold Katscher und seiner liebenswürdigen Gattin. Zu einem Besuche beim Herzog von Oldenburg kam es indessen nicht mehr. Ich fühlte mich wieder so ermüdet von all den geistigen und materiellen Anstrengungen, daß ich noch vor Beendigung der Festtage nach München zurückeilte. (Leider starb der schöngeistige Herzog Elimar, dessen poetische Arbeiten allgemeine Anerkennung fanden, schon am 17. Oktober 1895.)

Nun ging es über die Erzählung „Hančička oder das Chodenmädchen.“ Dieses Werk erwarb der „Verein der Bücherfreunde“ in Berlin.*) Ich widmete das Werk dem um seine Vaterstadt hochverdienten Bürgermeister und Ehrenbürger der k. b. Grenzstadt Furth i. W., Michael Datzl, vormals Reichstags- und Landtagsabgeordneter rc., der mich hochschätzte und mir bei jeder Gelegenheit seine Sympathie bezeigte.

Ich war zum Fronleichnamsfeste eigens nochmals nach Taus gekommen, um die Choden in ihrer wundervollen malerischen Tracht zu sehen. Ich war geradezu überrascht und begeistert von der Pracht dieser Kostüme. Unsere Künstler könnten keine schöneren Motive finden, als diese prächtigen Männer- und Frauengestalten. Ich habe in meinem Leben keine so schöne, farbenreiche Prozession gesehen. Und „nicht schelten soll man mich,“ wenn ich unsern Künstlern den Rat gebe, sich einmal eine solche Chodenprozession in Taus anzusehen.

Den Sommer 1893 verbrachte ich in Freyung und in

---

*) Im Verlag von Schall & Grund-Berlin erschien das Buch in einer Auflage von 12000. In der Gesamtausgabe bei Enßlin und Laiblin in Reutlingen bildet es den 19. Band.

dem reizend gelegenen Schönberg, dem „Bethlehem“ des bayerischen Waldes. Von jenem aus machte ich meine Touren in das Gebiet des „Goldenen Steiges“ an der Grenze, so nach Grainet, wo mich Herr Lehrer Botschafter vortrefflich mit Material versah, dann nach den sogenannten Sandhäusern, nach Leopoldsreut, Bischofsreut, nach den Pfenniggeigerhäusern und hierauf nach Böhmisch-Röhren, Kuschwarda und Eleonorenhain, der weltberühmten Glashütte des Herrn von Kralik. Die Pracht der Fabrikate aus dieser Hütte ist über alle Maßen großartig. Von hier aus besuchten wir, denn meine Frau und Töchter begleiteten mich, noch den am Ostabhange des Kubani liegenden Luckanerwald, welcher als Urwald intakt gehalten wird.

Zum Jakobitag (25. Juli) fand auf dem Dreisesselstein Alois Dreyers (damals Lehrer in Passau) Volksspiel „Die Dreisessel-Jungfrauen“ statt, zu welchem auch wir nebst vielen Tausenden wallfahrteten.

Wir besuchten an diesem Tage auch den Plöckenstein. Hart am Absturze der Seewand des Plöckensteinersees steht das am 26. August 1877 enthüllte Stifterdenkmal. Dasselbe ist ein aus unpoliertem Granitquader aufgeführter, oben zugespitzter Obelisk von 13 Meter Höhe. Auf der Vorderseite des riesigen, seine Basis bildenden Würfels steht: „A. Stifter, dem Dichter des Hochwald.“ — Auf der Rückseite: „Errichtet 1876—77.“ — Auf den beiden andern Seiten: „Auf diesem Anger, an diesem Wasser ist der Herzschlag des Waldes.“ Und: „Lieg in hohes Gras gestreckt, schau sehnend nach der Felswand.“

Tief unter den Füßen liegt der dunkle Spiegel des Sees inmitten der ungeheuren Waldmasse, welche den ganzen Nordostabhang der Gebirgskette bedeckt und durch

das Salnauerthal begrenzt erscheint. Jenseits dieser breiten, grünen Waldmulde, durch die sich die Moldau in geschlungenem Laufe, gleich einem glänzenden Silberbande hinzieht, erheben sich die waldbedeckten Kuppen des böhmischen Gebirges. Der Blick streift weit hinaus in das Hügelland Südböhmens und Oberösterreichs. Von ferne erblickt man die Ruine Wittinghausen, dem teilweisen Schauplatze von Adalbert Stifters „Hochwald."

Viele weitere Ausflüge unternahm ich dies- und jenseits des Grenzbaumes, studierte die Landschaft und horchte das Volk aus. Viel des Interessanten konnte ich sammeln, einer der schönsten Funde aber war das „Lied vom Böhmerwald." In einem verborgenen Grenzdörfchen hörte ich's von zwei Mädchen zum ersten Male singen. Das Liedchen mit dem einfachen Text und der ganz reizenden einfachen Melodie nahm mich sofort gefangen. Es war über die bescheidenen Dorfmarken noch nicht hinaus gedrungen; ich öffnete ihm den Weg in die Welt hinaus. Ein Schulgehilfe in Freyung war so freundlich, mir die Melodie in Noten zu setzen und in vielen Hunderten von Abzügen sandte ich das Lied mit Text nach den Ortschaften des Waldes, und wo es anklopfte, ward ihm aufgethan. Bald sang man es überall im Walde, Touristen brachten es in ihre Heimat, es wurde in Musik gesetzt, selbst Regimentsmusiken modelten es in einen Marsch um, das Lied ist Nationaleigentum geworden und segelte sogar hinüber übers Meer, wo es die Landsleute, nicht nur die Wäldler allein, mit Rührung singen. Lehrer Hans Bücherl in Reinhausen bei Regensburg richtete es für Männergesangsvereine zurecht und es dürfte kaum einen solchen geben, der dieses Volkslied nicht besitzt. Sogar die Drehorgeln haben sich desselben schon

bemächtigt. Und überall, wo man mich später zu ehren gedachte, ward das Lied vom Böhmerwald gesungen und bildet dasselbe auch das Leitmotiv meiner Erzählung: „Am goldenen Steig“, in dessen Nähe ich es aufgelesen habe. Der Text lautet:

„Tief im Böhmerwald
Da liegt mein Heimatort,
Es ist gar lang schon her,
Daß ich von dort bin fort,
Doch die Erinnerung,
Die bleibt mir stets gewiß,
Daß ich den Böhmerwald
Gar nie vergiß!
Es war im Böhmerwald,
Wo meine Wiege stand,
Im schönen, grünen Böhmerwald
Es war im Böhmerwald,
Wo meine Wiege stand,
Im schönen, grünen Wald.

O holde Kindheitszeit,
Noch einmal kehr zurück
Wo spielend ich genoß
Das allerhöchste Glück;
Wo ich am Vaterhaus
Auf grüner Wiese stand
Und weithin schaute auf
Mein Heimatland.
Es war im Böhmerwald u. s. w.

Nur einmal noch, o Herr,
Laß mich die Heimat seh'n,
Den schönen Böhmerwald,
Die Thäler und die Höh'n,
Dann kehr ich gern zurück

Und rufe freudig aus:
Behüt dich, Böhmerwald,
Ich bleib zu Haus!
Es war im Böhmerwald u. s. w.

Das Kulturbild „Am goldenen Steig" erschien zuerst im Feuilleton der „Schlesischen Zeitung," dann im Jahre 1894 als Buch.*) In demselben ließ ich die Melodie des Volksliedes mit anbringen. Am Schlusse einer überaus günstigen, sehr eingehenden Kritik über dieses Buch in der „Presse" in Wien bekennt der Verfasser: „Wir müssen zu unserer Schande gestehen, daß wir in Maximilian Schmidts Roman zum erstenmal genaue Kunde von dieser einst so wichtigen Handelsstraße erhielten." In ähnlicher Weise erging es auch mit den Choden. Im österreichischen Staate wußten wenige von diesem uralten Völklein. Ich hatte es also für das große Publikum gleichsam neu entdeckt.

Von Schönberg aus machten wir mehrere Ausflüge in großer Gesellschaft, so auch auf den Rachel und zum Rachelsee. Die Großartigkeit dieser Gebirgslandschaft machte auf mich auch diesmal wieder einen überwältigenden Eindruck. Von der Spitze des Rachels grüßte ich wieder hinaus in das schöne Böhmerland. Ich erblickte wieder den St. Güntherfelsen und ich nahm mir vor, an jenem historisch merkwürdigen Punkte mit meiner projektierten dritten größeren Arbeit „Die künischen (königlichen) Freibauern" anzusetzen.

Auf dem Heimwege nach München besuchten wir noch

*) Nun bildet es den 2. Band der bei Enßlin & Laiblin in Reutlingen erschienenen Gesamtausgabe meiner Werke und zwar in 4.—9. Auflage.

meinen Freund Wenzel Schrenk in Elisenthal bei Eisenstein, den Besitzer der dortigen großen Spiegelglasfabrik. In seinem gastlichen Hause verbrachten wir einige schöne Tage, besuchten den „schwarzen“ und den „Teufelssee“ und ich machte bereits mancherlei Skizzen für „die Künischen.“

Durch ein teilweises Gebiet derselben, das Angelthal, reisten wir über Neuern nach meinem Geburtsorte Eschlkam und nach kurzem Aufenthalte nach Cham, um von da nochmals einen Abstecher nach einer anderen Stelle des inneren Waldes zu machen. Wir fuhren nämlich auf der neuen Bahnlinie nach Kötzting, von wo uns ein Wagen nach Viechtach und dann die Bahn nach Ruhmannsfelden brachte. Ich sah bei dieser Fahrt zum ersten Male wieder das von mir gegründete „Regenstein“, das mir so viele Enttäuschungen bereitet hatte, aber ich ließ mir die Laune dadurch nicht verderben. „Perdu!“ sagte ich. „Wer weiß, zu was es gut war, dieses „Perdu!“ In der andern Wagschale sah ich meine bisherigen Erfolge als Volksschriftsteller, und wenn ich hätte wählen können zwischen diesen und dem sorgenvollen Fabrikbesitze, ich hätte gerne auf diesen verzichtet.

In Ruhmannsfelden zeigte ich meiner Familie den Pfarrhof und die Kirche, in welcher ich mein stummes Debüt als Kanzelredner gemacht. Wir übernachteten hier und fuhren am nächsten Morgen nach Gotteszell und Achslach. Hier hatte ich ja längst schon den Schauplatz einer Erzählung geplant, nämlich zum „Prälatenschatz“.*)

---

*) Der Prälatenschatz erschien bei J. Habbel in Regensburg und wird demnächst in die Eußlin & Laiblin'sche Gesamtausgabe meiner Schriften aufgenommen.

In Viechtach hatte ich wieder den „Pfahl" gesehen, erinnerte mich lebhaft einer Fußtour, die ich einmal nach Englmar gemacht, um dort dem sogenannten „Englmari-Suchen" beizuwohnen und so schaltete ich auch eine Erzählung hierüber, den „Bettler von Englmar" in mein Programm ein.

Ende November ward ich von dem Direktor Müller-Guttenbrunn zur Eröffnung des Raimundtheaters in Wien eingeladen und leistete dieser Einladung auch Folge. Ich trat bei dieser Gelegenheit mit Joh. Lichtenstadt, k. k. Rat, und Ferdinand von Saar neuerdings in freundschaftliche Beziehungen.

Am nächsten Tage, den 28. November erhielt ich auf telegraphischem Wege von meinem Sohne die frohe Nachricht, daß mir ein Enkel, wieder ein Max, geboren wurde. So kehrte ich als Großpapa nach München zurück.

Im Frühjahr 1894 wurde ich von Benzinger in Einsiedeln eingeladen, für die „Alte und neue Welt" eine kleine Novelle zu liefern und ich bestimmte hiezu den „Bettler von Englmar". Ich reiste zum Fronleichnamsfeste nochmals nach Englmar, um aufmerksam dem uralten Spiele zu folgen. Der selige Englmar war ein Einsiedler, der von den Leuten des Grafen von Bogen erschlagen wurde, weil sie ihm wöchentlich Nahrungsmittel in die Wildnis bringen mußten, was ihnen, wie es scheint, unangenehm geworden.

Auf einer Jagd, welche der mächtige Graf hier in der Gegend abhielt, stöberte nun ein Jagdhund die in einem Gebüsche versteckte Leiche auf, welche der Graf dann auf einem mit Ochsen bespannten Wagen in feierlichem Zuge nach der Einsiedelei zurückbringen und dort

in der Kapelle begraben ließ. Der erste Vorsteher des nahen Klosters Windberg, Rudbertus (1125—1140), ließ jedoch die Ueberreste des seligen Englmar in das jetzige Dorf Englmar übertragen und über ihnen eine Kirche erbauen. Von da ab ward Englmar bis auf den heutigen Tag von zahlreichen Wallfahrern besucht.

Das „Englmari-Suchen", welches mit der Fronleichnamsprozession verbunden worden, hat sich zu einem kleinen Volksfeste ausgewachsen. Von der ganzen Umgegend kommen die Leute zu diesem Schauspiele herzu. Die Holzstatue des Seligen wird im Gebüsche versteckt. Die Prozession nimmt ihren Weg über die Felder und hinter der Geistlichkeit reitet der Graf von Bogen mit Rittern und Knappen, dabei ein Jagdknecht mit den Hunden, die er an der Leine führt. Plötzlich hält der Zug an, der „Engel voraus" erhebt den Stab, zum Zeichen, daß im nahen Gebüsche etwas verborgen sei. Der Jagdknecht wird von dem Grafen mit den Hunden dorthin geschickt, um alsbald die Nachricht zu bringen, daß der Eremit dort erschlagen liege.

Der Graf steigt nun mit seinem Gefolge vom Pferde und begiebt sich zu Fuß nach dem Fundorte. Dort knieen sie vor dem Leichnam nieder, ihm ihre Verehrung bezeugend. Auf einen Befehl des Grafen wird dann die Statue zu dem hinter der Prozession bereitstehenden Ochsenfuhrwerk gebracht, um in feierlichem Zuge nach der Kirche in Englmar zurückzukehren. Dieser Prozession reiten Hunderte von Reitern voraus, lauter prächtige Bauerngestalten auf festlich geschmückten, meist selbst gezüchteten Pferden.*)

*) Der Bettler von Englmar ist im 2. Band der bei Enßlin und Laiblin in Reutlingen erschienenen Gesamtausgabe meiner Schriften enthalten.

Um die Osterzeit schon hatte ich, um mich von der geistigen Anstrengung zu erholen, mit meinem Töchterchen Amanda einige Wochen in Torbole am Gardasee verbracht. Der prächtige See hatte mir so gut gefallen, daß ich auch im folgenden Frühjahre (1894) wieder dorthin ging und so unter einem milden Himmelsstriche unsern März- und Aprilstürmen entkam, was auf meine Gesundheit sehr wohlthätig einwirkte.

Im Herbste dieses Jahres ging ich nun ernstlich über meine „Künischen", natürlich nicht, ohne noch einmal die Gegenden zu besuchen, in welchen die Erzählung spielen sollte. Das Angelthal, Hammern, der Hauptsitz der „Künischen Freibauern", der St. Güntherfelsen resp. Gutwasser und Seewiesen wurden aufgesucht.

Herr Pfarrer Neubauer in Hammern machte mir schätzenswerte Mitteilungen. Auf dem Poschingerhof in Seewiesen wurde ich von dem Besitzer, Herrn Müller und seiner Familie wie ein lieber, alter Freund begrüßt. Ich traf im Schlosse große Gesellschaft, darunter auch die liebenswürdige Familie des mit Müller verschwägerten Glashüttenbesitzers Ascherl in Neubrunnst. Es giebt Orte und Menschen, die uns beim ersten Anblick eine dauernde Sympathie einflößen, die wir gleichsam mit unserem Herzen betrachten, auf welches dann selbst in trüben Tagen ein solches Wiedersehen und Begegnen wie ein mild erwärmender Sonnenstrahl wirkt. Das traf hier zu. Ich fühlte mich sofort heimisch in dem mir bis jetzt fremden Kreise. Es trug freilich viel dazu bei, daß beide Familien meine Schriften schon kannten und durch meinen Freund Schrenk auch unterrichtet waren, wie ich auf Stoff für die „Künischen" Jagd machte.

Herr Müller benachrichtigte auch sofort den Besitzer des benachbarten, sogenannten „Oberrichterhofes", Hauptmann Feuri von meinem Hiersein, und dieser, ein gediegener Historiker, erbot sich mit Freuden, mir alles mitzuteilen, was ihm über die Geschichte der königlichen Freibauern bekannt. Mit Herrn Müller besichtigte ich auch den an sein Gut grenzenden „Eisnerhof", einst das Besitztum Eisners, des hervorragendsten Oberrichters der „künischen Freibauern" und verblieb dann bis in die Nacht hinein (es war am 3. November) in der liebenswürdigen Gesellschaft der Damen von Poschingerhof und Neubrunnst.

Ein dichter Nebel hatte sich über die Waldung herabgesenkt, welche ich durchfuhr, es war stockfinstere Nacht. Ich aber hatte mich in meinen warmen Mantel eingehüllt und der Roman der „Künischen" entstand in Umrissen, auch die weibliche Hauptfigur dafür glaubte ich gefunden zu haben in dem munteren, allerliebsten Fräulein Mirzl Ascherl. Mein Verkehr mit den beiden Familien ist seit diesem ersten Begegnen ein bleibender.

Freund Schrenk sorgte, daß auch weitere Quellen für mein Werk sich mir eröffneten. So unterstützte mich vorzugsweise der Reichs- und Landtagsabgeordnete, Notar Dr. Schreiner von Neuern, Gutsbesitzer auf Oberstangau, das in der Nähe der Burg Welhartitz liegt, welch letztere neben Seewiesen der Hauptschauplatz meiner Erzählung werden sollte. Dorthin reiste ich im Sommer 1895 mit meiner Tochter Marie und lernte als Gast des Gutsherrn und seiner hochgebildeten Frau viel des Hochinteressanten kennen. Herr Dr. Schreiner verschaffte mir auch Material aus Prag, welches mir Professor Dr. Kli-

mesch freundlichst übermittelte und so half alles zusammen, daß ich mein Werk glücklich vollenden konnte.

Es war keine leichte Arbeit. Ich mußte vor dem dreißigjährigen Kriege ansetzen und meine Geschichte durch diesen führen. Da mußte ich Geschichtsbücher zur Hand nehmen und da ich den dreißigjährigen Krieg und die Schlacht am weißen Berge nicht erfinden konnte, so blieb mir nichts übrig, als, wie mir einige meiner Widersacher früher vorgeworfen, ein „Plagiat zu begehen“ und niederzuschreiben, was andere auch schon berichtet. Es war das erste Mal, daß das noch heute so kraft- und rechtsbewußte Geschlecht der königlichen Freibauern in der Arber- und Ossergegend in den Kreis der Poesie gezogen worden.*)

Mit den drei Walderzählungen „Am goldenen Steig“, „Hančička“ und den „Künischen Freibauern“ hatte ich das Programm erschöpft, welches ich mir an meinem 60. Geburtstage für meine litterarische Thätigkeit noch entworfen. Aber was sind Entwürfe! Ich wußte noch so viel zu erzählen. Es entstand die kleine Walderzählung „Der zweite Schuß,“ die mir während meiner Forschungen über die „Künischen“ gleichsam unter den Händen entstand. Ich schrieb auch mehrere Humoresken und beteiligte mich an einer Preisbewerbung. Die Berliner Militärzeitung „Deutscher Soldatenhort“ hatte eine Preiskonkurrenz für eine Militärhumoreske ausgeschrieben und ich ging unter zahlreichen Mitbewerbern mit meiner Humoreske „Das Geschwisterkind“ als erster Preisgekrönter hervor.

Die historische Novelle „Maria Pettenpeck“ schrieb

---

*) „Die Künischen Freibauern“ bilden den 5. Band der Gesamtausgabe bei Enßlin & Laiblin in Reutlingen.

ich für das von Professor Zettel herausgegebene Prachtwerk „Bayern, unser Panier."

Aber auch noch einer andern Sache opferte ich meine ganze Arbeitskraft, dem Arrangement eines großen, historisch-bayerischen Volkstrachtenfestes. Mundart, Volkslied und Volkstracht waren ja von jeher die mir als Volksdichter am meisten am Herzen liegenden Dinge und ich suchte sie zu fördern, so viel es in meinen Kräften stand. War es mir ja doch darum zu thun, durch Aufzeichnung der schönen Sitten und Gebräuche manches der Vergessenheit zu entziehen, aber auch die Nachkommen anzueifern, an den ererbten Sitten und Gebräuchen festzuhalten, ebenso an der herkömmlichen Tracht, welche das sicherste Zeichen eines sich bewußten, ehren- und seßhaften Bauernstandes ist, festzuhalten an der alten Frömmigkeit, an seiner Mundart und seinem prächtigen Volksgesang.

Schon im Frühjahr 1884 hatte ich dem Magistrat München ein Programm zu einem bayerischen Volkstrachtenfeste übergeben, um das geradezu langweilige und einförmige Oktoberfest aufzufrischen. Es sollte aber erst im Jahr 1895 ein solches zur Ausführung kommen, nachdem damit schon am 12. März 1891 aus Anlaß des 70. Geburtsfestes Seiner königlichen Hoheit des Prinzregenten ein durch mich angeregter Versuch in engerem Rahmen gemacht wurde, der allgemein befriedigte.

Im Frühjahr 1895 nun hatte sich ein mir unbekanntes Komitee zur Abhaltung eines solchen Festes für kommenden Oktober gebildet und erhielt auch ich eine Einladung zu einer Besprechung hierüber ins Kunstgewerbehaus. Dort traf ich als einzigen Bekannten den Universitätsprofessor Dr. Sepp. Um meine Meinung befragt,

wie ein solches Fest zu bewerkstelligen sei, legte ich mein früheres desfallsiges Programm vor, welches sofort begeisterte Aufnahme fand. Man wählte mich trotz meines Sträubens zum Vorstand und ich war schließlich so schwach, die Wahl anzunehmen.

Die Arbeit begann. Fünf volle Monate opferte ich dieser Sache. Ich reiste fünfzig Tage im Königreich umher, die längst vergessenen Volkstrachten ausfindig zu machen, die Leute zur Beteiligung anzueifern, ich suchte sie auf in den einsamsten Thälern, wie die Bewohner des Walser- und des Balderschwangthales, von denen ich wußte, daß ihre Tracht eine selten gesehene, unbekannte sei. Meistens fand ich freudiges Verständnis bei der Landbevölkerung, oft aber bedurfte ich meiner ganzen Ueberredungskunst, die Leute zu bestimmen, sich in den alten historischen Kostümen ihrer Ahnen zu zeigen, da sie fürchteten, ausgelacht und verspottet zu werden. Auch das Zustandebringen dieser Trachten kostete Mühe und Zeit, denn manchmal mußte man die Teile eines einzigen Anzuges in einem halbdutzend Gemeinden zusammensuchen. Es bedurfte der besonderen Hingebung von Lehrern, Geistlichen und Beamten, um erfolgreich bestehen zu können. Namentlich machte sich Herr Lehrer Weidmann aus Rupprechtshausen in Unterfranken um die Sache hochverdient. Endlich aber war die rastlose Arbeit aufs schönste belohnt; über 150 Trachtengruppen mit 1400 Personen erschienen zum Feste.

Der Festzug war über alle Maßen schön und großartig und von allen jenen, die Verständnis für die Sache hatten, wurde mir einstimmiges Lob zu teil. Freilich gab es auch solche, welchen die wirklichen, alten Volkstrachten nicht mehr galten, als eine gewöhnliche „Maskerade.“ Ich

ließ von sämtlichen Gruppen photographische Aufnahmen machen und dieselben dann kolorieren. Ich hatte die Absicht, ein bayerisches Volkstrachtenwerk großen Stiles herauszugeben, was doch in kultureller Hinsicht von großem Interesse sein mußte und überhaupt nur jetzt noch möglich war, ehe eine abermalige Zerstückelung und Zerstreuung durch das ganze Königreich erfolgte. Aber das wurde mir gründlich verleidet. Damit aber meine Arbeit für die Zukunft nicht verloren sei, übergab ich die 100 großen, prächtig kolorierten Blätter der bayerischen Trachtengruppen dem bayerischen Nationalmuseum.

Der berühmte Marschendichter Hermann Allmers, welcher eigens zum Feste nach München reiste, schrieb darüber in den „Bremer Nachrichten" (Nr. 310) einen längeren Essay, den ich unverkürzt hier wiedergebe:

„Die schönen Tage des herrlich gelungenen Münchener Volkstrachtenfestes sind nun lange verrauscht, die reiche Fülle der Formen und Farben, die an unsern Augen vorüberzog und mit den Köpfen der Träger selber unser Schönheitsgefühl gefangen nahm, ist wieder in alle Winde zerstoben, — heimgekehrt sind die lieben Gäste in ihre Heimat, mit sich nehmend die Erinnerung an ein in allen Teilen vorzüglich gelungenes Fest. Unvergessen bleibt aber in unser aller Herzen die lebendige Erinnerung an die Abende im Kindlkeller und an den Festzug selber — da mag es vergönnt sein, einen kurzen Rückblick auf das ganze Fest zu unternehmen.

Als die erste Kunde der geplanten Absicht durch die Blätter ging, da schlug wohl das Herz eines jeden Volksfreundes freudig und höher; — und doch, auch Kopfschütteln gab es hie und da leider. Na ja, hieß es, man wird eine

Anzahl Lodenjöppler und Kniehösler zusammen treiben, und hierher einige Mädchen in alter Tracht zusammenholen, auch ein paar Tänze, die man schließlich öfter sehen kann, vorführen, — natürlich auch den Schuhplattlertanz — und das wird man dann ein großes Volkstrachtenfest nennen, — man kennt das schon! So hab' ich's auch hier in München zu hören bekommen. Wie haben diese Propheten sich arg verrechnet!

Als am Freitag und Sonnabend die ersten Gruppen der Trachtengäste durch die Straßen Münchens zogen, von den Komiteemitgliedern ihren Quartieren zugeführt, — da gab es allenthalben staunende Gesichter; da fragten Leute, die bisher geglaubt hatten, die bayerischen Trachten zu kennen, ganz überrascht, woher diese Fülle von Farben und hochoriginellen Trachten käme. An den ersten Gruppen sah schon der Kenner, daß Großes zu erwarten war.

Und eine Freude war's, zuzuschauen dem sich von Freitag bis gegen Sonnabend Mitternacht am Bahnhofe entwickelnden frohen Getriebe. Fast alle kamen im Gewande ihrer Heimat, wenige nur in „Zivil", die Kleidungsstücke verpackt mit sich führend. Mit einem befreundeten jungen Künstler und einem Neffen, der sich die Trachten ganz besonders ansehen wollte, war ich öfter und lange am Bahnhof. Welch liebliche jugendliche Mädchengesichter schauten da aus Hauben und reizenden kleinen Häubchen, aus sonderbar geformten Pelzmützen und gewaltigen Bandhauben hervor, daneben kernige kraftvolle alte männliche Charakterköpfe und kräftige, schöne jugendliche Gestalten, Burschen aus den Bergen und aus dem bayerischen Walde! Die ersten Ankommenden, Unterfranken aus Assenfurt, blendeten fast das Auge durch die Farbenpracht ihrer Ge-

wänder, scharlachrot leuchtete der gefältelte Glockenrock, darüber die geblümte seidene Schürze mit reicher umlaufender und Zickzack-Goldkante, Brusttuch und Mieder strotzend von silbernen Ketten und Filigranschmucksachen, an den Aermeln reiche Borten und schimmernde glitzernde Manschetten an den Händen, die sittig weiße Tüchlein hielten. Und erst die Spitzhaube auf dem Kopfe mit lang herabwallenden Bändern mit schwerer Goldborte von eigenartigem Muster, fremd und orientalisch möchte man sagen, wie die ganze Tracht. Vielleicht stammt sie in ihrem Ursprunge gar aus Indien, es ist so unmöglich nicht, daß ein indo-germanischer Stamm in der neuen bayerischen Heimat manches in Tracht und Eigenart bewahrt hätte, einzelne Ornamentzusammenstellungen in den Goldborten gleichen völlig prähistorischen Funden aus fränkischen Gegenden. Und ein direkter Beweis ist vielleicht sogar da. Wem ist nicht der schleifenartig aufgebundene, auf 12—18 zusammenhängend geflochtenen Streifen bestehende Haarzopf der Ochsenfurter Mädchen aufgefallen? — Mein junger Neffe, der sich mit Prähistorie beschäftigt, hatte eins dieser jungen Mädchen aufgesucht und mehrere photographische Detailaufnahmen der Haartracht gemacht, — weil sie, und das ist eben das Interessante an der Sache, genau dem Haarzopf einer prähistorischen, ebenfalls fränkischen Dame gleicht, die in natürlicher Grablagerung erhalten, im Mainzer Zentralmuseum liegt und etwa dem 3. bis 4. Jahrhundert nach Christum angehört. — Diese Uebereinstimmung ist doch wohl kein bloßer Zufall!

Doch ich schweife ab, Verzeihung. Wer aber kann auch nur annähernd die eigenartigsten Trachten aufzählen oder gar beschreiben, hat das Fest doch in 130 Gruppen

gegen 1400 Trachtengäste uns vorgeführt. So kann ich nur nennen die alte Dachauer Tracht, die Murnauer Mädchen mit ihren runden Pelzmützen, die Jachenauer Bauern mit der mächtigen Gürtelschnalle, — wer denkt da nicht sofort wieder an die prähistorischen Schnallen in unsern Museen, — und dem breitrandigen Hute; die Oberpfälzerinnen mit ihrem goldenen „Schnürbrüstl", die Schwäbinnen aus Kirchheim und Mindelheim mit ihrer farbenglänzenden, doch nicht überladenen Pracht, mit der riesigen, einem zierlich mit Spitzen garnierten Sonnenschirm ähnlichen Spitzenhaube. Und da wieder die „Hummelbauern" aus Oberfranken in ihrer alten wendischen Tracht mit dem großen Dreispitz, dem „Gottvaterhut", wetteifernd mit den „Wolkenspießern" und „Nebelzerreißern", den Kopfbedeckungen der männlichen Oberpfälzer. Und die niedlichen kleinen Goldhäubchen der Schwäbinnen, zierlich wie ein kleines Krönchen — freilich gab's auch reichlich große, — auf dem Kopfe sitzend. Da waren wieder Jungfrauen aus Oberfranken mit dem berühmten „Mariabildsträußel", das nur Jungfrauen beim Tragen der Muttergottesstatue in der Fronleichnamsprozession tragen dürfen, wie man mir sagte. Fremdartig, so gar nicht deutsch sieht da wieder die Wollhaube der Konstanzer Thalbewohner (Schwaben) hervor, keck sitzt dem frischen Burschen aus Lenggries der mit der Spielhahnfeder und Bändern geschmückte „Bandelhut"; daher leuchtet die rote Mütze der Schiffermiliz aus Laufen.

So geht es in den denkbarsten Variationen, der weibliche Rock, und die männliche Hose sind zu den sonderbarsten Begriffen ausgebildet, da sehen wir den Bänderrock und den alten Faltenrock, die hirschlederne, oft fünfzig

Jahr alte Kniehose, die leinene und die tuchene Langhose. Unter den Röcken leuchten die blauen, weißen, roten und schwarzen Strümpfe hervor, teils gezwickelt (blau und weiß) oder buntfarbig gemustert. Und die Fußbekleidungen ihrer wechselnden Gestalt mit den oft großen und originell gebildeten silbernen uralten Schuhschnallen.

Und das alles wogte durcheinander und umeinander, — ein farbenprächtiges, herzfröhliches Bild. Da war es interessant zu beobachten, wie die ankommenden Trachtengäste sich selber gegenseitig fremd anstaunten und musterten, reichten sich doch vielleicht gar viele so sehr verschieden gekleidete Trachtengäste zum ersten Male im Leben die bayerische Bruderhand in der Landeshauptstadt!

Würdig schloß sich an diese ersten Eindrücke der Sonnabend im Kindlkeller; war das ein buntes Gewoge und Getreibe auf der, leider, für die große Menge der Gäste, etwas zu kleinen Bühne! Etwas drunter und drüber gings freilich bei der allgemeinen Lustigkeit, hie und da wurde die Eröffnungsrede des ersten Vorstandes, des Hofrat Maximilian Schmidt und die des Ehrenpräsidenten Professor Sepp etwas dadurch gestört, machtvoll aber stimmten alle ein in das von Hofrat Schmidt ausgebrachte Hoch auf den allverehrten Landesregenten. Dann folgte das reizende Festspiel von Oberlandesgerichtsrat Bernhard Hofmann „Unter Bayerns Panier" mit seinen lustigen Szenen und seinem ernsten Beschluß. Originell und glücklich war die Idee, die dem Stücke zu Grunde lag. Die einzelnen Dialekte begrüßen sich, bleiben sich aber teilweise gegenseitig unverständlich, bis endlich die Bavaria zu ihnen von der allgemeinen größeren Heimat, vom Vaterlande spricht und dazu die

Macht des Gesanges sie alle eint, daß sie sich als Brüder eines großen freien Volkes fühlen.

Dann aber trat die ungebundene Fröhlichkeit und die Tanzlust in ihre Rechte. Munter drehten die Paare sich im Reigen, hell und jauchzend ertönten die Jodler dazwischen, machtvoll das Stampfen der Füße. Wie wirbelten die jungen Burschen ihre Mädchen im Tanze herum, wie wirbelten die bunten Röcke und wie hell blinkten die Goldkrönchen auf den niedlichen Köpfen ihrer Trägerinnen, — ein geradezu entzückendes Bild und von einer herzerfreuenden Farbenmannigfaltigkeit. Mir kam unwillkürlich das Tanzlied aus Goethes „Faust" in Erinnerung:

„Und um die Linde war es voll
Und alles tanzte schon wie toll — —
Die bunten Röcke flogen. — —
Heisa, heisa, hoch, — —
Es ging der Fidelbogen!"

Es ist nicht meine Sache und geht — auch über mein Vermögen, die reizvollen Tänze auch nur annähernd zu schildern, ich kann nur einzelnes, was sich mir besonders aufdrängte, herausgreifen.

Da wurden von unterfränkischen Gruppen reizvolle menuettartige Tänze vorgeführt mit einer Solotänzerin dazwischen, deren Bewegungen einer Ballettänzerin alle Ehre gemacht hätten. Da war der „Dreher und Schleifer", der sich bis zu rasender ungebundener Schnelligkeit steigerte, da war der eigenartige Tanz der „Hummelbauern", die in ihren langen weißen Schürzen beim Tanzen einen originellen Eindruck machten, und viele, viele andere Tänze, gleich niedlich oder gleich lustig; — halt, nicht zu vergessen die verschiedenen „Schuhplattlertänze", die die Entwick-

lung dieses eigenartigsten aller Tänze uns vorführten. Der niedlichste aller Tänze aber war doch wohl der „Tetschertanz“ der Gruppe Wolfratshausen. Wer konnte sich satt sehen an dieser Grazie und Lieblichkeit in den Bewegungen und Verbeugungen der Tänzer und namentlich der Tänzerinnen. Diese entzückenden Bewegungen mit dem Fingerdrohen, dem Wangen tätscheln, dem Kußhandwerfen, das sich bis zum wirklich verabreichten Kusse steigerte. Wer kann wohl dieses entzückende Bild je vergessen!

Dazwischen wurden von einzelnen Gruppen allerlei alte Volkslieder gesungen, auch zu den Tanzweisen ertönten oft allerhand lustige Sangweisen. Ein jungfrisches Mädel aus Cham im Wald, in lieblicher schlichter Schönheit, wohl nebenbei bemerkt, die Königin des Festes, — mein junger Neffe, der so glücklich war, sie konterfeien zu können, schwört nötigenfalls auf diese Behauptung, — hat mir zwei derselben aufgeschrieben, so kann ich sie hier mitteilen. Es sind zwei fränkische Tanzweisen, d. h. ihr Verbreitungskreis ist keineswegs auf Franken beschränkt:

Bauermädle, Bauermädle, putz di schön,
Sollst mit mir zu Kirwa gehn!
Bauermädele hin, Bauermädele her,
I mag all mei Lebetag koa' Bauermädle mehr!

also lautete eine Weise, ich meine, der „Leinewebertanz“ hätte meine kleine Lehrerin ihn genannt. Der andere kleine Vers:

Zwei Paar leinene Strümpf, drei dazu sind fünf,
Und wenn die Schuh zerrisse sind, so tanz'n mer uf di Strümpf!

findet sich mit einer kleinen Aenderung auch bei uns oben in Norddeutschland als Tanzlied.

Noch muß ich zweier von einander grundverschiedener

und überaus eigenartiger Männertänze gedenken. Da war der phantastische „Berchtentanz“, ausgeführt von sechs jungen Burschen aus Zell am See. Unwillkürlich erinnern die Tänzer in ihrer Maskierung, ihrem Federschmuck und dem enganliegenden Kleide an Indianer auf dem Kriegspfade, dazu kommen die wilden Sprünge und Bewegungen der Tänzer selbst. Und doch liegt dem anscheinend regellosen Tanze ein bestimmtes Gesetz zu Grunde, sehr mühsam nur soll seine Einstudierung vor sich gehen. Zuerst hüpft ein einzelner Tänzer fast lautlos plötzlich hinzu, plötzlich aber geht sein Hüpfen in einen deutlich hörbaren Viervierteltakt über, ein ganz bestimmter Rhythmus wird hörbar. Dann fallen in ähnlicher Weise die übrigen Tänzer ein, im wilden Tanzen, im Kauern und Hocken allerlei merkwürdige Tanzfiguren bildend. Nach einem halblauten Juchzer des ersten Tänzers fällt die Musik ein, — sie führten einen Klarinettisten mit, — sich den Tanztakten anpassend, der langsam endet. Der Tanz soll uralt und früher allgemein im bayrischen Oberland üblich gewesen sein, — jetzt wie gesagt, nur noch in Zell am See. Wegen groben Unfugs, der bei dem Tanze mitunter verübt wurde, hat sogar eine hohe Polizei sich bemüßigt gesehen, ihn abzuschaffen.

Der zweite Tanz ist ungleich jüngeren Datums, es ist ein Erinnerungstanz, eingeführt nach dem Befreiungskriege, der sogenannte „Bandeltanz“, von 18 jungen Burschen aus Kirchanschöring in Oberbayern getanzt. Achtzehn schwarze, weiße und rote Bänder werden im Tanze um eine in der Mitte aufgestellte Fahnenstange zopfartig zusammengeflochten, so zwar, daß sie in bestimmten Wiederholungen die deutschen Farben zeigen. Ein Redner er-

klärte in längerer Rede den Sinn des Tanzes. Das schwarze Band ist das Zeichen der Trauer über das einst so schmachvoll niedergetretene Land, das rote soll an das fürs Vaterland vergossene Opferblut erinnern; das weiße aber an Einigung und Sieg erinnern.

So verging die Zeit nur zu schnell. Währenddem wogten die Trachtengäste zwischen den Zuschauern hin und her, wurden hie und da an die Tische genötigt und nach Heimat und Stammeseigenart, nach ihrer Tracht und Sitte befragt — und angestaunt. Auch ich habe oft und wiederholt nach allem möglichen gefragt und nicht genug kann ich die Liebenswürdigkeit rühmen, mit der alle Fragen beantwortet wurden. — Als wir endlich um halb 2 Uhr gingen, hatte das fröhliche Gewoge noch immer nicht sein Ende erreicht.

War dieser erste Trachtenabend (und wie ich hier gleich vorweg bemerken will, auch der zweite) glanzvoll und prächtig gelungen, so war dieses erst recht beim Festzuge der Fall. Als wir uns gegen 11 Uhr am Sonntagmorgen auf den Weg machten, da lachte der Himmel im heitersten Blau auf mein altes liebes München hernieder, uns mitten im Herbste einen schönen warmen Sommertag schenkend, strahlendes Licht über die festlich erregte Menge gießend, die zu Tausenden auf den Straßen wogte. Mit Mühe und Not eroberten wir uns ein Plätzchen an der Feststraße. Und dann der glänzende Festzug im Sonnenschein; farbenleuchtend und festesfreudig; eingeleitet von 12 berittenen Postillonen in der früheren Turn und Taxisschen Postuniform! — Wie liegt sie weit hinter mir, die schöne, fröhliche Zeit meiner ersten süddeutschen Reisen, als auf dem schwerfällig gemütlichen Postwagen noch diese

Postillone saßen, deren Wiedererblicken nun an meinem Lebensabend wie ein schöner Jugendtraum durch meine Seele zog. — — Im Festwagen folgten dann der verdienstvolle Leiter des ganzen großartigen Unternehmens, Hofrat Maximilian Schmidt und der greise Professor Sepp. — Und dann die nachfolgende überwältigende Fülle der Trachten, eine schöner und origineller als die andere. Das leuchtete und blitzte im hellen Sonnenschein, daß fast die Augen müde wurden, weiter zu schauen, da sah man alte Seidenstoffe von geradezu wunderbarer Farbenschönheit, rote Milizenuniformen und prunkhaft gestickte Mieder von jungen Mädchen getragen, die aussahen, als seien sie einer alten Fürstenfamilie entnommen. Und nicht nur die Trachten, ganze Gruppen waren im Zuge vertreten, da waren eine Wurzelgraberfamilie, da begrüßte man aufs Neue die Berchtentänzer, da waren gar ganze große Hochzeitszüge. Und als Schluß der Festwagen mit der Bavaria und acht jungen Mädchen als Vertreterinnen der acht Kreise Bayerns, zu Füßen der Bavaria meine kleine liebliche Freundin aus dem bayerischen Walde. Eine ganze Stunde dauerte der Vorbeimarsch, dann zerstreuten sich die Teilnehmer auf der Festwiese, um sich einige Stunden später wieder zum Vorbeimarsch an der Prinzregentenbühne aufzustellen, allwo auch Prinz Ludwig Ferdinand, der hohe Protektor des Festes, dem Zuge zusah.

Das waren meine Eindrücke von dem Feste, ich denke, in vieler Herzen werden sie gleich freudig gewesen sein. Deshalb konnt ichs auch nicht lassen, Herrn Hofrat Schmidt persönlich meinen freudigen Dank für das schöne Fest abzustatten; verdanken wir doch seiner unermüdlichen Thätigkeit das ganze Fest. Und mit welchen Mühen war das

Ganze zustande gebracht, wie viele lang verschwundene Trachten hat Schmidts Eifer aus alten Truhen hervorgeholt. Ein Beispiel: das Kostüm der oben mehrfach erwähnten jungen Wäldlerin bestand aus 16 Teilen, die aus sage und schreibe 13 Häusern zusammengeliehen waren, und so ist es mehrfach und oft gewesen, wie die Träger und Trägerinnen mir erzählten. — Da soll man mit seinem Danke auch nicht zurückhalten, meine ich! — Leider hat das schöne Fest finanziell einen Mißerfolg zu verzeichnen, es sind ca. 8000 Mark zu decken, es wäre aber schlimm, wenn sich da nicht ein reicher Volksfreund oder die Stadt bereit fände, diese, gegenüber dem Gebotenen so geringe Summe, zu decken.

Einen direkten Erfolg aber hat bereits das Münchener Trachtenfest zu verzeichnen, der Regierungspräsident von Hessen hat beim Hofrat Schmidt sich nach der Veranstaltung der Festes erkundigt, in der Absicht, dort ein gleiches zu veranstalten, und in meiner Heimatprovinz bereitet sich, wie ich zu meiner großen Freude mitteilen kann, ähnliches vor. Ein noch viel gewaltigerer Plan aber, der bereits in vielen volkstrachtenfreundlichen Herzen begeisterten Widerhall gefunden hat, geht, während dieses geschrieben wird, seiner Vollendung entgegen. So war die Mühe und das ganze Fest kein verlorenes! Und auch in den Herzen der Teilnehmer wird es nicht spurlos vorbeigehen; für die Erhaltung der Volkstrachten aber wird es von unberechenbarem Nutzen sein.

Ich aber persönlich nehme aus meinem diesjährigen Münchener Aufenthalt, — vielleicht der letzte im alten lieben München, — die Erinnerung an schön verlebte Tage und an ein herrlich gelungenes Fest mit mir heim in meine

stille Marschenheimat am Weserstrande. Dank allen, die dazu beitrugen."

Der nächste Frühling traf mich wieder im Böhmerwalde. Ich hatte eine Einladung Notar Schreiners angenommen nach Friedrichsthal in Böhmen, dem Heimatorte des Böhmerwalddichters Josef Rank. Es war dort zu seinem 80. Geburtstage eine Ehrung für ihn geplant und ich sollte dabei die Festrede halten. Ich stand in den letzten Jahren mit Rank in brieflichem Verkehr und hatte ihm als Zeichen meiner Verehrung die „künischen Freibauern" gewidmet, was ihn hoch erfreute. Der alte Herr versprach auch, zu dem Feste in Friedrichsthal persönlich zu erscheinen, er hatte Sehnsucht nach der Heimat und diese Sehnsucht bewegte sein jugendfrisches Herz bis zuletzt, es war ihm ein froher Gedanke, seinen 80. Geburtstag in der Heimat feiern zu können, ja er trug sich sogar mit dem Gedanken, sich dort noch anzukaufen, um zeitweise die Heimatluft atmen zu können. Doch sollte sich leider dieser heiße Wunsch nicht mehr erfüllen. Eine andere Heimat war ihm beschieden, kurz vor seinem Ehrentage, am 28. März: die Heimat über den Sternen. — So wurde die beabsichtigte Feier ohne ihn begangen — sie war nur noch weihevoller, da sie dem Andenken des teuren, unvergeßlichen Verklärten galt.

Ich kam mit zwei großen, schleifengeschmückten Lorbeerkränzen, welche ich namens des „Deutschen Schriftstellerverbandes" und der „Schriftsteller-Genossenschaft" überbrachte, am 17. Juni in Neuern an, wo ich bei Herrn Apotheker Zinke einquartiert wurde, mit dem ich von da ab in freundschaftliche Beziehungen trat. Andern Tages fuhren wir nach dem etwa eineinhalb Stunden entfernten

Hirschau, in welches Friedrichsthal eingepfarrt ist und woselbst ein Gottesdienst die Feier eröffnete. Unter den Festteilnehmern befanden sich Dr. Klaar aus Prag, Reichstagsabgeordneter Herbst aus Kuntratitz, Notar Schreiner, Wenzel Schrenk und der Fabrikbesitzer aus dem nahen Neugedein, sämtlich mit ihren Familien. Die Schwiegermutter des letztgenannten, Frau Therese von Ziegler, eine imposante Erscheinung, erregte durch ihr thusneldenhaftes Auftreten als Sprecherin des „deutschen Schulvereins" erfreuliches Aufsehen. Aus Neuern, Furth i. W., Neukirchen, Neumarkt und Eschlkam waren die Gesangsvereine zugegen, ebenso zahlreich Volk aus der Umgebung, Deutsche und Czechen.

Während des Gottesdienstes in dem kleinen Kirchlein spielten Wenzel Schrenk und seine Tochter Emmy ein Duett für Geige und Harfe. Es klang wunderbar feierlich. — Nach dem Requiem schritt man in schlichtem Festzuge über eine mit Blumen übersäte Wiese nach dem nahen Friedrichsthal zum Geburtshause Josef Ranks, an welchem schon seit 10 Jahren eine Gedenktafel angebracht war und wo der eigentliche Festakt stattfand. An ihn schloß sich ein Festdiner im Gasthause zu Hirschau, das in fröhlichster Stimmung verlief.

Ein drohendes Gewitter mahnte zur Heimkehr. Schrenk und ich waren nach Neugedein zum Souper geladen und wir fuhren unter wolkenbruchartigem Regen dorthin. Auch als wir dann zur Bahn nach Neuern fuhren, hatte das Unwetter noch nicht nachgelassen, der Wagen war oft bis über die Räder im Wasser, besonders in dem Chodendorfe Putzenried, wo die Chodangel aus den Ufern getreten war und alles überschwemmt hatte. Doch kamen wir glücklich

nach Neuern und von dort nach Eisenstein, wo ich noch einen Tag die Gastfreundschaft der Schrenkschen Familie genoß. Ich hatte wieder meinen „Wald" gesehen und in treue Freundesaugen geblickt und das tröstete mich über manches Unangenehme der letzten Zeit hinweg. Die hehre Dichterfeier im Böhmerwalde aber wird mir stets unvergeßlich sein.

Die Sommermonate brachte ich dann mit meiner Familie in Schliersee zu, wo ich meine Erzählung „Dorfkabale"*) schrieb, und reiste im September mit meiner Frau zum Schriftstellertag nach Berlin. Ich hatte beim Festmahl den Toast auf die Stadt Berlin auszubringen. Es gefiel uns beiden wieder ausnehmend gut in Berlin, und es wurde in uns der Wunsch rege, einmal für längere Zeit dorthin überzusiedeln, wo sich so viel geistige Anregung darbietet.

Ja, es ist schön, das heutige Berlin und ich freue mich, es wiederzusehen. Aber auch anderswo ist es schön, überall, wo man geliebte Freunde findet, besonders aber in der Heimat — und das sollte ich glücklicherweise alsbald wieder erfahren.

---

*) Dorfkabale erschien zuerst in Reklam's „Universum" zu Leipzig und ist jetzt im Band 7 meiner Gesammelten Werke bei Enßlin und Laiblin in Reutlingen enthalten.

20. Die Jahre 1897—1902.

Mein 65. Geburtstag kam in Sicht. Meine Freunde und die Gemeinde Eschlkam kündeten mir an, daß an diesem Tage an meinem Geburtshause in Eschlkam eine Gedenktafel angebracht würde und Freund Reimer zitierte mir auf meine Einwendungen den Spruch von Sirach 10, 31: „In Demut achte deine Seele hoch und halte dich selbst in Ehren nach Gebühr!"

So ward denn mein 65. Geburtstag in meiner Heimat in festlichster Weise begangen und ich reiste am 24. Februar mit meiner Famile dahin ab. Auf dem Bahnhof in Furth i. W. wurde ich von weiß gekleideten Mädchen empfangen und von Bürgermeister Datzl als Vertreter der Stadt Furth begrüßt. Abends wurde mir ein Fest in dem reich dekorierten, großen Saale im „Bay" gegeben, zu

Max. Schmids Sohn Maximilian, zur Zeit Oberleutnant im königl. bay. 5. Inf.-Regiment.

welchem sämtliche Beamte mit ihren Familien und die gesamte Bürgerschaft, der Herr Stadtpfarrer an ihrer Spitze, erschienen waren. Es waren an 700 Personen anwesend. Herr Dr. med. Obmann hielt die Festrede. Dann folgten Gesangs- und Musikvorträge, unter denen das „Lied vom Böhmerwald" nicht fehlte, das von allen Anwesenden gesungen wurde. Ein Tanz beschloß die Feier.

Der nächste Tag, mein Geburtstag, fand uns in Eschlkam, wo wir schon zu einem Frühschoppen erwartet wurden. Der ganze Markt war beflaggt. Beim Eintritt in das Späthsche Gasthaus wurde ich unter der Thüre von einem weißgekleideten Mädchen mit einem Festgedicht begrüßt.

Um 12 Uhr mittags wurde sodann bei schönstem Wetter die Gedenktafel an meinem Geburtshause enthüllt. Eine mit Tannenkränzen geschmückte Tribüne nahm die Festgäste auf. Ein Gesang der Schulkinder, die Mädchen in weißen Kleidern, die Knaben mit weiß-blauen Fähnchen, leitete die Feier ein. Dann bestieg Hauptlehrer Köppele die Rednerbühne und begrüßte mit herzlichen Worten den „Sohn des Marktes Eschlkam, den Dichter und Sänger des böhmisch-bayerischen Waldes." Auf sein Wort: „So falle denn, du Schleier, der du diese Gedenktafel bisher verhüllt," fiel dieser und zeigte die mit einem Lorbeerkranze umwundene Tafel. Die Inschrift lautet:

„In diesem Hause wurde der geniale Volksschriftsteller Maximilian Schmidt, k. b. Hofrat und Hauptmann a. D., Ehrenbürger von Furth i. W. und Eschlkam am 25. Februar 1832 geboren. Errichtet von seiner dankbaren Waldheimat."

Ein „Hoch" auf mich, die Verteilung von Erinner-

ungsschleifen an die Festgäste und Gesang der Kinder beschloß die mich so sehr ehrende, schöne Feier.

Ich war tief bewegt, und als ich zu dem Fenster aufsah, an welchem meine Mutter so oft gesessen, konnte ich mich der Thränen nicht erwehren. Es wurde mir schwer, ein paar Worte des Dankes an die mich so Ehrenden zu richten.

Unter Vorantritt einer Musikkapelle und der Schulkinder zog man dann zum Neumaierschen Gasthause, in dessen mit Tannengrün geschmücktem Saale an vier langen Tafeln gespeist wurde. Aus der ganzen Gegend waren Gäste zum Feste erschienen, darunter auch die Gesangsvereine von Neuern in Böhmen und Neukirchen. Unter jenen, die von weiter herkamen, befand sich auch der bekannte Böhmerwaldschriftsteller Anton Schott. Während des ausgezeichneten Diners, das uns die Gasthof- und Brauereibesitzersgattin Frau Anna Neumaier bereitet, wechselten Toaste mit musikalischen und anderen Vorträgen und kleinen Vorführungen, unter denen ein paar Christkindlsingerinnen mit ihrer Wiege besonderes Interesse erweckten. Das Reizendste aber war die Bauernhochzeit, welche abends mit allen dabei üblichen Bräuchen, dem Ofenschüssellaufen, dem Brautmahl, Brauttanz, Brautstehlen, Schenken und Abdanken 2c. aufgeführt wurde. Die Hochzeitsgäste waren sämtlich in Kostümen, wie man sie vor und zur Zeit meiner Geburt getragen; es waren teilweise prächtige alte Stücke dabei, zurückreichend bis zum Jahre 1815. Die beim Schenken aufgerufenen Hochzeitsgäste trugen alle Namen aus meinen Erzählungen oder von solchen Personen, die ich als Kind gekannt. So erschienen „Ritter d'Ocford, Herr auf Stachesried," das „Rittermargerl" mit der Katze

im Arm, „Cantor Zirngibl“ u. a. Da waren sie wieder, die alten Goldhauben und Jungfernkrönlein, die langen Barchentröcke mit den Silberknöpfen und die Scharlachwesten, wie ich sie aus meiner Jugendzeit in Erinnerung habe. Ganz reizend waren die Brautjungfern in ihren rosa Röcken, mit silberverschnürtem Mieder und der Ringelhaube, an welcher ein Blumensträußchen steckte; die Burschen in kurzen Lederhosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen, schön gestickten Hosenträgern und grünsamtenen Mützen. Die Braut, Fräulein Käthi Neumaier, war in ein wunderbar reiches, echtes, altes Brautkostüm gekleidet, das ihr allerliebst stand. Es war ein reizender Abend, voll Poesie und Erinnerung. Die Hochzeitsgäste wurden nur von Eschlkamern dargestellt, vielfach von den Enkeln derjenigen, die sie verkörperten. Alles arrangierte Frau Neumaier in geradezu bewunderungswürdiger Weise und die Eschlkamer waren mit sichtlicher Freude bei der Sache. Den Brauttänzen folgten ungezählte andere, denen mein Sohn und meine Töchter bis zum frühen Morgen huldigten. Die heimkehrenden Gäste wurden, wie bei einer richtigen Hochzeit, jedesmal ortsüblich „hinausgeblasen“; aber es geschah dies in sehr „frühen“ Stunden.

Den nächsten Tag brachte ich noch in Eschlkam zu. Ich bedurfte der Ruhe nach diesen schönen, aber aufregenden Festen. Es stürmte da so viel auf mich ein, was mir Herz und Gemüt bewegte. Die Jugendzeit stand so lebhaft vor meinem Geiste und es waren ja doch noch einige da, die mit mir auf der Schulbank gesessen, und die herbeikamen, um alte Erinnerungen aufzufrischen. So meinte einer der Eschlkamer, Franz Forster, einer meiner einstigen Schulkameraden:

„Woaßt Marl, daß d' Federn guat halten kannst, woaß i längst, aber heunt hast aa g'red't, daß eam 's Herz rogla worn is."

„Besonders vor der Gedenktafel!" erwiderte ich lachend, „wo ich kaum das Wörtlein „Dank" herausbrachte."

„Marl," erwiderte der Jugendfreund, mir die Hand auf die Schulter legend, „dös war die schönst' Red', dö 's d' in dein' Lebn g'halten hast, g'wiß is's wahr. Uns alle is uns mit dir 's Flenna auskömma. Wir ham scho' g'wußt, was d' sagn hast wolln, und da drinnat innern Brustfleck ham ma's aa g'hört. 's war dei' schönste Red!"

Aber auch an andern Orten hatte man meiner an diesem Tage gedacht; eine Menge Briefe und Telegramme bestätigten mir das. Meine alten Hofer Freunde Christian Petzet, Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung" und Ferdinand Wilferth sandten mir prächtige Gedichte.

Der „Pegnesische Blumenorden" ernannte mich zu seinem Ehrenmitglied. Von Ihrer Majestät der Königin Christine von Spanien erhielt ich den Ritterorden Karl III. Se. königliche Hoheit der Prinzregent von Bayern genehmigte mir zu meinem Namen die Zusätze: „genannt Waldschmidt."

Nach solchen großartigen Ehrungen wäre es eigentlich jetzt an der Zeit gewesen, zu schweigen — doch meine Wanderung ist noch nicht zu Ende; erst nach vollendetem 70. Lebensjahre will ich eine längere Station machen. —

Den Sommer nach diesem Feste verbrachte ich mit meiner Familie in Eisenstein, um den Meinen von hier aus alle jene Punkte zu zeigen, welche sie aus den „künischen Freibauern" interessierten. In Seewiesen und Neubrunnst verlebten wir köstliche Stunden. Ebenso freund-

lich wurden wir von den Familie des Reichstagsabgeordneten Herbst auf Schloß Kuntratitz aufgenommen, wo wir einen Einblick bekamen in den Besitz eines böhmischen Großgrundbesitzers, eines sogenannten „Haberfürsten", wie sie hierum genannt werden. Bei meinem Freunde Schrenk in Elisenthal und dessen Schwager Reck, Guts- und Glashüttenbesitzer in Ludwigsthal wurden wir ebenfalls fröhlich willkommen geheißen. In allen diesen Familien

Aufnahme von 1901. Maximilian Schmidt.

herrscht eine beinahe fürstliche Gastfreundschaft. An den reich besetzten Tafeln fanden sich manchmal 20—30 Personen zusammen, und es vermittelt auf manchen Tischen eine kleine Eisenbahn die Schüsseln von einem Ende der langen Tafel zum andern. Sehr heiter war auch ein Waldfest, das wir bei der Regenhütte mitmachten. Der Fest-

platz war reizend gewählt. Der große und kleine Falkenstein ragten über die Baumwipfel zu uns herüber und mahnten mich an meine erste Bergfahrt dorthin.

Ueber Pilsen und Taus fuhren wir nach Furth, besuchten flüchtig Eschlkam und kehrten dann nach München zurück.

Am 8. September hatte ich dann die Freude, einen zweiten Enkel zu erhalten, der auf den Namen Hermann getauft wurde. — — — — — —

Die nun folgenden fünf Jahre bis zur Vollendung meines siebenten Dezenniums am 25. Februar 1902 möchte ich in möglichster Kürze zusammenfassen, nicht als ob ich darüber weniger zu berichten hätte, wie über mein früheres Leben, denn eine ununterbrochene geistige Thätigkeit füllte auch diese Zeit aus. Ich erwähne die bereits in der Gesamtausgabe meiner Schriften enthaltenen oder als dafür bestimmten Kultur- und Lebensbilder: „Heimkehr", „Vitus", „Der Reismüller", „Der Himmelbrand", „Der Mann im Grund", dann eine große Anzahl von Novellen und Humoresken, wie „Lazarus Sauerteig", „Der berühmte Besuch," „Das Taschentuch," „Ein weiser Urteilsspruch," „Von der Landstraße," „Die Stelzengretl," „Im Vorübergehen," „Der Substitut," „Der Wolf im Dorfe," „Der Herr mit dem Cylinder," „Der Wasservogel" 2c. 2c., welche teils im Band 4 gesammelt und für einen weiteren später erscheinenden Band meiner „Gesammelten Werke" bestimmt sind. Außerdem beschäftigte ich mich mit dramatischen Arbeiten, mit bäuerlichen und bürgerlichen Volksstücken und einaktigen Lustspielen. Welche Erfolge ich damit erzielen werde, weiß ich noch nicht.

Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold von

Bayern verlieh mir gelegentlich seines Geburtsfestes am 12. März 1900 die königliche Ludwigsmedaille für Kunst und Wissenschaft.

Meine Werke erscheinen seit einigen Jahren in einer Gesamtausgabe im Verlage bei Enßlin und Laiblin in Reutlingen. Die Lösung der Kontrakte mit meinen früheren Verlegern war mit großen Opfern und Schwierigkeiten verknüpft, doch gelang es mir schließlich mit Hilfe des neuen Verlages, welcher vorerst eine illustrierte, billige Volksausgabe, die 30—32 Bände umfassen wird, herstellt. Bis jetzt sind 20 Bände erschienen.

Die letzten vier Sommer brachte ich größtenteils im reizend gelegenen Ambach am Starnbergersee zu, wo ich auch mehrere der oben erwähnten Arbeiten niederschrieb; dabei machte ich Abstecher in das Hochgebirg und den bayerischen und Böhmer-Wald. Nach letzterem verlegte ich auch teilweise den Schauplatz meiner Erzählung „Die Hopfenbrockerin." Damit kehrte ich zum Ausgangsschauplatze meiner litterarischen Thätigkeit zurück, zum „Böhmerwald, wo meine Wiege stand." Dahin eile ich stets mit freudigem Herzen, da schöpfe ich gleich dem Antäos wieder frische Kraft aus der Muttererde, aus welcher die Quellen dieser Dichtungen entsprangen. Ob und wie lange mich diese überdauern, wer kann es wissen? Das aber weiß ich gewiß, daß keiner mit wärmerem Herzen und reinerer Begeisterung für seine Heimat einzutreten vermag, als ich es gethan und es noch fürderhin thun möchte.

Im Sommer 1900 reiste ich als Delegierter des „deutschen Schriftstellerverbandes" zum „Internationalen Preßkongreß" nach Paris. Präsident Loubet, alle Minister, die Kollegen, die Stadt Paris, ja ganz Frankreich über-

schüttete uns mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft. Es waren schöne, wenn auch anstrengende Tage. Ich machte viele interessante Bekanntschaften, besonders lieb war mir diejenige des Mitdelegierten Hans Feller, k. und k. Hofbuchhändlers aus Karlsbad.

Ende Oktober 1900 feierte das topographische Bureau des bayerischen Generalstabes sein hundertjähriges Jubiläum. Auch ich ward hiezu eingeladen, wie alle vormals und zur Zeit im Bureau kommandierten Offiziere. Das Festdiner fand in den Prinzensälen des Cafe Luitpold statt. Se. kgl. Hoheit Prinz Ludwig hielt bei dieser Gelegenheit eine seiner markanten, stets sach- und fachkundigen Reden, dabei die großen Verdienste des Bureaus um die deutsche Kartographie rühmlichst hervorhebend. Ich traf hier mit vielen Kameraden aus früherer Zeit zusammen und tauschte mit ihnen schöne Erinnerungen aus. Als ein im Jahre 1852 zum topographischen Bureau Kommandierter war ich neben den noch früher kommandierten Generalen von Orff und Popp der drittälteste Topograph unter den anwesenden Offizieren. Und wenn ich so im Kreise herumsah, überkam es mich, als ob ich auch im gewöhnlichen Alter zu den Matadoren gerechnet werden müßte. Ich fühlte es zwar nicht, aber die Zahl meiner Lebensjahre ist sehr weit vorgeschritten. Das kommt von selbst. Der Siebziger steht in Sicht; bald hätte ich ihn nicht mehr erlebt.

Am 19. April 1901 verunglückte ich durch die elektrische Trambahn und meine „Wanderung“ sollte ein unvermutetes, jähes Ende nehmen. Aber noch war meine Zeit nicht um. Der vortrefflichen ärztlichen Behandlung im städtischen Krankenhause rechts der Isar durch die Herren

Hofrat Dr. Brunner und Dr. Bauriedl und der über jedes Lob erhabenen, aufopfernden Pflege der barmherzigen Schwestern, welche später in Ambach durch meine Familie übernommen wurde, verdanke ich die Herstellung meiner sehr in Frage gestellten Wiedergenesung. Die allgemeine Teilnahme, welche mir bei dieser Gelegenheit bezeugt wurde, ließ mich mit Freuden erkennen, daß ich viele, viele Freunde besitze, aus neuer und früherer Zeit. Ich muß hierbei

Maximilian Schmidt mit Frau und Töchtern.

namentlich meiner langjährigen edlen Freunde, des Kunstmalers Gustav A. Horst, des Hofrats Rudolf Bunge, des Ferdinand von Leutner, des Wenzel Schrenk und des Fabrikanten Anton Wiener mit gerührtem Danke gedenken. Die in meiner Wanderung öfters erwähnten, hochedlen Freundinnen aus meiner Jugendzeit konnten mir freilich ihre

Teilnahme nicht mehr zu wissen thun, da sie mir vorangegangen nach einer anderen Welt. Nur eine einzige, Mina Maeco (verwitwete Notar Uebersetzig), welche mich im Jahr 1856 in Ingolstadt aufgemuntert, „mein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen“ und mein Schaffen bis zuletzt eifrig verfolgte, konnte mich noch ihrer Teilnahme versichern, kurz bevor sie mit ihrem Sohne und dessen Gattin nach Zentralamerika zu ihren beiden andern Söhnen übersiedelte. Eine Karte von dort zeigte mir ihre glückliche Ankunft an und die Versicherung stets treuen, herzlichen und freundschaftlichen Gedenkens.

So habe ich stets treue Freundschaft, oft bis über das Grab hinaus, gehalten, denn ich denke hoch von dem Zauber, der in der Freundschaft ruht. Es ist ein Stück Himmel, solchen Himmels, den die Menschen sich selbst zu erschließen vermögen, wenn sie reinen Herzens sind. Andere verstehen es nicht.

Und meinen Freunden sei nebst meiner Familie diese „Wanderung“ gewidmet. Wohl habe ich darin oft und viel meiner Werke und ihrer Entstehung erwähnt, aber das bildete ja meine Haupterlebnisse; mein ganzes Sinnen und Denken habe ich in meinen Büchern niedergelegt. Was mir das Schicksal und die Menschen Uebles angethan, habe ich nur nebenbei gestreift. Was liegt auch daran! Warum sollte gerade ich ein ungetrübtes Glück genießen? Ich glaube überhaupt, daß ein ruhiges Glücksbewußtsein die Thatkraft lähmt und niemals Außergewöhnliches schaffen läßt. Leid und Freud muß der Dichter wie der Künstler empfunden haben, wenn es ihm gelingen soll, anderer Herzen zu zwingen, daß sie fühlen, was er empfand, daß sie denken, was er gedacht, da er sein Werk geschaffen. Ich

hatte aber auch einen Talisman, der mich gegen alles feite, der mich alles überdauern ließ, wo immer mir Schlimmes begegnete, und dieser Talisman war mein Humor, den nichts zu vertreiben imstande war und der auch siegreich bis in die Tiefen anderer Herzen gedrungen ist.

So will ich auch frohgemut das 8. Dezennium meines Lebens antreten, stets freudig bereit zu schönem Schaffen, aus dem Volke und für das Volk, wie ich es seit mehr denn 40 Jahren gethan, so gut ich es noch vermag und — so lange es Gott gefällt.

München, im Februar 1902.

Maximilian Schmidt.